THE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

Schloss Tarasp

Von

J. R. Rahn.

Zürich.

In Kommission bei Fäsi & Beer.

Druck von Fritz Amberger vorm. David Bürkli. 3371

1909.

Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich.

Band XXVII, Heft 1.

(Für Tafeln und Textbilder alle Rechte vorbehalten).

THE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

Lichtdruckanstalt Alfred Ditisheim, Nachf. v. H. Besson, Basel.

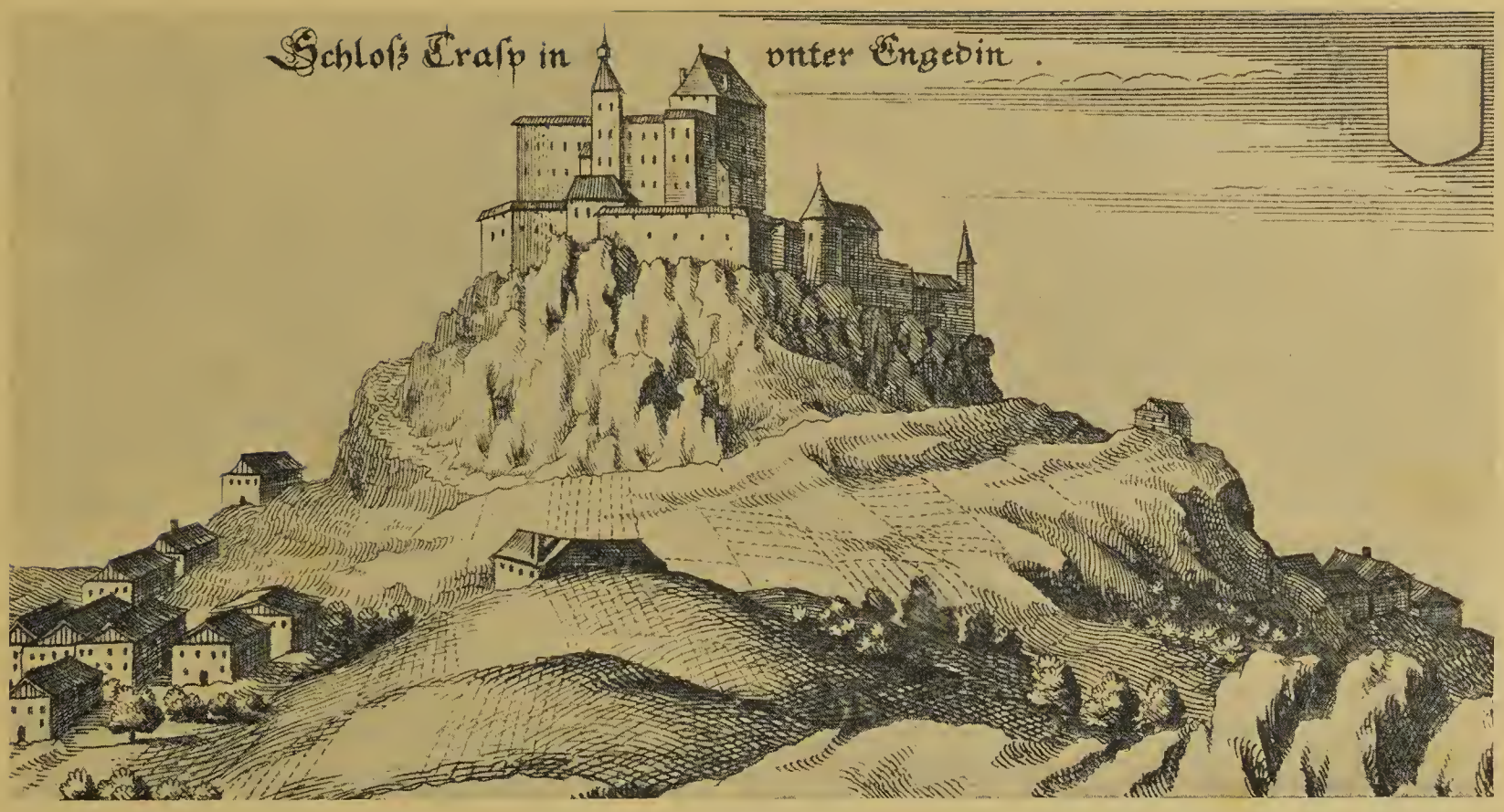


Fig. 1. Aus Merians Topographia Provinciarum Austriacarum 1649.

Geschichtlicher Überblick.

Bünden hat manche Burg, die zur Landschaft steht, aber keine herrscht so weit und stellt sich so gross und vornehm dar, wie das Schloss Tarasp. Bis zur Flüelastrasse schimmert das weisse Gemäuer hinauf. Zuerst bei dem Punkte 2266 der Siegfriedkarte, kurz bevor der Einblick in das Grialetschthal sich öffnet, wird es sichtbar; dann verschwindet das Bild. Erst auf dem Wege von Ardetz nach Fetan erscheint es wieder und bleibt dann auf weite Strecken das Wahrzeichen des Tales. Von allen Seiten gesehen ist die Burg so reizvoll getürmt, als ob sie eigens zum Schmucke der Landschaft geschaffen worden wäre.

Hoch über dem rechten Innufer, wo auf der sonnigen Staffel die Weiler Florins, Sparsels und Fontana liegen, ist Tarasp auf einer Kuppe gebaut, die sich ziemlich lang von West nach Ost erstreckt. Der schieferige Fels ist scharf zerklüftet mit stellenweise überhängenden Schichten, der Fuss mit Lärchen bestanden, nur die Südflanke ist kahl und gleichmässig steil geböscht. Dort unten liegt der „See“, ein stilles grünes Gewässer, das spiegelklar das Bild des Schlosses zaubert.

Burgen sind oft in einer Wartlinie, d. h. die eine in Sicht der andern, vorwärts und rückwärts befindlichen, gelegen, und es scheint auch Tarasp in einem solchen Verhältnisse gestanden zu haben, hinauf zu Umbren bei Fetan und der Burg von Steinsberg oder Ardetz; talabwärts konnte Petersburg bei Sent gesichtet werden. In jedem Falle wachten die Tarasper weit und breit.

Der Machtentwickelung begüterter Geschlechter hatte das Übergewicht der Bischöfe von Chur gewehrt, bis Konrad II. 1037 und 1038 die Lehen erblich erklärte.[1]) Auch wurden vorerst nur Vornamen geführt, die sich bestimmten Häusern nicht zuweisen lassen. Erst in der Folge kamen die Zu- und Geschlechtsnamen auf, welche die Träger von ihren Besitzungen sich gaben. Alle sind rätischen Klanges: die der Vatz, Räzüns, Belmont, der Matsch und Sax.

Gleiches gilt von dem Namen Tarasp, der urkundlich unter verschiedenen Formen erscheint: Traspes heisst er im XII. Jahrhundert und noch einmal 1239; im XIII. und XIV. Jahrhundert Trasp und dann auch Traschps, endlich — nur einmal 1395 — Tarasps.

Seit der ersten Hälfte des XI. und im XIII. Jahrhundert sind die Herren von Tarasp nächst den Bischöfen von Chur die mächtigsten Dynasten im Inn- und Etschthale gewesen, reich begütert auch im Veltlin, Puschlav und Bergell bis nach Como, ausserdem werden Besitzungen im Oberhalbstein und Schanfigg genannt.[2]) Die Genealogie dieses Hauses indessen wird unsicher bleiben, denn nur eine Urkunde ist im Originale erhalten.[3]) Was sonst verlautet, geht aus einer späteren Quelle, der Chronik hervor, die Goswin, der Prior von Marienberg im Vintschgau und Hofkaplan Leopold III. von Österreich um 1370 geschrieben hat.[4]) Sie ist reich an Aufschlüssen, aber nicht einwandfrei, was sogar von den Urkunden gilt, die sie im Wortlaute enthält.

Die neuesten Versuche zur Klärung der Stammesabfolge haben P. Wilhelm Sidler[5]) und P. Peter Bapt. Zierler[6]) gemacht. Ihren Aufstellungen schliessen sich unsere Ausführungen an. Sidler weist darauf hin, dass Goswin den Fehler beging, fast alle Nachrichten, die von einem Ulrich melden, auf eine Persönlichkeit, Ulrich IV., den 1177 verstorbenen Stifter von Marienberg zurückzuführen, während mehrere der erwähnten Begebenheiten wohl eher einen älteren dieses Namens zum Träger haben.

Die Erbauung des Schlosses schreibt Goswin einem Ulrich zu und führt darüber folgendes aus: In seinem Schlafgemache daselbst sei ein Gemälde gewesen[7]); es stellte vor, wie der Graf von Rom nach Mailand gezogen, dort aus Hass vertrieben worden sei, und wie er dann, ins Engadin geflüchtet, in Fetan ein stattliches Haus erbaut habe, wo er zur Ehre Gottes und unserem Nutzen einsam lebte. Dieser Ulrich, heisst es weiter, sei eines Tages den Hirten gefolgt, die auf einem Hügel jenseits des Inn seine Schafe weideten. Ihn habe er geeignet für eine Burg gefunden und dann auch sogleich den Bau begonnen, den er nach seiner Vollendung Tra-spes, d. h. „ohne Hoffnung“ nannte, weil er nicht mehr hoffen konnte, in seine Heimat zurückzukehren.[8]) Ulrich I. nennen ihn Sidler und Zierler. Seine Lebenszeit setzen sie in die erste Hälfte des XI. Jahrhunderts und halten

---

[1]) C. v. Moor, Rætia II, 83 und Note 3. Desselben Geschichte von Currätien I, 203.

[2]) v. Moor, Geschichte von Currätien. S. 203 u. 206. P. C. v. Planta, die Currätischen Herrschaften. S. 100. Rætia II. S. 90. Jahresbericht der historisch-antiquarischen Gesellschaft von Graubünden 1897. S. 102. P. Wilhelm Sidler, Jahrbuch für Schweizerische Geschichte. Bd. 31. S. 296.

[3]) C. Jecklin, Anzeiger für Schweizerische Geschichte NF Jahrg. 19, 1888. S. 210 u. f.

[4]) P. Goswin, Chronik des Stiftes Marienberg, herausg. von P. Basilius Schwitzer, Innsbruck 1880. S. 49.

[5]) Jahrbuch für Schweizerische Geschichte Bd. 31, S. 296 u. ff. Mit Stammbaum S. 342.

[6]) Forschungen und Mitteilungen zur Geschichte Tirols und Vorarlbergs, V. Jahrg., 1908, S. 1 u. ff. Stammbaum S. 4.

[7]) Goswin, ed. Schwitzer S. 55.

[8]) Rætia II, 87. Goswin, ed. Schwitzer S. 59. Vgl. auch l. c. S. 55 n. I. Sidler S. 298. Andere Deutungen gibt Zierler, V. Jahrg., I. Heft, S. 6.

dafür, dass das Schloss bald darauf erbaut gewesen sei.[1]) Auch weitere Nachrichten Goswins treffen auf diesen Ulrich zu: die Bezeichnung als „mailändischer Graf“ und seine Flucht vor den Feinden im Süden, wo er begütert war. Keineswegs braucht aber darum auf italienische Abkunft geschlossen zu werden; die deutschen Namen Ulrich und Gebhard, die in der Familie immer wiederkehren, stehen dieser Annahme entgegen.[2])

Für den Stammsitz der Tarasper will Goswin eine Burg bei Marienberg, Castellatz[3]), gehalten wissen, wo er einen Ulrich hausen lässt und von diesem die folgende Geschichte erzählt[4]): Düsteren Sinnes und in sich gekehrt, sei er am liebsten den Hirten in ihre Einsamkeit gefolgt. Das hatte einen Nachbarn, der unten an der Etsch auf der Stelle der heutigen Fürstenburg ein Schloss besass, zu öfteren Ausfällen getrieben, indem er höhnte, dass Ulrich seine Burgen auf Viehweiden baue und ihn den Viehhirten nannte. Endlich des Spottes und der Herausforderungen müde, habe sich Ulrich zur Rache ermannt. Die Begegnung auf einem Ausritte bot sich dazu dar. Den Widerpart und seine Knechte hieben Ulrich und die Seinen nieder, nahmen den Leichen ihre Obergewänder und eilten damit verkappt dem Schlosse zu. Dort sah die Burgfrau sie kommen, und, wähnend, ihr Gatte sei wieder einmal vor dem Tarasper geflohen, liess sie eilends das Burgtor öffnen. Nun drangen diese ein und brachen das Schloss. Die Gründung von Marienberg und reiche Vergabungen an die Kirche seien darauf erfolgt, als Sühne für jene Tat, die ihr Urheber nachmals bereute. Als solchen gibt Guler den 1177 verstorbenen Ulrich IV. an, wogegen Sidler und Zierler auf Ulrich I. raten und ihm, nicht erst einem jüngeren dieses Namens, auch anderes zuschreiben[5]): „Sünden, die er — wie Guler[6]) sich ausdrückt — im Stegreif als ein Staudenreuter oder Heckenfischer, oder auch sonsten begangen.“

Söhne oder Enkel dieses Ulrichs I. waren „vier leibliche Brüder“, die nach Goswin die Burg Tarasp bewohnten. Eberhard, der Stifter des um 1078 geweihten[7]) Klosters Schuls; Ulrich II., der 1096 als Bischof von Chur gestorben ist[8]); endlich Gebezzo oder Gebhard und Egeno. Von dem letzeren leiten Sidler und Zierler die Linie der Mätscher ab, und Gebhard hat als Stammhalter der Tarasper zu gelten. Mutmasslich sein Sohn war Ulrich III., vermählt mit Irmengard, die nach seinem vor 1131 erfolgten Hinschied den Grafen Arnold I. von Greifenstein heiratete[9]), und Vater dreier Söhne: Ulrichs IV., Friedrichs und Gebhards II. Letzterer ist kinderlos, mutmasslich 1140

---

[1]) Sidler, S. 298 u. Note 1. Die früheste urkundliche Erwähnung des Schlosses datiert allerdings erst vom Jahre 1160. Goswin-Schwitzer S. 51. Sidler, 297. Zierler S. 6 setzt die Erbauung in die Zeit um 1043 oder 1044 an

[2]) Sidler, l. c. 297 u. P. C. v. Planta, Die Currätischen Herrschaften S. 100, ist geneigt, auf einen verwandtschaftlichen Zusammenhang mit den alten Grafen von Tirol und vielleicht auch mit denen von Chur zu schliessen; während Sidler auf einen solchen mit den Gaugrafen von Unter-Rätien, den Montfort, rät. Für die italienische Abkunft spricht sich Zierler, Heft I, S. 5 aus.

[3]) Goswin ed. Schwitzer S. 49. Castelletz und Castellatz Rätia II. S. 86. Später soll die Burg, die Ulrich II. (IV.) gelegentlich noch selber bewohnte (l. c. 91) auf dessen Befehl zerstört worden sein, damit Marienberg nicht durch sie gefährdet würde. (l. c. 92 u. f.). Vergl. Zierler S. 7.

[4]) Goswin-Schwitzer S. 48 u. f., Sidler S. 298.

[5]) Sidler S. 298. 302 Note.

[6]) Rätia II. S. 100, Note. Strassenräuber wird er von Sererhard genannt. Vgl. auch Sidler 302, Note.

[7]) Sidler S. 299. Zierler S. 26 setzt die Gründung des Klosters Schuls erst in das Jahr 1095.

[8]) Dass er auch Abt von Muri und Disentis gewesen sei, wird von Sidler S. 343 und Zierler S. 13 bezweifelt.

[9]) Zierler S. 102 u. f., 190 u. f.

in Jerusalem gestorben[1]); Friedrich mit Hinterlassung eines Sohnes, Gebhards IV. und dreier Töchter, denen keine Nachkommen folgten.

Ulrich dem Vierten, vermählt mit einer 1162 verstorbenen Uta, legt Goswin den Namen des „Stifters" (fundator) von Marienberg bei und auch als Stifter von Münster wird er bezeichnet in einer allerdings gefälschten Urkunde. Indessen ist nicht daran zu zweifeln, dass er an der Neuordnung dieses Stiftes, das nunmehr ein ausschliessliches Frauenkloster geworden war, einen hervorragenden Anteil genommen habe.[2]) Um ihn baut sich nun vornehmlich die Geschichte von der Höhe und dem rasch darauf folgenden Ende des Taraspischen Stammes aus. „Vir liberæ conditionis" — Freiherr — wird er im Diplome Friedrich Barbarossa's vom 9. Oktober 1169 genannt[3]) und er konnte für den reichsten Herrn im Engadin und Vintschgau gelten.[4]) Unter ihm wurde 1131 ein Neubau des Klosters Schuls geweiht, den er hatte errichten lassen, nachdem durch Blitzstrahl das vorige eingeäschert worden war.[5]) Nur ein Priorat war es bisher gewesen; mit Mönchen aus Ottobeuren liess Ulrich den Convent erneuern und nunmehr erst das Stift zur Abtei erheben. Immerhin blieb seine Lage auch so noch prekär[6]) was schliesslich Ulrich und den Abt zu einer Reise nach Rom bestimmte. Sie trug ihnen die päpstliche Erlaubnis zur Verlegung des Klosters ein, zunächst um 1146 nach St. Stephan im oberen Vintschgau und schliesslich, weil auch dieser Platz sich ungeeignet erwiesen und Ulrich, diesmal allein, eine zweite Romfahrt unternommen hatte, auf die Stelle, wo seit 1150 das Kloster Marienberg noch heute besteht.[7])

Ulrichs reiche Gunst fiel auch dem neuen Stifte zu, durch Vergabungen, die er und seine Brüder bei jeder Gelegenheit ihm vermachten. Indessen gingen daraus auch Misshelligkeiten hervor, schon aus der Bestimmung, die Ulrich vor 1160[8]) durch die Wahl eines Vetters, des Egino von Matsch zum Schirmherrn von Marienberg getroffen hatte, und sodann aus einer letztwilligen Verfügung zu Gunsten dieses Stiftes und des Bischofs Adalgot von Chur, dem Ulrich nebst vielen anderen Besitztümern einen Anteil an dem Schlosse Tarasp vermachte, das Betreffnis seines Neffen Gebhards von Tarasp dagegen auf das gesetzliche Viertel beschränkte.[9]) Die Folge war eine Fehde, die zwischen 1164 und 1167 zum Austrage kam.[10]) Gebhard gelang es, sich Tarasp's zu bemächtigen, dessen Name bei diesem Anlasse zum ersten Male urkundlich erscheint. Aber nicht lange vermochte er sich zu halten. Ulrich mit seinen Verbündeten, dem Bischof von Chur und Egino von Matsch nahmen die Veste wieder ein. Die Besatzung musste Urfehde schwören, dann zog sie unbehelligt ab. Der Vergleich, der zwischen 1164 und 1167 geschlossen wurde,[11]) bestimmte nun auch über Gebhards

[1]) l. c. S. 114.

[2]) Vergl. Zemp u. Durrer: „Das Kloster St. Johann zu Münster". Mitt. der Schweiz. Gesellschaft für Erhaltung historischer Kunstdenkmäler. NF. VI. S. 48.

[3]) Sidler S. 303.

[4]) P. C. v. Planta a. a. O., S. 100. Rætia II., S. 90.

[5]) Das Folgende nach Sidler S. 301 u. f. Vergl. dazu P. Zierler, Jahrgang V. S. 26 u. 104.

[6]) Zierler S. 118 u. ff.

[7]) Nach Zierler S. 194 schon seit 1149.

[8]) Sidler 303.

[9]) Goswin-Schwitzer S. 51. Rætia II S. 90; J. C. Muoth, Jahresbericht der histor.-antiquar. Gesellschaft von Graubünden 1897 S. 102; Sidler S. 303.

[10]) R. Thommen, Urkunden zur Schweizergeschichte aus österreichischen Archiven. Bd. I. Basel 1899. S. 15.

[11]) Thommen l. c., nicht erst 1177, wie es Rætia S. 96 und 99 heisst. Die Urkunde ist abgedruckt bei Goswin-Schwitzer S. 63 u. f. Sidler, S. 304 Note 1, setzt den Vergleich auf 1160 oder spätestens 1161 an.

Teil: er sollte, wofern sein Inhaber kinderlos stürbe, ebenfalls dem Bistum verfallen. In Anerkennung dessen „ad confirmacionem amicicie et ut patruo suo adeo libencius reconciliaretur“ wurde Gebhard in das Lehen dieses Teiles und weiterer Besitzungen eingesetzt, die Ulrich dem Bischof verschrieben hatte.

Schon vor dem Gatten und dem Vater hatten Uta und Ulrich V., der Sohn dem weltlichen Stande entsagt, dieser als Mönch von Marienberg und Uta im Klosterfrieden von Münster. Auf einer Wallfahrt, die sie von dort ins heilige Land unternommen hatte, ist sie gestorben. Die Tote liess Ulrich nach der Heimat verbringen, wo er über der Ruhestätte 1163 eine Klause stiftete. Um 1164 ist auch er Conventual von Marienberg geworden und dort, nach Goswins Bericht, am Vorabend der Geburt des Heilandes 1177 gestorben. Mit ihm, vielleicht auch erst mit seinem Sohne Ulrich V. und dem Neffen Gebhard, erlosch die Hauptlinie der Tarasper. Jahrhunderte lang dagegen setzte sich die Erbfolge in der der Vögte von Matsch, dem Nebenzweige des Hauses, fort.

Was zunächst folgte, ist unbekannt, denn es fehlen die urkundlichen Berichte auf lange hinaus, und was darauf verlautet, ist auch nicht genug, um die verwickelten Besitzverhältnisse aufzuklären.

Ein Halbteil der Taraspischen Güter und Rechte samt der Burg, scheint von Anfang an[1]) als Churisches Erblehen an die von Reichenberg gekommen zu sein, die das bischöfliche Vizdumnat im Vintschgau inne hatten.[2]) Zerwürfnisse mit den Vögten von Matsch und Reibungen zwischen diesen und den Bischöfen von Chur waren infolgedessen unausbleiblich, zum Vorteile Albrechts III. von Tirol, der als Begründer der Grafschaft dieses Namens seine Besitzungen nicht zum mindesten auf Kosten der rätischen Bistümer und Klöster zu erweitern und abzurunden verstund. Ihm fiel auch die Herrschaft Tarasp, durch Kauf von Schwicker von Reichenberg, im Jahre 1239 zu.[3]) Zwanzig Jahre später hat sie Albrechts Enkel, Graf Meinhard II. von Görz und Tirol seiner Gemahlin Elisabeth als Wittum übergeben.[4]) Ein Halbteil war inzwischen den Vögten verblieben, nun wurden sie 1273 auch Inhaber des zweiten, wider ihren Willen allerdings, durch einen Tausch, in dem ihnen Graf Meinhard Tirolische Besitzungen aus dem Moosburg'schen Erbe gegen Tarasp und das Gericht von Nauders abgenötigt hatte.[5])

Einen tiefen Einschnitt hatten die Ereignisse um die Mitte des XIV. Jahrhunderts zur Folge. In der Fehde, die 1347 zwischen den Bischöfen von Trient und Chur und König Ludwigs Sohn, dem Markgrafen Ludwig von Brandenburg entbrannte, hatten die Vögte auf Seite des letzteren gestanden und nach dem siegreichen Ausgange auf die Belohnung mit der Churischen Fürstenburg gehofft, die sie mit schweren Opfern erobert hatten. Statt dessen wies Ludwig die Veste Konrad dem Freiberger zu. Die Folge war ein Kampf mit ihm[6]) und dann auch mit des Markgrafen Landeshauptmann in Tirol, dem Herzog Konrad von Teck. Aber die Vögte Ulrich III.

---

[1]) Muoth S. 7.

[2]) v. Planta, S. 101. Die Reichenberger, die ihre Burg ob Taufers hatten, scheinen Verwandte der Matsch gewesen zu sein. Eine Urkunde von 1373 deutet darauf, die beide Familien als Inhaber von Lehen bezeichnet, die ihre Vorfahren gemeinsam besessen hatten. Thommen II., S. 32, No. 32.

[3]) v. Moor, I. S. 382. v. Planta 101. Thommen I. S. 33, No. 52; Muoth S. 8.

[4]) Thommen, I. S. 45.

[5]) Muoth, S. 8. Ladurner, Heft 16, S. 61.

[6]) Ladurner, l. c., S. 133—135.

und sein Sohn Ulrich IV. unterlagen, und das Ergebnis ihrer Unterwerfung und weiterer Verhandlungen, die sich bis 1351 in die Länge zogen, war, dass sie ihre Vesten nicht mehr zu eigen, sondern nur noch als landesfürstliche Lehen von Ludwig zurückempfingen, und forthin den jeweiligen Grafen von Tirol als ihren Herrn anerkennen mussten.[1]) Einmal, seit 1422 ist Tarasp auch Toggenburgisch geworden, durch Friedrichs VII. Heirat mit Elisabetha, der Vögtin von Matsch.[2]) Nach dem kinderlosen Hinschied des Grafen 1436, fiel die Herrschaft an die Matsch zurück. Sie blieb ihnen, bis sie Vogt Ulrich 1464 um 2000 fl. dem Herzog Sigmund von Oesterreich verkaufte.[3])

Ein Bollwerk zu besitzen, von dem er das Unterengadin beherrschen konnte, war vornehmlich die Absicht gewesen, die den Herzog zu diesem Erwerbe veranlasst hatte.[4]) Es ist denn auch wiederholt zu Streitigkeiten mit den Talleuten gekommen, die Rechte auf das Schloss beanspruchten.[5]) Schon 1465 brach eine Fehde aus mit einem Anlauf gegen die Veste, der aber abgewiesen wurde. Man verheerte sich gegenseitig die Felder und machte Gefangene.[6]) Erst 1467 gelang es dem Bischofe von Chur, Ortlieb von Brandis und den drei Bünden, eine Richtung zu vermitteln. Sie bestimmte u. a., dass das Schloss keine grössere Besatzung enthalten dürfe, als zur Bewachung nötig sei, und dass, nach Zusicherung freien Abzuges seitens der Engadiner, alles weitere Kriegsvolk sofort zu entlassen sei. Aber die Spannung und die gegenseitige Gereiztheit dauerten fort, und wessen man sich im Schlosse zu versehen hatte, geht aus der Weisung hervor, die Kaiser Maximilian 1499 an den dortigen Pfleger, Heinrich von Rotenstein erliess. Den Talleuten, die zur Huldigung aufgeboten waren, sollte befohlen werden, „sunnder weer zu kumen“ und, „sollest du sy nit zu nahet zu dem sloss lassen. Daran tust du unsere ernnstliche meynung“.[7])

Als im ganzen Engadin die Reformation ihren Einzug hielt, hätte wenig gefehlt, dass auch die Tarasper schwankend geworden wären. Sererhard schreibt[8]): „um 1570 hatten viel Familien unter ihnen auch allbereits die Reformation angenommen, weile aber die groben Schulser Unfug wider sie anstellten, wegen der Kirchenstühle und Begräbniss, so sattelte alles um, sie wendeten sich demnachen an die Regierung zu Innsprugg, und bekamen sattsame Assistenz. Die Regierung liess ihnen eine Kirche bauen, steurte drei Glocken in ihren Thurn, stiftete ein Pfrund zur Erhaltung zweier Capuzinern, deren Salarium jährlich von Finstermünz kommet, und allso wars um die Reformation geschehen.“ Anders als Sererhard, der den Schulsern überhaupt nicht gewogen war, drückt sich Campell aus. Demnach hätte Österreich die Wiederbekehrung der Tarasper erzwungen und ihnen die Kosten des Kirchenbaues auferlegt.[9]) Diese Zugehörigkeit zum Katholizismus und zu Österreich erklärt, dass in Tarasp neben dem Ladinischen von altersher auch deutsch gesprochen wird.[10])

---

[1]) Ladurner, S. 139—149. Über Erneuerungen des Lehens durch die Grafen von Tirol und die Herzöge von Österreich, v. Planta, S. 101 und Note 5.

[2]) Ladurner, Heft 17, S. 125. Note, S. 179 ff.

[3]) v. Moor S. 383; v. Planta S. 101; Ladurner, Heft 18, S. 9. Zur ehemaligen Herrschaft Tarasp gehören die Fraktionen und Weiler Avrona, Vulpera, Chants, Sgnè, Florins, Sparsels, Fontana, Chaposch, Vallatscha und Aschĕra.

[4]) v. Planta, S. 101.

[5]) Campell, deutsch II., S. 124. Näheres bei v. Moor, S. 383.

[6]) Campell, l. c.; v. Moor, S. 384; Ladurner, Heft 18, S. 10.

[7]) C. u. F. v. Jecklin, Festschrift zur Calvenfeier 1499, 1799—1899, Davos 1899. S. 93 und 202.

[8]) N. Sererhard, Einfalte Delineation aller Gemeinden gemeiner dreien Bünden. Chur 1872, S. 98. v. Moor, II[1], S. 195 n. 66.

[9]) Campell deutsch, I., S. 105.

[10]) v. Moor, I., S. 113.

Ein Wetterwinkel ist das Schloss überhaupt geblieben. 1548 wurde Verproviantierung befohlen, weil das Gerücht von bedrohlichen Absichten der Eidgenossen verlautete.[1]) 1575, im Winter, liess der Erzherzog, weil eine im Juni stattgehabte Zusammenkunft zwischen österreichischen und bündnerischen Abgeordneten fast üble Folgen nach sich gezogen hätte, die Ausrüstung des Schlosses durch eine Menge von Kriegszeug verstärken. Wagenweise wurden Winden, Schiesspulver, Spiesse und Rüstungen zur Nachtzeit durchs Engadin hinaufgefahren, was zur Folge hatte, dass auch die Talleute sich auf grosse Ereignisse vorzubereiten begannen.[2]) 1612 wird gemeldet: „haben sy (die Engadiner) das Schloss Trasp dermassen zerstört, das noch heutiges Tags keine sichere zuewaltung beschehen mag".[3]) Auch in den zwanziger Jahren wurde eifersüchtig auf dieses Ausfallstor gewacht, das die Engadiner (1621), als Repressalie gegen die eigene Absperrung nach dem unteren Teile des Tales, so cernierten, dass den Oesterreichern jeder Zugang abgeschnitten war.[4]) Elf Jahre später hat sich dann das Unterengadin von der österreichischen Herrschaft losgekauft,[5]) und fast wäre 1648 auch Tarasp engadinisch geworden. Nur an dem geforderten Preise — 50,000 bis 60,000 Gulden[6]) — hatte der Kauf sich zerschlagen, und als dann die Engadiner sich doch noch zum Handel entschliessen wollten, da war es zu spät; der Erzherzog hatte, „weil Privatpersonen in Bünden Kauflust gezeigt, sich eines anderen besonnen."

Leider — fügt Vulpius bei — „denn es wäre eine gute, notwendige Sache gewesen, diesen bösen Dorn uns aus dem Auge zu entfernen"[7]), und wie damals noch von österreichischer Seite geurteilt wurde, geht aus einer Stelle in Merians Topographia Provinciarum Austriacarum von 1649 hervor:[8]) „Zwar weil Tyrol auch einen Theil an dem Vntern Engadin . . . . hat, so kan es wol sagen, dass das Hochlöbl. Hauss Oesterreich auch, auf wenigste eine gute Vestung gegen die Graubündnerische Gräntzen daselbsten besitzet."

1687 gelangte Tarasp als eine mit Territorialhoheit und mit hoher Gerichtsbarkeit ausgerüstete Herrschaft an die Dietrichstein, einem 1631 in den Fürstenstand erhobenen Hause.[9]) In dem Schlosse selber, das damals so verfallen war, dass es mit Einsturz drohte,[10]) behielt sich Österreich seine Rechte vor. In seinem Namen waltete der Castellan und auch eine kleine Besatzung blieb auf der Burg. „Ist von einen Castellan bewohnet, mit etlichen metallenen Stucken und auch einigen wenigen alten Soldaten zur Verwahruug versehen", schrieb Sererhard um 1740.[11]) Bündnerisch ist Tarasp infolge des Reichsdeputationshauptschlusses von 1803 geworden.[12])

---

[1]) vide Anhang z. J. 1548.

[2]) Campell deutsch, II., S. 522. Quellen zur Schweizergeschichte, IX., S. 613.

[3]) Statthalterei-Archiv Innsbruck. Extrakt aus dem Buch Alta Rhetia (Hdschr. des XVII. Jahrhunderts). Gef. Mitteilung von Bodo Ebhardt.

[4]) v. Moor, II², S. 605 u. f.

[5]) v. Planta 102; v. Moor III., S. 968.

[6]) Gef. Mitteilung des Herrn Dr. M. Valèr in Chur.

[7]) v. Moor, II², S. 1020.

[8]) Im Anhang des genannten Bandes, S. 43.

[9]) Rätia II,, S. 102; v. Planta, S. 102.

[10]) Anhang zum Jahre 1688.

[11]) Sererhard S. 97.

[12]) v. Moor, II², S. 1363. Dazu der Auspruch Vulpius l. c. Über die folgende Geschichte des Schlosses, vide Anhang.

Die älteste mir bekannte Ansicht des Schlosses (Fig. 1) enthält die editio princeps von Matthäus Merians Topographia Provinciarum austriacarum 1649. Dazu bemerkt der Verfasser des Textes auf Seite 43 des Anhanges: (Tarasp) „ein vestes Bergschloss, dessen Abriss Herrn Matth. Merian Seel., als ob solcher Ort zu Tyrol gehörig . . . . . nach Frankfurt geschickt worden, daher er auch solchen in der Topographia Austriacarum Regionum eingebracht hat; wiewohl Er mir Zeillern, derselben Autori sonsten vnbekannt ist.“ Der sehr flaue Stich ist, wie Herr Prof. Dr. Daniel Burckhardt in Basel als sicher annimmt, eine Arbeit des 1627 geborenen Caspar Merian, „der in dieser sudelhaften Manier die Radiernadel führte und sich — euphemistisch ausgedrückt — einer mehr „malerischen“ als „zeichnerischen“ Technik befliss.“ Auf diese Vorlage gehen zurück die Ansicht in Joh. Chr. Beer, Beschreibung der gefürsteten ec. Graffschafft Tyrol. Augsburg 1703 zu Seite 187 und die vergrösserte mit der Adresse A. Bodenehr fec. et exc. aus dem mir nicht zugänglichen Buche Graf v. Brandis “Tyrolisches Ehrenkränzel“ II. 217. Vermutlich aus den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts stammt die Ansicht im Neujahrsblatte für 1850 der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich. Eine Lageskizze gibt Bodo Ebhardt in seiner „Burgenfahrt“, Berlin o. J., S. 53. Die unserem Hefte beigegebenen Grundrisse sind Aufnahmen, die Herr Direktor J. L. Meyer-Zschokke in Aarau, mit gütiger Einwilligung des Schlossbesitzers, im August 1908 im Auftrage der „Schweizerischen Gesellschaft für Erhaltung historischer Kunstdenkmäler“ sehr genau und umsichtig besorgte und zu deren Veröffentlichung der Vorstand genannten Vereines seine Erlaubnis erteilte. Alle übrigen Illustrationen sind Aufnahmen des Verfassers aus den Jahren 1904 und 1905.

Fig. 2. Tarasp von Fetan gesehen.

Fig 3. Tarasp von Südosten.

Beschreibung der Burg.

A. Aussenwerke.

Mögen namhafte Teile der Burg im Verlauf der Jahrhunderte um- und zugebaut worden sein, so stellt sie sich gleichwohl als ein Ganzes nach mittelalterlichen Gesetzen dar.

Auf dem Felsrücken nimmt die höchste Stelle im Westen der Hauptturm ein; von da erstreckt sich ostwärts ein schmaler Hof, den auf unregelmässigem Plan die verschiedenen Baulichkeiten umschliessen. Das ist der Kern, den in weiter Spirale der Burgweg umzieht. Er ist so geführt, dass der Aufsteigende das Schloss zur Rechten, also gegen die vom Schild entblösste Seite hatte und in seinem ganzen Laufe durch eine Ringmauer mit Türmen und Torhäusern bewehrt, nach einem Systeme, das dem Verteidiger in vier aufeinander folgenden Abschnitten stets neue Stützpunkte bot.

Von allen Seiten imponiert die Veste, am meisten von Sparsels, also von Osten gesehen. Die Massen sind prächtig gesammelt, vom Fels zur Ringmauer mit der halbrund ausspringenden Kapelle und von da zu der Burg, die der schlanke Glockenturm mit seinem Kuppelhelme überragt.

Fig. 4. Turmschale Ic.

Hier am Südostfuss zweigt sich der Burgweg von der Strasse ab, die von Fontana über Sparsels nach Vulpera führt. Seine jetzige Anlage ist neu, die alte Führung, die sich noch verfolgen lässt, stieg von Fontana viel steiler bis zu dem Hause des Burgwächters hinauf. Unweit davon muss das erste Tor (Plan a) gestanden haben. Es ist aber schon frühzeitig abgegangen, denn Merians Ansicht lässt nichts mehr davon erkennen. Wahrscheinlich hatte es neben dem Felsriegel gestanden, der etwa zwanzig Schritte unterhalb der abgetragenen Turmschale von dem obersten Vorhofe IV heruntersteigt. Zwei übereinander eingemeisselte Balkenlöcher deuten darauf und etwas weiter oben, mehr westlich, eine senkrecht abgeschrotete Stelle. So war der erste Abschnitt geschlossen, zur Rechten von dem Burgfelsen überhöht und links durch die Wehrmauer gedeckt.

Vermutlich sind diese Aussenwerke unter tirolischer Herrschaft entstanden; die im Anhang aus dem Buche „Alta Rhetia“ zitierte Stelle deutet darauf. Die Baunachrichten aus dem XVI. Jahrhundert zählen folgende Teile auf: „Das Indere thor“ (1534); „das Thürnle alda jetzt das Pulffer ist“ (1591); „das thor bei der Capell“ „Capelleuthor“ (1534); „die Mauer zwischen thorn“ (Thoren) (1534); „die Schmiede bei der Capell“ (1526); „Schmiten bey der Capell“ (1533); „der Burgstall“ (1507); „Thor des Schloss“ (1534).

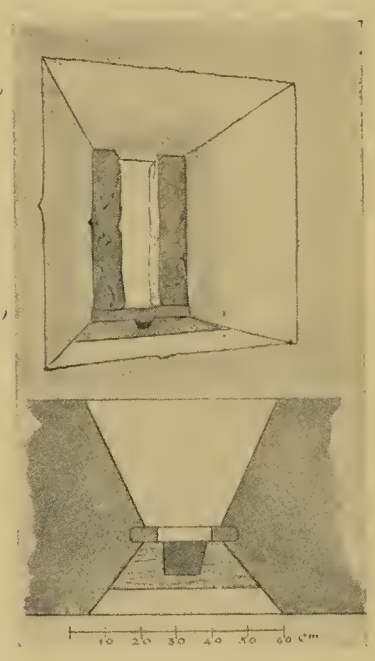


Fig. 5.
Schiessscharten an der Ringmauer in dem Abschnitte I.

Der erste Abschnitt I, der in stumpfwinkelig gebrochenem Zuge die Südflanke des Burgfelsens deckt, war mit zwei Halbtürmchen bewehrt. Das untere II b ist schon frühzeitig bis auf die Fundamente abgetragen worden, auf denen ein Bildhäuschen steht, das Benedikt Danaglia in den zwanziger Jahren des XVIII. Jahrhunderts hatte errichten lassen. Das zweite Türmchen Ic hat bei 3,90 m innerem Durchmesser 4,10 m Höhe und war, wie Ansichten aus den dreissiger und vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zeigen,[1]) mit einem Zeltdache bedeckt. Beide Stockwerke — das untere 2 m hoch — haben offene Kehle und viereckige Lucken mit hölzerner Bankvorrichtung zum Einstellen der Falconette oder Hackenbüchsen.

Von der ehemaligen Wehrmauer ist nur noch das Stück erhalten, das sich in einem Abstande von zirka 8 m von dem vorgenannten Türmchen bis zu dem Wachthause erstreckt. Ihrer fast sturmfreien Lage willen brauchte sie nicht stark zu sein. Nur 60 Centimeter beträgt ihre Dicke, und nicht mehr als 1,70 m die Höhe. Von den 11 Lucken sind die drei mittleren, da sie für Falconette dienten, nur wenig über dem Boden gelegen. Ihre Form und Einrichtung ist die gleiche wie die der im Halbturm befindlichen Scharten.

[1]) Bleistiftminiature im Besitz von Frau Asquint in Fontana, und Stahlstich im Neujahrsblatt der naturforschenden Gesellschaft in Zürich, auf das Jahr 1850.

Das Tor I d, das diesen Abschnitt schliesst, ist neben dem Wachthause II e in der Mauer gelegen, die vom Schlosse herunter steigt. Seine leicht gefaste Rundbogenform und das Sockelprofil weisen auf die zweite Hälfte des XVI, wenn nicht erst auf den Anfang des folgenden Jahrhunderts hin, und noch jüngeren Datums ist der gemalte Doppeladler, dessen Reste darüber stehen.

Fig. 6. Tor I. d und Wachthaus II e.

Hart neben dem Tor steht auf dem überhängenden Fels das Wachthaus II e jetzt dachlos und verfallen. Erdgeschoss und Oberstock sind durch eine Quermauer in zwei Abschnitte geteilt. In dem vorderen ist die Südostecke durch ein inneres Massiv verstärkt, das als Widerlager gegen den Schub der vom Schlosse absteigenden Wehrmauer dient. Daneben befand sich die Treppe zum Oberstock. Schräg gegenüber springt nach aussen ein Abtritt vor, und daneben öffnet sich in der Quermauer ein von Konsolen getragener Kamin nach dem rückwärts anstossenden Backofen. Für den Auslug ist durch Spählucken gesorgt. Die eine, nach dem Abschnitte I geöffnet, ist schräg durch die Südostecke, und die zweite von dem westlichen Fenster der Ostwand bis zur Türe, in Form eines langen, mit Holz verschalten Kanales, nach dem Tore gerichtet. Einseitig nach diesem Ziele sind auch die Gewände des neben dem Eingang befindlichen Fensters geschrägt. Hier, wie in den beiden übrigen Fenstern dieser südlichen Abteilung, sind Sturz und Gewände aus sorgfältig behauenen Quadern, von gelblichem Kalkstein gefügt, während für die übrigen eine ordinäre Mauerung genügte. Zur Bestimmung der Bauzeit sind keine Anhaltspunkte vorhanden. Nicht unmöglich, dass dieses, wie das folgende Torhaus II. h. aus dem XV. Jahrhundert stammt. Sicher dagegen sind später jene sorgfältig gearbeiteten Öffnungen entstanden. Arbeit und Material sind die gleichen, wie die einiger Schlüsselscharten und Stücklucken in dem zweiten und dritten Abschnitte, und da in einem Bauberichte von 1549 (vide Anhang) auf die unzulängliche Beschaffenheit solcher Einrichtungen verwiesen wurde, wäre wohl denkbar, dass infolgedessen eine Remedur getroffen worden sei.

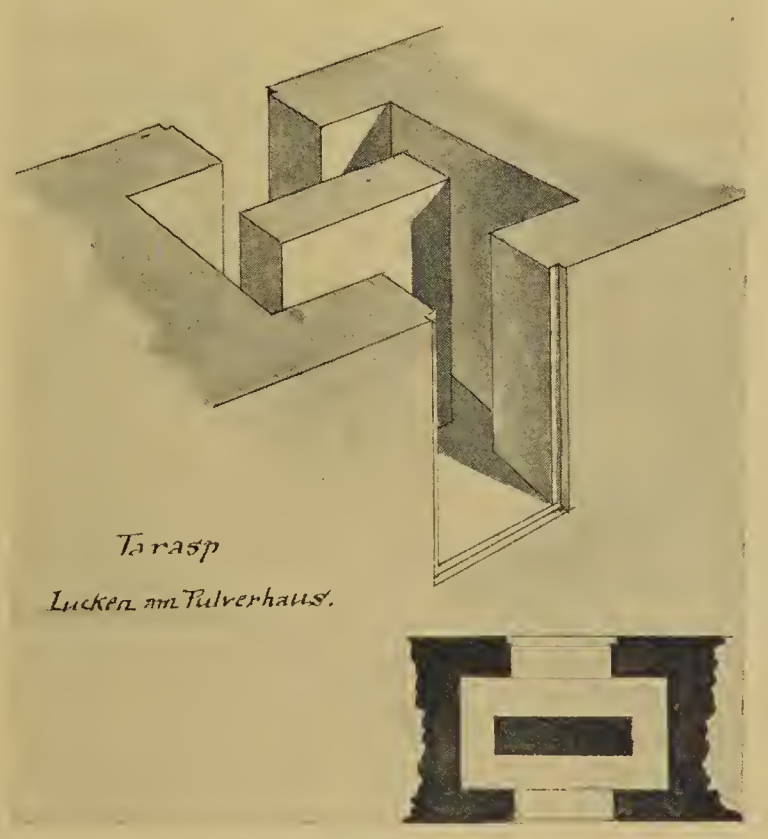


Fig. 7.

Ein reizvolles Bild stellt sich dem vor dem Wachthaus Stehenden dar (Taf. IV). Auf dem zerklüfteten Steilhang steigt in gebrochenem Zuge die

Ringmauer empor. Sie war mit einem Wehrgang, einer sogenannten „Letze“ versehen, die teils auf einem Mauerabsatze, teils auf Sparren ruhte. Dem Felsfuss legt sich das Pulverhaus vor. So entsteht eine geheimnisvolle Enge, über der sich hoch oben der massige Turm erhebt.

Fig. 8. Torhaus II h. Einblick von Westen.

Das Pulverhaus II f gehört zu den jüngsten Teilen der Burg. Das Jahr der Erbauung gibt das arabische Datum 1716 an, das aussen über dem wagrechten Türsturz in erhöhter Arbeit steht. Für die Sicherung der Munition wurde jegliche Vorkehrung getroffen, durch die beträchtliche Mauerstärke (1,95 m), ein festes Gewölbe und die sinnreiche Beschaffenheit der wenigen hochgelegenen Fenster (Fig 7). Zwischen den inneren und äusseren Öffnungen ist die Zwischenkammer beidseitig erweitert, und in die Mitte eine freistehende Querwand gestellt. So war den Projektilen gewehrt und doch für ausreichenden Lichteinfall gesorgt.

Die Ummauerung dieses zweiten Abschnittes II gegen die Feldseite, ist in unregelmässigstem Zuge geführt, was sich teils aus der Beschaffenheit des Felsgrundes, insbesondere aber aus fortifikatorischen Rücksichten erklärt. Es war Gesetz, auf die äusserste Kante zu bauen, um dem Gegner Haltpunkte zum Angriff auf den Fuss, oder zur Forcierung der Mauern zu benehmen. Ausserdem wurde durch diese Kurven und einspringenden Winkel die Flankenverteidigung unterstützt. Die Mauerhöhe beim Wachthause II e beträgt ungefähr 2,40 m und reduziert sich beim Torhause II h auf 1,90 m. Unmittelbar an das erstere stösst eine schmale Pforte, die nach einem erkerartig vorspringenden Abtritt II g führt.[1]) Von den Lucken, die sich in diesem Mauerabschnitte befinden, sind zwei, eine hochrechteckige und eine Schlüsselscharte aus gelblichen Kalksteinquadern konstruiert, die übrigen meist wie die der unteren Ringmauer beschaffen, mit hölzerner Sohle, die zum Einstellen der Hackenbüchsen eingerichtet war.

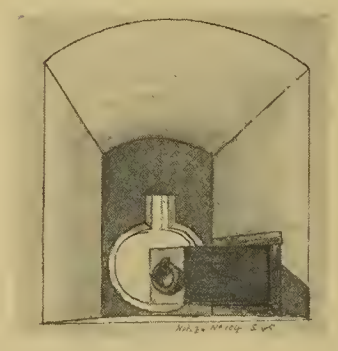


Fig. 9.
Schlüsselscharte in dem Torhause II h.

Den Durchgang vom zweiten zum dritten Zwinger deckte das hüben und drüben mit einem Rundbogentor geöffnete Haus II h (Taf. V), vermutlich die

[1]) Etwa an derselben Stelle weist Merians Ansicht ein schlankes Türmchen.

1533 und 1591 erwähnte „indere porten“, oder „Indere thor“, das sich mit südlich erweitertem Oberstock an den Felsen lehnt. Die Lucken in der Feldseite des Erdgeschosses sind teilweise als Schlüsselscharten gebildet, wie deren zwei an der Ringmauer der folgenden Sektion sich öffnen. Noch haben etliche den Sperrbalken, der nach dem Schusse vorgeschoben wurde und darüber einen Ausguck offen liess (Fig. 9). Aus der Ostseite des oberen Stockes sprang aus Tragbalken ein Ausbau vor.

Der dritte Abschnitt III ist der längste. Er besteht aus zwei Teilen, und die Grenze zwischen ihnen bezeichnet der Ausbau III^{i} (Fig. 10), der bei Merian als ein Türmchen erscheint. Nur die zweistöckige Ostmauer, die sich zu ebener Erde und in dem folgenden Stock mit merkwürdigen Scharten öffnet, steht noch aufrecht, das übrige ist abgestürzt und die Bresche in der Ringmauer durch ein späteres Werk geschlossen. Der Grundriss scheint ein Quadrat von bloss 2,45 m innerer Seitenlänge gebildet zu haben. Ich vermute, dass hier das 1591 erwähnte „Thürnle“ gestanden habe, „alda jetzt das Pulffer ist“ und in welchem damals ein Gewölbe erstellt werden sollte.

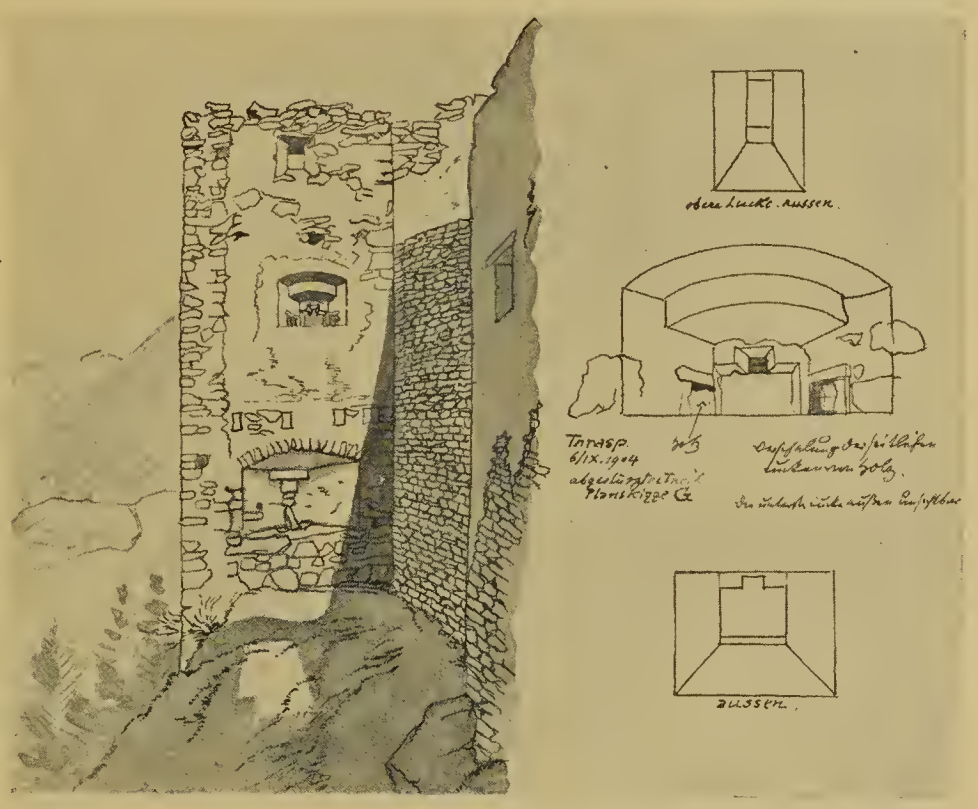


Fig. 10. Pulvertürmchen (?) III i und Lucken in demselben.

Immer höher steigt jetzt der Burgweg an. Neben dem vorerwähnten Türmchen springt die Ringmauer rechtwinklig ein, worauf sie in langem Zuge stumpfwinkelig ausbiegend bis zu der Schlussfronte neben der Kapelle sich erstreckt. Erst neben dem Türmchen III^{i} weisen zwei Tragbalken auf das ehemalige Vorhandensein eines breiten Wallganges hin, der dem Baugrunde entsprechend anstieg, um erst nach der letzten Wendung in wagrechter Führung die Schlussmauer bei der Kapelle zu erreichen. Die kleinen Lucken des Wallganges sind viereckig und nach innen und aussen geschrägt. Wetterschaden und Felsstürze, denen wohl auch das mutmassliche Pulvertürmchen III^{i} zum Opfer fiel, haben Wiederherstellungen gerufen, infolge deren es unmöglich ist, das Alter der einzelnen Teile zu bestimmen. Das jüngste Datum, 1715, das sich auf eine solche Ausbesserung bezieht, ist über der östlich vom Türmchen gelegenen Lucke in den Putz gegraben. Ein gleichfalls jüngerer Zusatz, vielleicht an Stelle der öfters neben der Kapelle erwähnten Schmiede, ist der Abort III^{k}, ein gemauertes Doppelkämmerchen mit viereckigen Lucken und Flachtonnen, das auf einem hohen Mauerpfeiler vorspringt, und von dem beiderseits die sehr schwachen Fundamente eines Vorbaues ausgehen.

Diesen dritten Zwinger schliesst die Kapelle ab, die quer zwischen der Ringmauer und dem Schlosse steht (Taf. VI). Ihre westliche Verlängerung bildet den Durchgang zum vierten Hofe. Nur die Nordseite dieses Vorraumes ist geschlossen durch ein leicht gefastes Rundbogentor, das schon 1534 erwähnte „Capellenthor“ III l, das ein Gusserker bewehrt. Gegenüber, nach dem obersten

Hofe ist es in ganzer Weite geöffnet. So entsteht eine Gruppierung reizvollster Art: die massige Ostfront des Schlosses mit dem Glockenturm; darunter der Einblick in die mit offenem Dachwerk bedeckte Halle, wo der Aufstieg zum oberen Kapellengeschosse das Tor mit einem Rundbogen überspannt. Hier ein malerisches, pikantes Gefüge, und dort die Wucht der Massen, die erst hoch oben von sparsamen Öffnungen durchbrochen sind (Taf. VII).

Anders als noch vor zwei Jahren stellt sich der oberste Hof IV dar. Bis damals war er von einer 4,83 m hohen Ringmauer umgeben, die ebenerdig mit viereckigen Stückscharten aus sorgfältigem Quaderwerk von gelblichem Kalkstein, und unter einem 2,57 m hohen Absatze mit den Tragbalken eines breiten Wehrganges versehen war. Dann hat auch hier der zerklüftete Fels seine Tücke bewährt, der schon früher durch den Aufbau einer östlichen Strebmauer gewehrt worden war. Im Sommer 1906 ist dann die Mauer abgestürzt, und jetzt nur noch in Brusthöhe erhalten. An der Ostfront des Schlosses führte der Aufstieg zu dem Wehrgang empor, wie dies Spuren der Dachschräge zeigen. Der Überlieferung zufolge, soll in diesem Hof ein „Brünnerl“ gestanden haben, vielleicht der „Gallbrunnen“ (Galp-, Pumpbrunnen), den um 1534 ein Blitzstrahl beschädigt hatte.

Fig. 11. Kapelle und Kapellentor.

In die Aussenwerke ist die Kapelle St. Johannes Baptista gebaut. Ursprünglich hatte sie frei gestanden. Der willkürliche Anschluss der Ringmauern deutet darauf, deren nördliche so an die Apsis stösst, dass sie eines der alten Fensterchen verdeckt. Der erste Eindruck des Inneren und des Ausseren ist der eines Gebäudes, das aus dem XVII. Jahrhundert stammt. Fenster und Gewölbe tragen den Charakter dieser Zeit. Aus neueren Wahrnehmungen indessen geht hervor, dass die Kapelle vielmehr zu den ältesten Teilen der Burg gehört, und jedenfalls schon im XII. Jahrhundert bestanden hatte. Dem Schiffe, einem unregelmässigen Rechteck, schliesst sich unmittelbar die Apsis an. Beide Teile, auf ungefähr gleichem Plan gelegen, sind durch einen ungegliederten, gedrückten Rundbogen getrennt. Die Apsis, ein um weniges geradlinig verlängertes Halbrund, hatte drei Rundbogenfensterchen, die im Innern sichtbar sind, hier 1,43 m über dem

Boden, 0,93 hoch und 0,60 weit. Durch den Umbau wurde die ursprüngliche Höhe der Apsis verringert, möglich auch, dass sie vordem eine flache Diele hatte, denn zur Rechten des Mittelfensters wurde der Kopf einer Figur, die zu den romanischen Malereien gehörte, durch einen Schenkel des jetzigen Gewölbes verdeckt (Fig. 13).

An den Scheitel ist die aus Schieferplatten und Bruchsteinen gemauerte, jetzt grössteuteils zerstörte Mensa gebaut. Ihre Höhe betrug 1,04 m, die Breite 1,05, und die Tiefe 0,72 m. In der Mitte reichte bis auf 20 cm über dem Boden das 0,35 cm lange und 0,24 cm tiefe Sepulcrum hinab. Zwei Löcher über der Mensa haben zur Befestigung des Altaraufsatzes gedient.

Mutmasslich aus dem XIV. Jahrhundert rührt der Eingang her (Fig. 12). Das einfache Schrägprofil des Sturzes und sein Gestein sind die gleichen wie die der Fenster und Türen, die sich an der Nordseite des inneren Burghofes öffnen. Da die Pfosten herausgerissen sind, ist es unmöglich, den ursprünglichen Bestand zu ermitteln. Hat der Sturz zu einem Oberfenster gehört, so musste die Türe sehr niedrig, hinwiederum aber als durchgehende Öffnung, im Verhältnis zu der Weite zu hoch gewesen sein. Eine kleine halbrunde Nische in der nördlichen Türwandung, hat zur Aufnahme des Weihwassersteines gedient, daneben ist durch die Westwand der Zug für den Sperrbalken des „Capellenthores“ geführt.

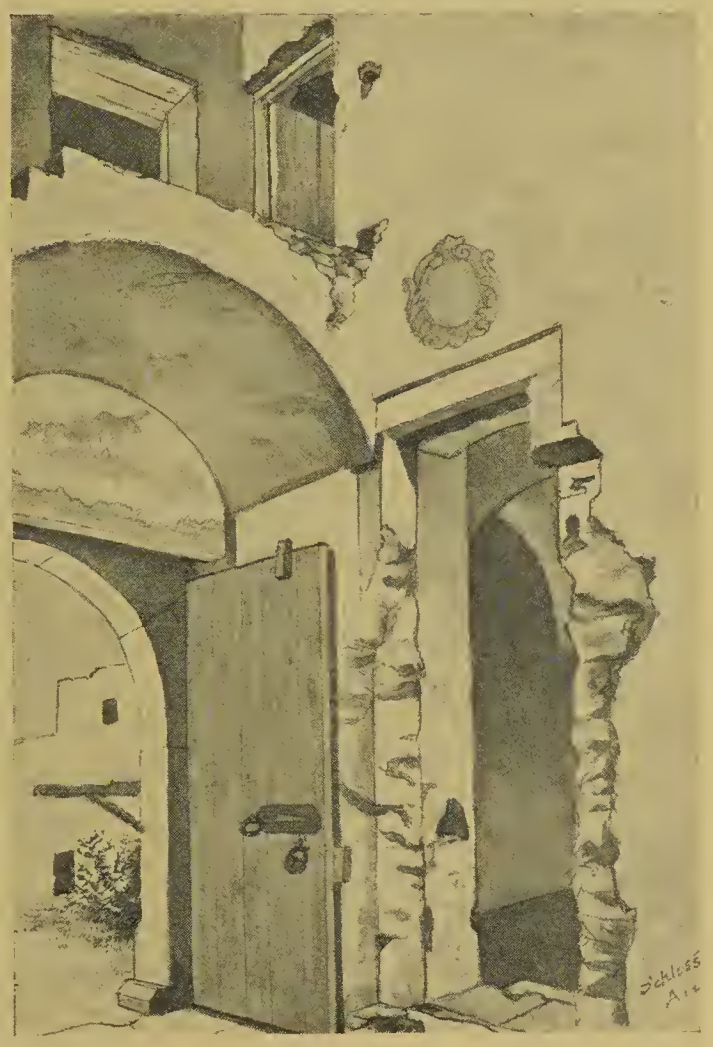


Fig. 12. Kapellentor III l.

Ein Fund, der gleichfalls das hohe Alter der Kapelle belegt, ist der von romanischen Malereien, die im Scheitel der Apsis zum Vorschein gekommen sind (Fig. 13). Vom Gewölbe bis auf 1 Meter über dem Fussboden reichen sie herab, aber erst in einer Breite von 54 cm sind sie von der $1^1/_2$ cm dicken Putzschicht befreit. Auf weissem Grund sind die mittleren Teile einer etwa zweidrittel lebensgrossen Figur zu erkennen; sie ist in primitivster Ausführung gemalt. Über den Saum eines gelben Untergewandes drapiert sich in schwerem Wurfe eine dunkelrote Toga, diese wie jenes durch breite Faltenstriche belebt. Die von dem Mantel verhüllte Rechte hält ein geschlossenes Buch. Den weissen Deckel schmückt ein gelblichbrauner Saum, und ein mit Perlen besetztes Kreuz von gleicher Farbe. Spuren unter der Figur deuten auf ein rotbraunes Fussband hin.[1]) Das anstossende Fensterchen war von einer Doppelborte umrahmt, innen rot, aussen gelb, und die Teilung mit Perlen von unbestimmter Farbe besetzt. Reste dieser alten Bemalung treten auch an der nördlichen Hälfte des Halbzirkels zutage.

[1]) Mein Kollege, Prof. Dr. J. Zemp weist auf die besondere Art des Faltenwurfes hin, die auffallend dem auf einem mutmasslich aus der Zeit um 1087 stammenden Wandgemälde im Stifte Münster in Graubünden gleicht. Die Beziehungen der Herren von Tarasp zu dem Stifte legen die Annahme nahe, dass hier wie dort von gleichen Händen gemalt worden sei. Vgl. Zemp und Durrer. Taf. 37 und Fig. 37 auf Seite 46. l. c.

Es ist unwahrscheinlich, dass ein Oberstock von Anfang an bestand. Erst 1526 wird eines solchen gedacht, der damals und auch in der Folgezeit als Pulverkammer diente, was um so mehr befremdet, als unmittelbar an die Kapelle die Schmiede stiess, und 1533 die Pulverkammer nur mit „ainer pösenn thür versorgt“ war. 1549 verlautete, dass „auf der (erhöhten) Capell ain gewölbli zur erhaltung des pulfers“ gebaut worden sei, und auf der Schmiede „ain versichert Zimmerly zu bewarung und versicherung des geschütz und weren, so im Schloss vorhanden“ errichtet werde. 1591 werden für das „Kämmerlein ob der capell“ ein Estrich und neue Bedachung verlangt.

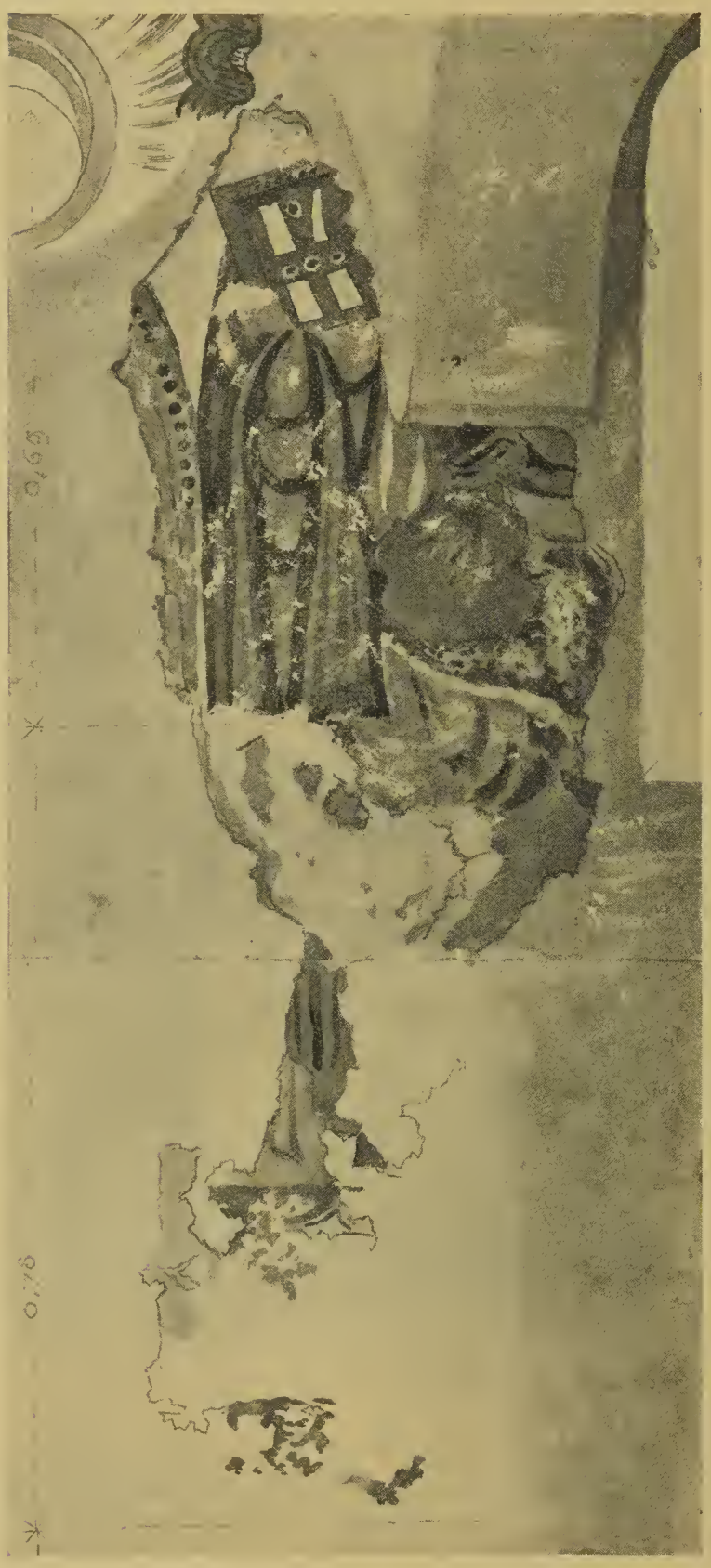


Fig. 13. Reste von Wandgemälden im Kapellenchor.

Seiner Bestimmung gemäss ist denn auch dieser Oberbau einfach gehalten, in ganzer Länge, mit einer von Balken getragenen Bretterdiele bedeckt, der Vorraum mit viereckigen Lucken, und das Halbrund mit drei Rundbogenfensterchen geöffnet. Beide Teile sind durch eine Türwand getrennt. Im übrigen wurde die jetzige Höhe von 2,62 m (unterkant Balken) erst nachträglich erreicht; die ältere Decke hatte ungefähr 60 cm tiefer gelegen.

B. Das Schloss.

Was von dem Schlosse selber seit dem Anfang des XVI. Jahrhunderts verlautet, ist eine fast ununterbrochene Liste von Klagen über Verfall, Vorschlägen für Verbesserung, und Bericht über solche. Dreimal, 1507, um 1534 und 1625 fanden Zerstörungen durch Blitzschlag statt, und wirklich sind Brandspuren mehrfach wahrnehmbar.[1]) Weitere Schädigungen haben Wind und Wetter und die brüchige Beschaffenheit des Felsens verursacht. Einstürze von Aussenwerken wurden schon erwähnt. 1714 wird berichtet, dass die Nordmauer des Schlosses gewichen sei. Infolgedessen ist dann 1715 in sorgfältigem Quaderwerk die Strebemauer im dritten

[1]) Im Dachboden des Nordflügels westlich vom Glockenturm ab bis zur vierten Lucke. Im Glockenturm ist der „Trischübel“ der über dem Dachboden befindlichen Türe verkohlt, und am unteren Teil des darauf folgenden fünften Stockes sind die Steine gerötet.

Abschnitte[1]) errichtet worden (Taf. VI). Damals und im Verlaufe des XVI. Jahrhunderts haben die umfassendsten Arbeiten stattgefunden. 1534 handelte es sich darum, die Wehre über dem Nordflügel mit samt dem Dache vom „alten Zimmer“ bis zum Turm zu erneuen, und die Mauer in der Südostecke zu erhöhen. 1549 wird der Südflügel als „neuer Bau“ bezeichnet; 1591 von Bauten im oberen und unteren Saal, also mutmasslich im Turm, und 1594 von Erneuerung der Schlossbedachung berichtet. Über Beschädigungen die 1612 die Engadiner angerichtet hatten, ist Näheres nicht bekannt. Namhafte Bauten fanden 1714 und Neueinrichtungen in den zwanziger Jahren darauf statt.

Als „non ita vetusta, ut apparet .... sed nova, at satis interim instructa ac munita“ bezeichnet Campell die Burg[2]) und so stellt sie sich auch beim ersten Anblick dar: mit getünchten Mauern, viereckigen Fenstern und Lucken, mit Dächern, die kein sehr hohes Alter verraten. Das Schloss ist eben, bevor es bündnerisch ward, ein fester Platz gewesen, infolgedessen es stets wiederhergestellt und wohnlich verändert wurde, aber doch nur so weit, als es die Ansprüche auf Sicherheit und Unterkommen auf Staatskosten geboten.

Fig. 14.
Wappen an der Südfassade von G und F.

Mutmassungen allein sind über Gestalt und Umfang der ersten Anlage und ihren Ausbau zu dem heutigen Bestande erlaubt. Es steht zurzeit mit Tarasp, wie es sich in den achtziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts mit Chillon verhielt. Überall drinnen und aussen macht sich die Tünche breit, welche die Verschiedenheiten des Mauerwerkes, ihre Begrenzungen durch Fugen, frühere Stockwerkeinteilungen und ältere Öffnungen dem Auge entzieht, und was endlich die sparsamen formierten Teile betrifft, so lassen auch diese eine nur ungefähre Altersbestimmung zu.

Zweifellos hat schon zu der ältesten Anlage der Hauptturm gehört. Blinde Doppelarkaden, also romanische Gliederungen, hat der Glockenturm C an der Ost- und Südseite des dritten Stockes (Taf. VII). Durch ihn wäre mithin die Ostgrenze bezeichnet, wofern er ursprünglich nicht freigestanden hatte. Dem widersprechen nun allerdings die Kahlheit der Rückseite, und Türen, die sich hier in den vier ersten Stockwerken öffnen. Hinwiederum muss aber doch ein sehr alter Abschluss schon rückwärts bestanden haben, denn nur als Fundamente eines solchen sind zwei Schichten von Buckelquadern, mit sorgfältigem, zirka $2^1/_2$ cm breitem Saumschlag zu deuten, auf denen die Westmauer des folgenden Raumes Q steht, und die eine 19 cm breite Fuge von der Nordwand trennt. Wie die Mauer, zu der diese Schichten gehörten, die östliche, so scheint eine zweite die Westseite eines der ältesten Teile begrenzt zu haben, der sich auf der Stelle des

[1]) Ein in diese Strebemauer eingelassenes Täfelchen enthält die Inschrift: ANTONIORS | V REICHENBERG | HAUBTMAN | 1715.

[2]) Rætiæ alpestris topographica descriptio (Quellen zur Schweizer Geschichte, VII. S. 208, Deutsche Ausgabe durch Th. v. Moor, I. S. 104. (Archiv für Geschichte der Republik Graubünden, Bd. I, Chur 1853).

Zisternenraumes P befand. Ein Überrest davon ist die Mauerbank, die hier 1,92 m lang in einer Tiefe von zirka 20 cm aus dem nördlichen Teil der Westwand vorspringt. Sie besteht aus drei ungleich hohen Schichten von glatten Quadern, deren Gesamthöhe 55 cm beträgt.

Schon früh indessen muss der Ausbau zu dem jetzigen Umfange gebracht worden sein. Sowohl im Osten, als im Westen, dort in dem Durchgang D zum Hofe und hier in dem Zimmer L des oberen Stockes erscheint das für das XII. und XIII. Jahrhundert charakteristische Mauerwerk mit den in den Mörtel gerissenen Fugen, und aus dem XIV., wenn nicht schon aus dem vorhergehenden Jahrhundert stammen die Fenster und Türen an der Nordseite des Hofes.[1])

Fig. 15. Wappen an der Nordfassade von O und P.

Wie die Aussenwerke sind auch die Umfassungsmauern des Schlosses auf die äusserste Peripherie der Baustelle hinausgerückt. Es erklärt sich daraus die zufällige Gestalt des Grundrisses, der sich langgestreckt mit aus- und eingebogenen Flanken auf die Ostfronte verjüngt. Auf diesem Plane umschliessen einstöckige Flügel den Hof. Neben dem Glockenturme C, der nordöstlich auf einem hohen Felssockel vorspringt, befindet sich das Haupttor. Ein zweiter Zugang hatte am Westende bestanden, eine kleine Pforte, die aus dem Durchgange M^a auf den nach dem Wachthause IIe absteigenden Wehrgang sich öffnete. Zu dem Oberstocke haben bis 1864 nur zwei Treppen geführt, denn erst damals wurde eine dritte in M erstellt. Eine gedeckte Freitreppe, ursprünglich vielleicht der einzige Aufstieg überhaupt, war an die Nordseite des Hofes gebaut. Den zweiten Aufgang enthält im Südflügel der Durchgang H. Ebendaselbst führt der Abstieg in die Keller hinab und ein zweiter befand sich in G.

Keinerlei formierte Teile sind am Äusseren des Schlosses zu gewahren. Die einzige Auszeichnung der kahlen Mauern besteht in den Wappen, welche die Süd- und Nordseite schmücken, dort (Fig. 14) hoch oben der Reichsadler mit der Kette des goldenen Vliesses und ältere Schilde

[1]) Das Gestein aus dem sie, wie auch später einzelne Lucken und Stückscharten, gearbeitet sind, ist nach gefl. Mitteilung der Herren C. Escher-Hess und Dr. L. Rollier in Zürich ein in heissem Wasser abgelagerter Kalksinter Travertin, örtlicher Überlieferung zufolge aus einem noch vorhandenem Bruche, der jenseits des „Sees“ am Fusse des Waldberges liegt.

von verschiedener Grösse, alle recht derb gemalt. Der eine ist neunmal gespalten von Weiss und Rot; andere weisen die Wappen von Ungarn und der Grafschaft Tirol. Zweimal, in verschiedenen Grössen, erscheint auch der Bindenschild. Der Stil dieser Schildereien weist auf die Zeit Maximilians I, dem seit 1490 die Grafschaft Tirol gehörte und sie müssen prächtig gewirkt haben so keck ins Land hinaus. Weiter sind hoch oben zu beiden Seiten der Südwestecke zwei grosse rote Andreaskreuze gemalt.[1])

Gleiche Zieraten schmücken an der Nordseite das Äussere des Abschnittes P (Fig. 15, Taf. VI), hoch oben der grosse Schild des Erzhauses und ein zweiter, dessen Inhalt erloschen ist. Älter als diese, die sich an einem nachträglichen Aufbau befinden, sind die Schilde am Fuss der darunter gelegenen Fenster,[2]) während hinwiederum auf jüngeren Ursprung, etwa aus dem zweiten Viertel des XVI. Jahrhunderts, die leeren Tartschen an der Brüstung des ersten Stockes deuten.

Im Zusammenhang mit dem um 1549 stattgehabten Umbau des Südflügels mag auch das Haupttor erneuert worden sein, wofür ausser dem Rundbogen die Form des darüber befindlichen Bindenschildes spricht. Höher springen zwei Bälklein vor, als Träger eines ehemaligen Schutzdaches, das etwa eine Inschrift schirmte.

Überall im Hofe und den umgebenden Bauten tritt der wachsende Fels zu Tage mit starker Abdachung nach Süden und einem gleichmässigen Gefälle nach Osten, der im Hofe ausgespitzt worden

Fig. 16. Torhalle D.

[1]) St. Andreas ist der Patron des Ordens vom Goldenen Vliesse, den Maximilian I von Burgund auf Österreich übertrug.

[2]) Schild 1 sechsmal gespalten von Rot und Weiss; 2 Inhalt zerstört; 3 das seltsame Schildbild hell gelblichbraun auf Weiss; 4 rot und weiss gerautet; 5 Ungarn, Hälfte rechts rot und weiss, Hälfte links in weissem Feld braunes Doppelkreuz auf hell gelbbraunem Dreiberg.

ist bis auf die Bänke, die vor den Türen zu O und P, und bis anderthalb Meter Höhe zu beiden Seiten der Torhalle sorgfältig abgeglichen sind. Tiefe Querfurchen erleichtern den steilen Aufstieg durch diesen Raum, den drei im XVII. oder gar erst zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts eingespannte Zwillingsgewölbe bedeckten (Fig. 16). Das westliche ist eingestürzt und durch eine Brücke ersetzt,[1]) die den Nord- und Südflügel verbindet. Eine vermauerte Stichbogentüre, deren Schwelle etwa anderthalb Meter über dem Boden des Durchganges liegt, hat in den südlich anstossenden Raum E geführt. Daneben tritt altes Gemäuer zutage, aus grösseren Bruchsteinen und höher aus länglichen, ziemlich lagerhaften Stücken bestehend mit breit verstrichenem Mörtel, in den die Stoss- und Lagerfugen mit der Kelle gerissen sind. Eine zweite Putzschicht, die diese deckt, zeigt nur Lagerfugen, die zirka 8 cm auseinanderstehen. In einem ähnlichen Verhältnisse zu dem Torgang wie die Südtür befindet sich gegenüber die Rundbogenpforte zu Q.

An diesen Raum stösst der Glockenturm C. Sämtliche Stockwerke, fünf an der Zahl, sind und waren mit Balkendielen bedeckt. Die beiden unteren sind mit engen Scharten, die folgenden mit viereckigen Lucken versehen. Die Höhe der Geschosse schwankt zwischen 2,23 und 2,60 Meter. Eine niedrige Türe mit hölzerner Verdachung führt von dem zwei Stufen tiefer gelegenen Raume Q in das Erdgeschoss, wo die Decke aus dicht aneinander gefügten Balken mit Estrichbelag besteht. Die östliche Scharte mit wagrecht abgedeckter Kammer beherrscht das Kapellentor, die südliche den obersten Hof IV. Der zwischen dem zweiten und dritten Stocke befindliche Boden ist ausgebrochen. Der Eingang zu dem zweiten Geschoss, der jetzt nur vermittelst einer Leiter erreicht werden kann, ist eine sehr kleine Stichbogentür. Hier zeigt das innere Mauerwerk den Fischgrätverband und darüber eine Putzschicht mit Lagerfugen, die in Abständen von zirka 7 cm eingerissen sind. Im vierten Stocke hatte das Uhrwerk gestanden. Der hölzerne Türsturz, ein sog. „Trischübel“ zeigt Brandspuren, und Anzeichen von feuergerötetem Mauerwerk kommen auch am unteren Teil des folgenden Stockwerkes vor. Wenig höher hatte ursprünglich die Mauerkrone gestanden, denn der weitere Aufbau mit der westwärts geöffneten Kehle lässt keine Brandspuren erkennen. Er ist im Zusammenhang mit dem jetzigen Abschluss entstanden, einem Zeltdache, aus dem sich die Glockenstube mit ihrem Zwiebelhelme erhebt. Schon bei Merian erscheint diese Form, die somit, wenn auch 1714 erneuert (vide Anhang z. J. 1714), einen älteren Bestand wiederholt. Bis auf die jüngste Zeit sollen hier zwei Glockenstühle vorhanden gewesen sein. Uhrwerk und Glocken, eine grössere und eine kleinere wurden schon 1803 entfernt: sie befinden sich heute im Hause des Herrn Präsidenten Rudolf von Albertini in Ponte.[2])

---

[1]) Der achtzigjährige Herr Leutnant Parzeller von Sparsels erinnert sich noch, dieses mit einem Estrich bedeckte Joch gesehen zu haben, nicht mehr dagegen der dazu hinaufführenden Freitreppe.

[2]) Dessen Bruder, Herr Nationalrat Th. von Albertini teilte mir hierüber gütigst das Folgende mit: „Die eigenartige Turmuhr mit zwei gewaltigen Gewichtsteinen und eine Glocke wurden beim Übergang von Tarasp an Graubünden 1803 von der Regierung dieses Standes einem Verwandten meiner Familie, dem damaligen Präfekten des helvetischen Bezirks Bernina, Herrn Jac. Const. Tabago in Ponte, der als bündnerischer Regierungskommissär bei der Inkorporation von Tarasp funktionierte, geschenkt.“ Diese Glocke trägt die Inschrift: GRATI | A PLE | +AVE | PW. Die Kapitalen und das Trefelkreuz weisen auf verhältnismässig späten Ursprung, etwa aus dem XVII. Jahrhundert. Eine zweite ganz kleine Glocke, die ebenfalls mit der Turmuhr verbunden ist, und wohl für den internen Dienst im Schlosse selber bestimmt war, ist mit einer Bischofsfigur geschmückt. Der örtlichen Überlieferung zufolge soll auch die Glocke in der Kapelle von Vulpera aus dem Schlosse stammen.

In dem Raume Q, springt aus der Südwestecke, 0,85 m hoch, eine Felsbank vor, die oben in einer Tiefe von 1,10 m sorgfältig abgeglättet ist. Daneben öffnet sich nach dem Hofe ein viereckiges Fensterchen, aussen von einer Schräge auf prismatischem Sockelchen umrahmt. Dieser 4,05 m hohe Raum [1]) ist mit einer Bretterdiele bedeckt, die auf weit von einander abstehenden Querbalken ruht. Sie ist aber erst nachträglich eingespannt worden, denn sie trennt den unteren Teil der Türe des zweiten Turmgeschosses von ihrem Stichbogen ab, und auch die Beschaffenheit der Westwand zeigt, dass hier wiederholte Umbauten stattgefunden haben. Über den schon Seite 19 erwähnten Buckelquadern tritt das Mauerwerk um zirka 6 cm zurück und es scheint, wie jener Sockel, mit der Nordwand nicht bündig zu sein. Dieser 2,37 m hohe Absatz bezeichnet das Auflager einer älteren Decke, die mit der vorgenannten Turmtüre korrespondierte. Das Bruchsteinwerk ist bis auf geringe Teile der Spiegel mit Mörtel verstrichen, in welchen Lagerfugen mit der Kelle gerissen sind. Darüber tritt wieder in einem Abstand von etwa 10 cm und mit gleicher Mauerung der oberste Teil zurück.

Raum P, Zisterne [2]). Am Berghange jenseits des See's entspringt eine Quelle, die „Schlossquelle" heisst und jetzt noch zum Schlosse gehört. Dessen jetziger Besitzer, der Kgl. sächsische Kommerzienrat Lingner, meint, dass von hier die Zisterne (oder der ehedem im Hofe IV befindliche „Galpbrunnen") versorgt worden sei, was jedoch mein Kollege Prof. Dr. A. Heim für unwahrscheinlich hält. Ohnehin hätte ein solcher Zulauf leicht abgeschnitten werden können. Mutmasslich ist die Zufuhr von frischem Trinkwasser durch Transport aus dem Brunnen von Sparsels erfolgt und hatte auch dieser versagt, so war immer noch für Ersatz durch eine andere Vorkehrung gesorgt.[3])

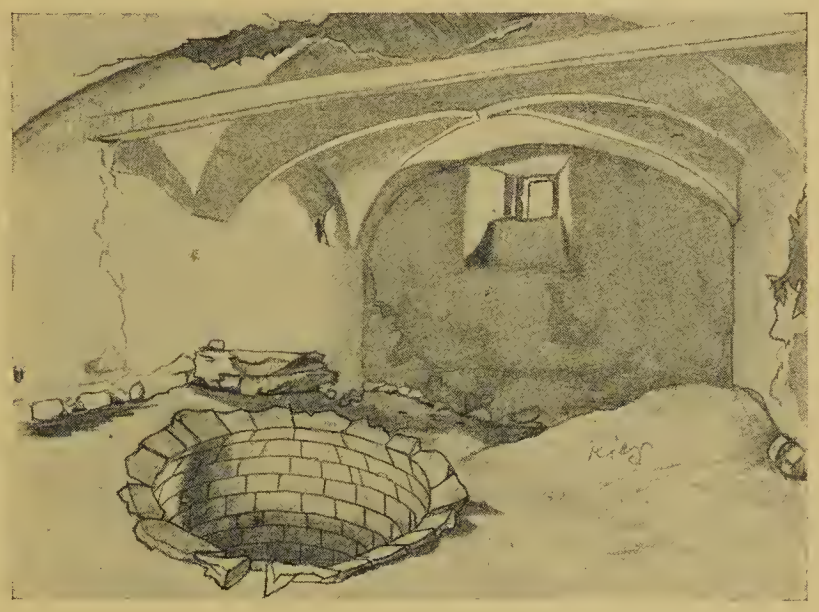


Fig. 17. Zisterne P.

In der deutschen und auch in der romanischen Schweiz sind hohe Satteldächer die Wahrzeichen der Burgen. Tarasp hat mit tirolischen — dem Schlosse Nauders z. B. — die Eigentümlichkeit gemein, dass die Mauerkrone den Abschluss bildet. Die Bedachung ist nach innen verlegt in Form von Pultdächern, die hinter der Mauerkrone nach dem Hofe abfallen. Das hatte

---

[1]) Bodo Ebhardt. „Eine Burgenfahrt" Berlin o. J. S. 58 hält diesen Raum für einen ursprünglichen Stall. Dem widerspricht aber die Kleinheit der Spitzbogentür, die zudem mehrere Stufen über dem Boden der Torhalle liegt und für Tiere unpraktikabel gewesen wäre. Eher wäre an eine Waffenkammer zu denken.

[2]) 1490 „in der zistern ein darraspuchs mit Ir zugehorung" Bodo Ebhardt, aus Statthalterei-Archiv Innsbruck.

[3]) Dem gegenüber bemerkt der Restaurator des Schlosses, Herr Architekt Walter Türcke in Dresden: „Was die alte Schlosswasserleitung betrifft, so wäre es meiner Ansicht doch nicht so unwahrscheinlich, dass dieselbe bis zum Hofe IV nach dem besagten „Brünnerl" gegangen ist, denn die ganze Besatzung des Schlosses fortwährend nur vom Brunnen in Sparsels zu versorgen, wärc doch sehr umständlich gewesen. Überdies besteht ausser der Schlossquelle noch die alte Quelle, von wo Sparsels früher das Wasser entnahm und haben beidc getrennte Leitungen, welche ich von den Quellen aus bis zu den Äckern an der Strasse nach Avrona mit dem alten achtzigjährigen Leutnant Parzeller 1907 besichtigt habe. Von dort freilich waren die weiteren Spuren für die Schlossleitung nicht mehr aufzufinden."

zur Folge. dass sie nicht, wie das Satteldach, ein Ziel für Brandpfeile boten, was bei deren durchgängigem Belag mit Holzschindeln von besonderem Vorteil war. Ausserdem ging so nichts von dem unter Umständen sehr kostbaren Trinkwasser verloren. In der Tat ist mehrfach, und besonders ausführlich 1549 von einer solchen Abwässerung in die Zisterne die Rede. 1490 wird ihrer zum erstenmale gedacht und 1549 von Baufälligkeit gemeldet. Die jetzige Zisterne rührt von 1732 her, wie dies die Inschrift an der ehemaligen Brüstung bezeugt,[1]) die neuerdings aus einer Tiefe von 7,50 m gehoben worden ist. Das etwa 3 m weite Rund ist mit sorgfältigen Quaderringen ausgemauert, wobei die Fugen mit Lehm ausgestrichen und oben mit leichter Wölbung eingezogen waren. Zwei Öffnungen unter dem südlichen Gewölbescheitel haben zur Einführung der Wasserrinnen und ein über der Zisterne eingespannter Balken zur Befestigung des Aufzuges gedient (Fig. 17). Ein viereckiges Fensterchen gestattet den Durchblick nach O.

Auch der folgende Raum O hat flachbogige Zwillingsgewölbe, die hier, wie im Zisternenraume und dem Torgange D wohl erst im XVII. Jahrhundert eingespannt worden sind. Gotisch dagegen sind auch hier die Türe und das viereckige Fensterchen an der Hofseite (Taf. VIII). Unter dem letzteren springt bis zur Kämpferhöhe des Gewölbes ein Felsklotz vor, auf dem sich an der Westwand eine 48 cm hohe und 42 cm tiefe Mauerbank anschliesst. Am Nordende der Ostwand ist nach P eine viereckige Lucke geöffnet.[2])

Zum mittelalterlichen Bestande gehört auch der obere Stock des Nordflügels. Das beweisen die gotischen Fenster an der Hofseite und die an der Nordfassade und in dem Gange Q gemalten Wappen. Hier sind „die alten Stuben und Steingaden“ zu suchen, deren 1526 ein Bericht des Pflegers Albrecht von Stampa gedenkt, und noch näher: „Im staingaden vor der alten stuben“ präzisiert ihr gegenseitiges Verhältnis ein Vermerk von 1533.[3]) „Steingaden“ ist wohl die Bezeichnung eines Raumes, der zur Aufbewahrung der steinernen Geschützkugeln diente, und dass er noch 1533 Munitionskammer war, beweist die Erwähnung von Blei, das hier untergebracht war.[4])

Wahrscheinlich ist der Abschnitt Q die Stelle, wo dieser Raum gelegen hatte. Allein die hier stattgehabten baulichen Veränderungen lassen keinen Rückschluss auf die frühere Teilung mehr zu. Dass sie eine andere als die heutige war, geht aus dem westlichen Mauerabsatze im Erdgeschoss und aus dem Verhältnis zu den Türen des Glockenturmes hervor, die beträchtlich über dem Boden und der Bretterdiele dieser Räume liegen. Weil abschliessende Untersuchungen erst nach Entblössung des Mauerwerkes möglich werden, bleibt die Beschreibung auf die des jetzigen Bestandes beschränkt.

Die nördliche Hälfte Q^a ist ein späterer Einbau von dünnen Mauern mit einem Fenster, das einen entzückenden Ausblick gewährt. Die stichbogige Kammer hat zwei Steinsitze. Rahmen und Fensterkreuz sind von Holz, in jeder der vier Öffnungen mit Vorrichtungen für doppelten Verschluss durch Fenster und innen durch Holzläden versehen, die wie jene in Falzen zurückgeschoben werden konnten. In dem hinteren Dreieck, das dieser Einbau mit dem Glockenturm begrenzt, führt eine moderne Holztreppe zu dem Dachraum hinauf. Der übrige Teil ist der Gang Q, vorwärts mit P

---

[1]) Vrgl. hierüber und die vorhergehenden Daten den Anhang.

[2]) Ein am Fusse der Nordwand eingelassener Balken wurde erst 1907 eingespannt, als dieser Raum während den Wiederherstellungsarbeiten als Pferdestall diente.

[3]) vide Anhang.

[4]) l. c.

und südlich mit der Galerie D^a und dem dahinter gelegenen Zimmer D verbunden. Die Türe nach dem letzteren ist vermauert und die folgende nach D^a, eine gefaste Spitzbogenpforte in stichbogiger Kammer, vielleicht erst nachträglich ausgebrochen und mit Benutzung älterer Teile geschaffen worden, denn es fehlt hier eine regelrechte Schwelle und an Stelle des Schlusssteines ist der Scheitel mit Brocken gefüllt (Fig. 18).

Fig. 18. Türe von Q zu der Brücke D a.

Immerhin gehört die Wand, in der sich diese Türe befindet, zu dem mittelalterlichen Bestand, denn rückwärts neben der letzteren wurde während meines jüngsten Aufenthaltes ein gemalter Schild mit einem noch unbekannten Wappen (Fig. 19)[1]) entdeckt, der auf gelblich weissem Grund 2,11 m über dem Boden steht und, nach Form und Ausführung zu schliessen, aus dem XIV. Jahrhundert stammt.

Die Räume P und O sind mutmasslich die 1526 erwähnten „alten stuben", denn der Kochherd in P, wo Deckenfalze auf ehemalige Vertäferung weisen, ist wohl erst nachträglich an Stelle eines Kamines eingebaut worden. Auch O ist kahl. An der Nordwand neben dem Turme führt eine gefaste Stichbogentüre in den Abtritt, einen viereckigen Ausbau, der tief unten auf einem Felsvorsprunge fusst. An der Aussenseite ist ein Bindenschildchen eingekratzt, in dem die Jahreszahl 1717 steht. Indessen weist dieses Datum auf spätere Arbeit hin; denn nicht nur widerspricht ihm die italienische Form des Schildes, sondern es erscheint dieser Ausbau auch schon bei Merian. Nicht unmöglich, dass hier noch die damals einzig vorhandene Einrichtung besteht, deren 1526 der Pfleger Albrecht von Stampa „in meiner, oder jetz meiner brudern kamern" erwähnt. Viereckige Wandgelasse sind die einzigen Reste wohnlicher Einrichtung in P und O.

Fig. 19. Wappen an der Südwand des Ganges Q im ersten Stock.

Über dem ersten Stocke erstreckt sich auf gleichem Plan der ungeteilte Dachraum (Fig. 20). Sein Boden war bis unlängst mit einem Estrichbelage bedeckt. Zwei Mittelpfeiler nehmen das Pultdach auf. Indessen ist letzteres nicht die ursprüngliche Form. Es geht dies aus den Bauberichten des XVI. Jahrhunderts hervor. Nachdem schon 1507 und 1526 auf die Notwendigkeit von Verbesserungen hingewiesen worden war, wurde um 1534 neuerdings gemahnt. Die Dachung, hiess es, sei so baufällig, dass der Pfleger nicht Einen versperrten Raum habe, wo er das Schlossgeschütz, Pulver und Wehren bewahren könne. So könne jeder in das Schloss kommen und sich über das Geschütz machen . . . . deshalb müsse unbedingt gebaut werden, und weiter wird verlangt: „item die wer vom alten zimer bis zum thurn zu erneuwren mit sambt dem tach vnd die Maur Im Winkel ob

[1]) Obere Hälfte in weissem Feld ein braunroter Turm mit weissen Fugen. Die Mitte des Aufsatzes mit einem gelben Ausschnitt (Schildchen?) besetzt. Die untere Hälfte achtmal von Gelb und Braunrot gespalten.

der pfisterey (Raum F) ain wenig bas zu erhochen, so möcht alssdann die wör gescheibt umb das schloss geen, wellichs in nöthen auch sunst gannz nutz vnd guet were.“ Gleichwohl scheint Abhilfe noch nicht getroffen worden zu sein, denn erst 1549 wird von einem bevorstehenden Umbau der „Pfister“ und beabsichtigter Erneuerung des darüber befindlichen Daches gemeldet, wo noch in folgendem Jahre besondere Baufälligkeit herrschte. Erst 1594 verlautet überhaupt mit Bestimmtheit, dass damals die Schlossbedachung erneuert worden sei, und es weisen die dafür ausgelegten Kosten, die 1598 mit 2074 fl. 15 kr. berechnet wurden, in der Tat auf ein beträchtliches Unternehmen hin.

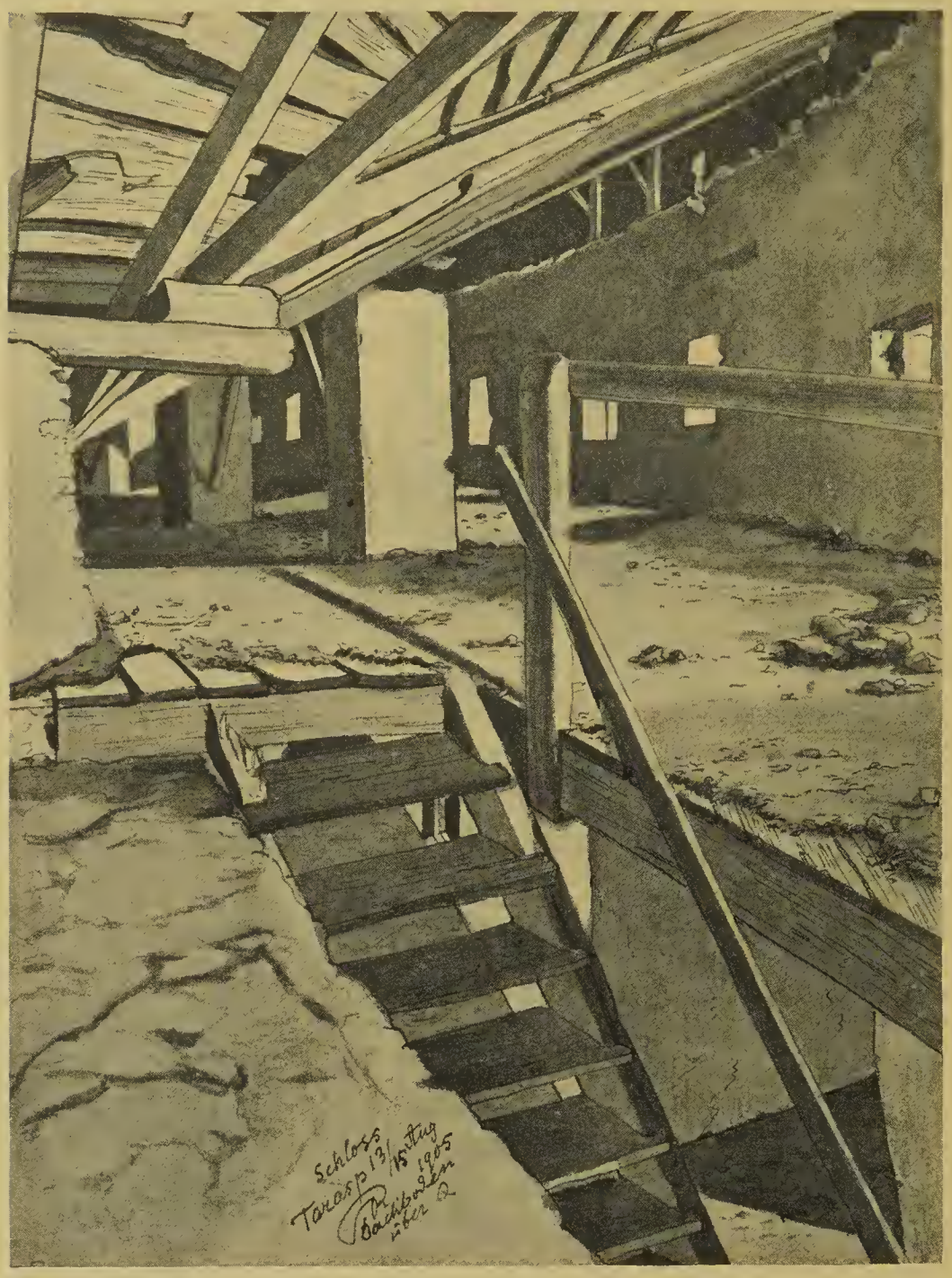


Fig. 20. Dachraum über Q und Qa.

Aus diesen Nachrichten erhellt, dass schon 1534 die Erneuerung eines Wehrganges über dem Nordflügel, Erhöhung der Mauerkrone im Südosten und 1549 auch eine neue Bedachung des Südflügels in Aussicht genommen war. Unbekannt dagegen ist, wann die Ausführung geschah, d. h. ob sie schon bald nach 1549, oder erst zwischen 1594 und 1598 erfolgte.[1])

Über den Bestand, der dadurch geschaffen wurde, liegen Anhaltspunkte im Nordflügel vor. Hier tritt im Dachraum die Aussenmauer hinter einem Absatz zurück, worauf sie in geringerer Stärke das Pultdach überragt. Über und unter dem letzteren ist sie mit viereckigen Lucken versehen, hier in regelmässigen Abständen und dort in geringerer Zahl, hart über dem Dache und teilweise kaum durch die Mauerkrone bedeckt (Fig. 20 u. Taf. VIII), die, wie Ansätze zu beiden Seiten des Glockenturmes zeigen, ehedem höher und einseitig nach aussen abgeschrägt war. Weiter ist auf die Ostfront des Turmes zu achten, an der sich über dem Dach des Nordflügels eine vermauerte Stichbogentüre befindet und eine zweite nach dem Dachboden sich öffnet. Über der letzteren springen in der Höhe des Mauerabsatzes zwei Balken vor. Aus alledem

[1]) Die grossen Schilde aussen (Fig. 15, S. 20) geben keinen Anhalt, da ihre Form auf beide Epochen passt.

folgt, dass ehedem ein Laufgang bestanden haben muss, eine hölzerne Galerie, die auf der Höhe des Absatzes der Nordmauer und jenseits des Glockenturmes wohl auch der Süd- und Westfront folgte, wobei an den Fuss dieser Wehrgänge die ursprünglich kürzeren Pultdächer sich schlossen.

An das Westende des Nordflügels stösst der Hauptturm, eigentlich nur ein festes Haus. Seine Basis bildet der Fels, der bis zum Boden des ersten Stockes reicht und aussen sichtbar zu Tage tritt, östlich senkrecht und südlich 2,70 m hoch als leichte Böschung abgespitzt. Über diesem Felssockel baut sich der Turm auf rechteckigem Grundriss dreistöckig auf.[1]) Die Höhe von der Schwelle der Hoftüre von M bis zum Dachauflager beträgt 12,38 m und 17,33 m bis zum First. Das erste Stockwerk misst 10,70 m innere Länge zu 6,90 m Breite und die Mauerdicke schwankt hier zwischen 1,96 m östlich und 1,38 m im Norden. Vor dem Westfuss springt der Fels in Form eines schmalen Plateaus (Plan Taf. IX) vor, das ummauert und vielleicht von dem nahe dabei absteigenden Wehrgang und dem Wachthause IIe zugänglich gewesen ist. Hier allein bildet der Turmfuss einen senkrecht vorspringenden Sockel, der unter dem Fenster des ersten Stockes abschliesst, und auch nur hier lässt der stellenweise abgefallene Mörtel die Mauerstruktur erkennen: an der Südwestecke hoch oben einige Schichten grösserer, aber ziemlich schmaler und glatter Eckquader, und südlich neben dem untersten Fenster wenige Lagen von Fischgrätverband.

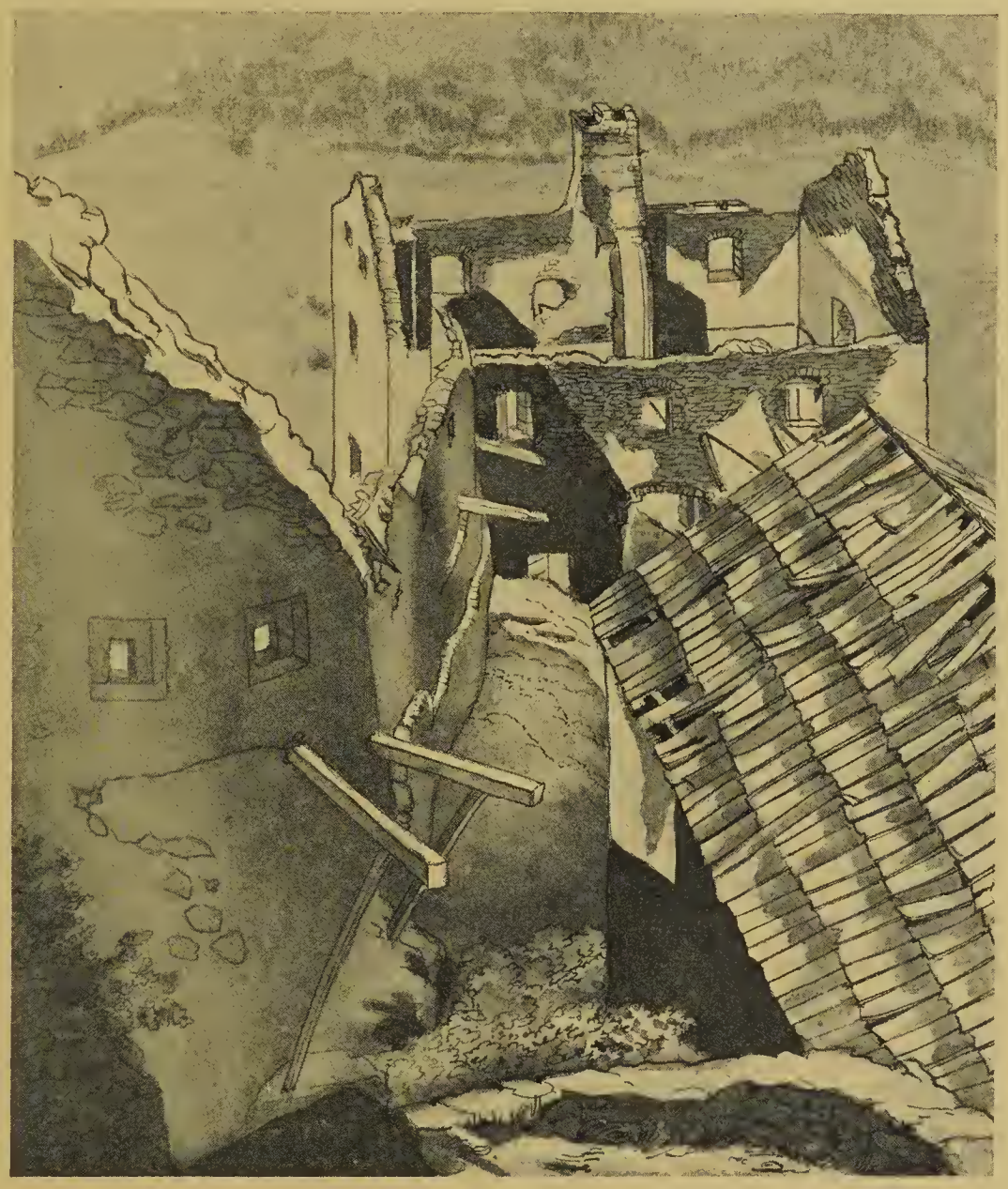


Fig. 21.
Tiefblick vom Hauptturm auf das Pulverhaus II f und das Wachthaus II e.

Nur spärliche Hinweisungen sind in den Baunachrichten enthalten. 1490 wird der „Harnasch Kamer in dem thurn“ gedacht; 1507 von Erneuerung der Böden und 1533 von alten Waffen gemeldet, die sich damals im Turm befanden. Die Beschädigung durch Blitzstrahl, von der um 1534 verlautet, scheint nicht den Hauptturm, sondern den Glockenturm oder das Pulvertürmchen III i getroffen zu haben, dagegen ist wohl in ersterem der „obere und untere Saal“ zu suchen, die 1591 eines neuen Estrichs bedurften. Hat die Ansicht Merians (Fig. 1) den Anspruch auf Verlass, so muss

[1]) Höhe der Stockwerke oberkant Deckenbalken: I 3,455 m; II 3,12 m; III 2,21 m.

gefolgert werden, dass zur Zeit der Aufnahme der oberste Abschluss ein anderer war, denn das Dach ist dort viel steiler als jetzt; die abgebildeten Schornsteine sind nicht mehr vorhanden, und ebenso die Lucken, die sich über der östlichen und nördlichen Mauerkrone öffnen. Es spricht denn auch für in der Folge stattgehabte Veränderungen eine durchgehende Linie, die sich über dem Fenster des zweiten Stockes an der Westseite abhebt (vgl. die Ansicht auf Taf. IV), und das zweimal hier und an der Nordseite unter dem Dach gemalte Datum 1628.

Im übrigen fehlt jegliches Anzeichen, um danach zu bestimmen, wann der jetzige Ausbau erfolgte. Durch alle Stockwerke geht als Träger der flachen Balkendielen ein starker Mittelpfeiler hindurch; viereckige Türen in flachbogigen Kammern verbinden den ersten Stock mit den östlich und südlich anstossenden Räumen, die, jene 30 cm höher, und diese ebensoviel tiefer liegen. Nur je eine Türe haben die folgenden Etagen: Die des zweiten Stockes führt nach dem auf gleicher Höhe gelegenen Dachraum des Nordflügels, und die darüber befindliche war nach dem Wehrgang geöffnet, zu dem eine kurze Treppe hinunterführte. Zwei grosse, jetzt ebenfalls vermauerte Türen an der Südwand beider Geschosse waren für den Aufzug bestimmt. Keine Türe lässt einen Rückschluss auf ihr Alter zu, und Gleiches gilt von den viereckigen Fenstern, die stichbogige Kammern und hölzerne Kreuzsprossen haben. Immerhin sind sie älter als die Decken; denn der Mittelzug im obersten Stocke schneidet in den Bogen der westlichen Fensternische ein. Hier ist die Decke aus dicht aneinander stossenden Balken gefügt und aus vier solchen der Mittelzug geklammert. Diese Struktur war gefordert wegen der enormen Aufschüttung, die als Schutz gegen Feuersgefahr die Decke beschwerte, eine noch vorhandene halbmeterhohe Lage von grossen Steinblöcken und Kalkguss, auf welcher bis unlängst dann erst noch eine wohl 80 cm hohe Lehmschicht gelagert haben soll.[1])

Die Westseite des Burghofes begrenzen die Teile M und M[1]. Vier Stufen führen zu der erst 1907 wieder geöffneten Stichbogentüre, die sich nach dem Erdgeschosse M[1] öffnet. Dieser schmale, bloss 1,80 m hohe und zudem durch den Turmfels beengte Raum, ist mit einer Bretterdiele bedeckt. Die Tiefe, wo sich eine viereckige Lucke befindet, nimmt der hölzerne Sitzkasten eines Abortes ein. Doch ist diese Einrichtung erst nachträglich entstanden, vermutlich nach dem Abgang der Letze, die von hier nach dem ersten Wachthause IIe hinunter lief, und zum Durchgange nach ihr war eben dieser Abschnitt bestimmt, der seinerseits auch durch eine jetzt vermauerte Türe, mit dem südlich anstossenden und fast ein Meter tiefer gelegenen Raume M, in Verbindung stund.

M ist umgebaut und seine frühere Beschaffenheit unbekannt. Der Treppeneinbau wie die Hoftüre wurden erst 1864 erstellt. Eine Stichbogentüre nach dem südlich anstossenden Zimmer L ist vermauert. Das Fenster in der Tiefe ist vielleicht erst eine Pforte gewesen, da Falze neben der Brüstung bis auf den Boden hinunterreichen.

Das über M und M[1] gelegene Stockwerk war von jeher ungeteilt. Eine Bretterwand bildet die Trennung von dem zum Südflügel gehörigen Zimmer L. In der Mitte der Westwand vertieft sich eine viereckige Nische, links davon ist in stichbogiger Kammer ein viereckiges Fenster, und rechts eine Rundbogentür nach dem erkerartig ausspringenden Abtritt geöffnet. Wieder ein solcher mit viereckiger Pforte befand sich darüber im Dachraum. Ein Mauerabsatz und Balkenköpfe

[1]) Örtlicher Überlieferung zufolge sollen in dieser Lehmschicht Tote beigesetzt worden sein, was während einer Blokade nicht undenkbar gewesen wäre, da Gräber in dem Felsboden nicht angelegt werden konnten.

bezeichnen das Auflager des nicht mehr vorhandenen Zwischenbodens, zu dem, wie Balkenköpfe über der Nische zeigen, von hier aus eine Treppe führte. Wie im Nord- und Südflügel, ist auch hier der Dachraum mit viereckigen Lucken in regelmässigen Abständen geöffnet. Eine Verbindung mit dem Turme besteht nur im ersten Stock.

Nur im Südflügel sind Keller vorhanden (Fig. 22). Ein Abstieg befindet sich in der Südwestecke des Querganges H und ein zweiter befand sich in G. Drei Keller sind und waren gewölbt [1]), der Mittelraum K mit einer vollen, die übrigen mit Flachtonnen, in welche Stichkappen schneiden. Nur 1,20 m beträgt die Mauerstärke im Süden und Westen. Wieder mit einer Flachtonne ist ein kleiner, annähernd quadratischer Raum H bedeckt, der neben der Treppe den Durchgang nach Osten vermittelt. Hier sind drei getrennte Stücke G, F und E gelegen,[2]) alle mit Balkendielen und teilweise so niedrig, dass sie nur zu untergeordneten Zwecken benutzbar waren, zur Abwässerung durch die weitausragende Holzrinne in F, während ein rechteckiger Einbau von zirka 50 cm dicken Bruchsteinmauern in E noch unerklärt ist.

Wohnliche Einrichtungen zeigt heute nur noch der Südflügel, über den auch die Nachrichten am ausführlichsten verlauten. 1507 werden hier Pfister, Backofen und die Pflegerwohnung erwähnt, um deren Wiederherstellung es sich damals handelte. Auch 1526 wird von Baufälligkeit gemeldet und 1534 eine Erhöhung der „Maur Im Winkel ob der pfisterey“ verlangt. Indessen scheint nur notdürftig verbessert worden zu sein, denn noch 1548 heisst es, dass die Pfister sowieso umgebaut werden müsse. Im folgenden Jahre wird die Küche „eines Pflegers unwürdig“ und der Erneuerung bedürftig genannt, auf die Notwendigkeit einer besseren Abwässerung und wiederum auf den Verfall von Pfister und Backofen hingewiesen. „Neuer Bau“ wird dieser Teil in dem Expertenberichte genannt, mit Rücksicht vielleicht auf den Stand, den Arbeiten zwischen 1507 und 1511 geschaffen hatten. Bald nach 1549 dürfte in der Hauptsache der jetzige Ausbau entstanden sein.

Ein Quergang H mit der Treppe teilt oben und unten zwei Hälften mit je drei Räumen ab. Über dem wagrechten Sturz des Eingangs vom Hofe ist aussen in Relief der Bindenschild angebracht. Alle Fenster sind viereckig und ohne Profilierung nach innen und aussen glatt geschrägt, die

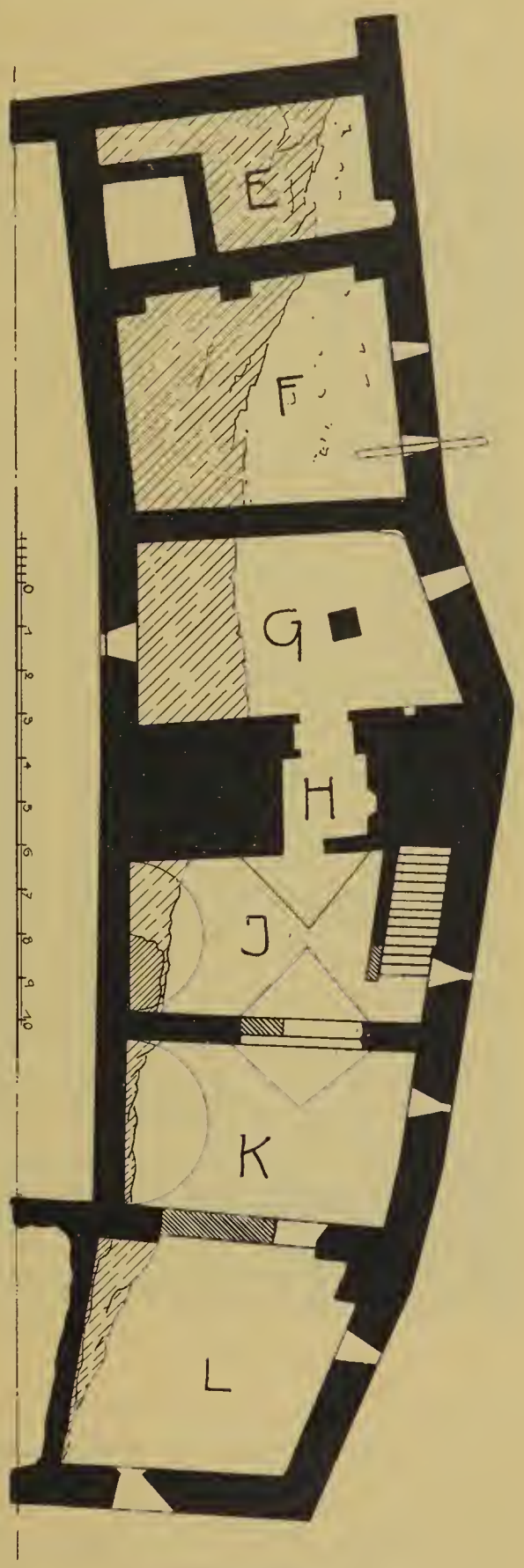


Fig. 22. Keller unter dem Südflügel. Aufnahme von J. L. Meyer-Zschokke.

[1]) Auch der jetzt flachgedeckte L, wie sich aus Ansätzen ergibt.

[2]) Der Mittelpfeiler in G wurde erst 1907 erstellt.

Gerichte von Holz. Die Bestimmung der einzelnen Räume lässt sich annähernd ermitteln. Es werden genannt 1548 und 1549 ein „Pfister sambt ain pachofen von alters her gepaut“. Die Nähe des (Glocken-)Turmes und die Bezeichnung im „Egg“ weisen auf F, und auf die Lage im Oberstock der Voranschlag, der drei Böden vorsieht: den unteren „im Boden“, den anderen auf der Pfister und Backofen und den dritten unter dem Dach. Und in der Tat sind in F noch alle Einrichtungen vorhanden, die zu einer Bäckerei alten Stiles gehören.

Fig. 23.

2. Ein gründlicher Umbau wird in dem „Stokh“ gefordert, „do denn der Pfleger fewrt, sein schmalz, käs und ziger (Kräuterkäse) machen muss“, „auch mit vrlaub den Schweinen Ingätz abprien (abbrühen) hat lassen“. Darüber seien Stube, Küche, Kammer und zuoberst das Getreide gelegen, alles mit hölzernen und dazu verfaulten Böden. Um diesem höchst feuersgefährlichen Zustand abzuhelfen, sei es nötig, neben der oberen Stube und Küche eine vom Grund bis zum Dache reichende

Scheidemauer aufzuführen [1]) und „herdinhalb“ dieser Wand zwei Gewölbe aufeinander zu bauen. Der Zusammenhang nun, in welchem die einzelnen Räume nach diesem Berichte erscheinen und auch ihre Beschaffenheit weisen auf K im Erdgeschoss und im folgenden Stocke. In diesen beiden Küchen sind denn auch Gewölbe vorhanden, und zwar, wie gefordert wurde, „herdinhalb“, d. h. über der Tiefe, wo der Herd sich befindet. Für die Pflegerwohnung war die obere Küche und zur Käserei die untere bestimmt, welch letztere auch durch eine Türe in direkter Verbindung mit dem Hofe stund.

Es folgt nun die Beschreibung der einzelnen Räume und zwar zunächst der im Erdgeschoss befindlichen.

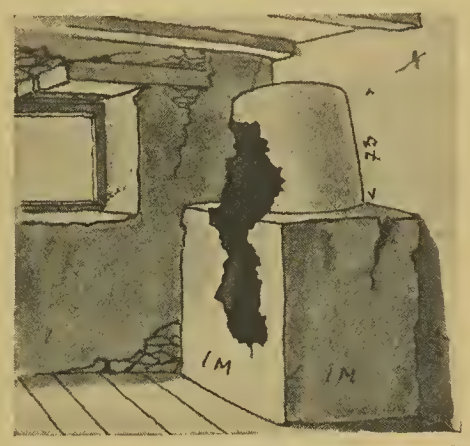


Fig. 24. Ofen in dem Zimmer G des Erdgeschosses.

Eine jetzt vermauerte Stichbogentüre führte ehedem von der tiefer gelegenen Torhalle D nach dem Zimmer E. Ein Fenster ist an der Südwand und eine Stichbogentüre in der 93 cm dicken Westmauer nach F geöffnet. Dieses letztere Stück (Fig. 23), über das sich ein flachbogiges Gewölbe spannt, hat als Heizraum gedient. Zu beiden Seiten der Osttüre finden sich Vorrichtungen dazu und über der südlichen Nische ist ein Schornstein geöffnet. Unter dem Fenster an der Feldseite springt der Schüttstein vor, zu dessen Ausguss eine weit ausragende Holzrinne diente. Eine Lucke an der Hofseite hat den schiebbaren Holzladen bewahrt. An der Fussbank des Heizloches für den Ofen in G ist das Datum 1722 gemeisselt. Weisen die Bezeichnungen „Pfister und Backofen“ nicht auf eine gemeinsame Räumlichkeit hin, so könnten F „die Pfister“ und E die 1526 erwähnte „pfister stuben“ gewesen sein.

Der folgende Abschnitt zerfällt in den schmalen Gang G[1] und das zwei Stufen höher gelegene Zimmer G. Letzteres ist ein kahler Raum mit einer von Langbalken getragenen Bretterdiele. An der Ostwand, wo das Mauerwerk mit eingerissenen Lagerfugen zutage tritt, steht ein gemauerter Ofen mit rundem Konus auf viereckigem Sockel (Fig. 24).[2]) Eine viereckige Tür mit Holzgericht führt nach dem Gange G[1], wo eine vorspringende Sockelbank den südlichen Mauerfuss begleitet und das eine der darüber befindlichen Fensterchen in zwei durch den Querspossen geteilten Öffnungen die Schiebläden bewahrt.

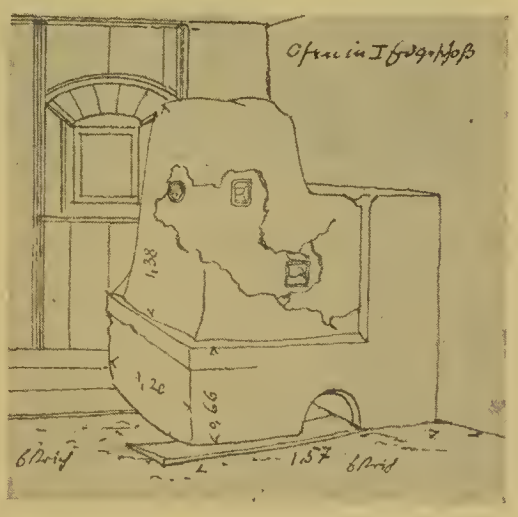


Fig. 25. Ofen in dem Zimmer J des Erdgeschosses.

Eine gemauerte Treppe von 14 mit Brettern belegten Stufen, unter der ein Cachot als Hundestall gedient haben mochte, führt in dem Quergang H nach dem Oberstock. Der folgende Raum ist das Zimmer I mit flacher Gipsdiele und Resten von Wandgetäfer. Hier, wie in den übrigen Gemächern dieses Flügels, wo solche erhalten sind, besteht die Verkleidung aus breiten Brettern mit Leisten, welche die Fugen decken und die stichbogigen Tür- und Fensternischen umrahmen. Ihre Profilierungen weisen durchwegs auf gleichzeitige Entstehung im XVI. Jahrhundert und sie zeichnen sich durch eine Feinheit und wohl auch durch einen Überschuss von Gliederungen aus, die eben nur das hiezu verwendete Arvenholz zugelassen hat. Der Ofen (Fig. 25)

[1]) Die Errichtung dieser Scheidemauer scheint unterblieben zu sein, denn die zwischen den Räumen K und I ist im Keller zwar 0,86 m, in den beiden folgenden Stockwerken dagegen nur 53, resp. 50 cm stark.

[2]) Auswechselungen und Ausschnitte der Deckenbalken in dem darunter befindlichen Kellerraume zeigen, dass zu diesem aus der Südostecke von G eine Holztreppe hinunter führte. Gef. Mitteil. des Herrn Architekten W. Türcke in Dresden.

gleicht dem in G, aber trotz dieser primitiven Gestalt ist das Alter kein hohes, denn frühestens aus der Mitte des XVI. Jahrhunderts stammen die grün glasierten Kacheln, die zwiefach übereinander in den Aufsatz eingelassen sind.

Die Küche K ist flach gedeckt und nur der hintere Teil mit dem Herd und den Heizlöchern für die beiderseits anstossenden Zimmer mit einer Flachtonne überwölbt.

Das Eckzimmer L ist der einzige Raum, der die vollständige Dielung besitzt, eine Holzdecke, die Profilleisten in länglich rechteckige Feldungen teilen. Auch Reste des Wandtäfers sind vorhanden. Eine Besonderheit, die sich auch in dem Gange G¹ wiederholt, fällt an den Fenstern auf, die sich in stichbogigen Nischen öffnen. An und für sich schon klein, wird ihre Weite erst noch durch einen bald hölzernen und bald gemauerten Einsatz verengt, der sich der einen Wandung anschliesst [1]). Von dem Ofen, der vielleicht der Kacheln wegen eine begehrte Spolie war, ist nur noch der Sockel vorhanden. An der Westwand besteht das Mauerwerk aus Kieseln und Schieferbruchsteinen mit vollständigem Mörtelbelag, in welchem Stoss- und auffallend schräge Lagerfugen eingerissen sind. Eine Stichbogentür nach M ist vermauert.

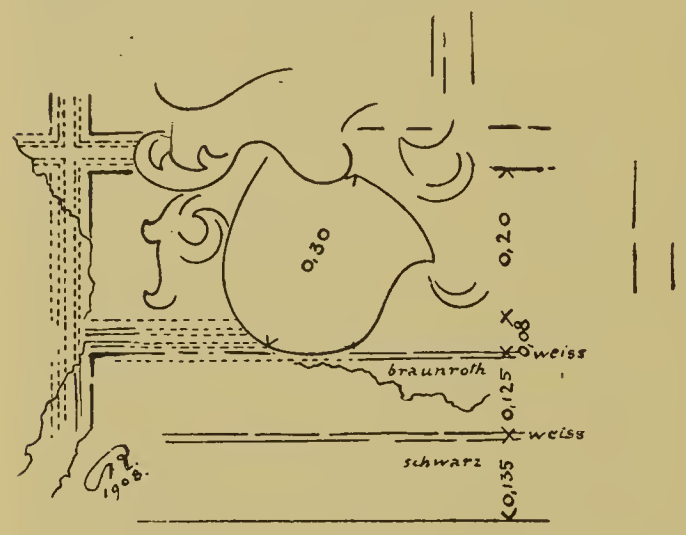


Fig. 26. Heraldische Malereien an der Nordwand von E im ersten Stock.

Im oberen Stock nimmt am Ost- und Westende ein grosses Zimmer die ganze Breite des Flügels ein. Beide verbindend, erstreckt sich der Hofseite entlang ein flach gedeckter Korridor, nach dem sich mit Ausnahme des Gemaches G die Zwischenräume öffnen. E am Ostende soll das Prunkzimmer des Schlosses gewesen sein [2]). Schon im Mittelalter war dieser Raum ein bevorzugtes Gemach, was die Reste von Malerei an der Nordwand beweisen (Fig. 26). Allerdings sind sie nur sparsam und dazu dermassen verrusst, dass erst nach langem Suchen und Kombinieren die Entdeckung eines Zusammenhanges gelingt. 1,28 m über dem Boden zog sich eine breite schwarze Borte hin. Auf eine zweite von braunroter Farbe folgte ein rechteckiges Gitterwerk von schwarzen Streifen mit weissen Doppelfilets. Der Grund der Feldungen scheint graublau gewesen zu sein. Über die Gitterung ist ein spätgotisches Vollwappen gemalt. Der Inhalt der Tartsche und das Zimier auf dem blauen Stechhelm sind erloschen und ebenso die Farben der Helmdecke. Die Vermutung liegt nahe, dass hier noch weiteres dieser Art, vielleicht eine ganze Wappenfolge gemalt gewesen sei. Nur 2,64 m betrug die Höhe des Zimmers, das jetzt nach oben offen steht und auch den grössten Teil der Westwand eingebüsst hat. Aus der Südwestecke springt halbrund ein Schornstein vor, der übrigens, wie Falze zeigen, verschalt gewesen ist. Ziemlich grosse Fenster mit moderner Trischübelverdachung und zweiteiligen Holzrahmen finden sich an der Süd- und Ostwand und hier ausserdem zwei Mauergelasse.

---

[1]) In dem Fensterchen von G¹ ist diese aus Schalbrettern bestehende Einrichtung erklärlich, weil sie zur Aufnahme der Schiebläden dient. In L dagegen sind solche nicht vorhanden.

[2]) Vermutlich ist dies das Zimmer, dessen Conradin v. Moor in der „Rätia“ von 1864 (Band II, S. 103) gedenkt. Täfer und Decke sollen nach Schuls verbracht worden sein. Auf ehemalige Vertäferung deuten die überall in die Mauern eingelassenen Holzdübel.

Nördlich stösst an E der kahle über der Torhalle gelegene Raum D, der mit viereckigen Türen den Durchgang nach dem Nordflügel vermittelte, und westlich der Backraum F, dessen noch 1905 vorhandenes Gewölbe, weil die Ost- und Nordwand auf der Decke des darunter befindlichen Zimmers lasteten, entfernt werden musste. An der Südwand befindet sich ein breit viereckiges Fenster und daneben eine halbrunde Nische für das Bäckerwaschbecken. Ein Schornstein in der Südwestecke für den in G vorspringenden Backofen musste, weil auf dem ehemaligen Gewölbe fussend, ebenfalls abgebrochen werden.

G ist ein kahler Raum mit Bretterdiele. Mit dem Zimmer I verbindet ihn über dem Treppenhause ein fensterloser Zwischenraum. Er ist beiderseits mit einer hölzernen Stichbogentüre geöffnet und mit einer flachen Gipsdiele bedeckt. Letzteres gilt auch von dem 2,97 m hohen Gange H. Die halbrunde Nische am Westende hat mutmasslich zur Aufnahme eines Lavabo gedient. Vor dem Treppenhause trennt eine Türe den Gang in zwei Hälften ab. Der wagrechte Sturz des hölzernen Gerichtes ist mit einer komplizierten Häufung von Karniesen und Plättchen gebildet und unter dem Geison mit einem Eierstabe bekrönt. Den gleichen Abschluss hat die Türe zu I, über der die im Anhang abgedruckte Inschrift samt den Wappen des Hauptmanns Benedikt Danaglia und seiner Gattin gemalt sind. Trotz dem Datum 1722, das die Inschrift aufweist, halte ich dafür, dass beide Türen aus dem XVI. Jahrhundert stammen, wie die Ausstattung des sogenannten „Hauptmannszimmers“ I. Dieser stattliche 2,88 m hohe Raum hat seine vollständige Vertäferung bewahrt, die der Wände, der weiten stichbogigen Fensternischen und auch das Kranzgesimse. Nur die alte Decke hat Danaglia durch eine flache Gipsdiele ersetzen lassen mit einem glatt umrahmten Vierpass, der wahrscheinlich ein appliziertes Ölgemälde umschloss. In der nordwestlichen Ecke hatte der Ofen gestanden, wohl ein stattlicher Bau, der eben darum geraubt worden ist. In K, der Küche des Pflegers ist der südliche Teil, wo sich der Herd befindet, mit einer rundbogigen Tonne, der Rest mit einer flachen Gipsdiele bedeckt. Neben dem Herd befindet sich an der Westseite ein kleiner Backofen. Jetzt ist die Küche in ganzer Weite nach dem Gange offen, aber ein Falz am Deckenbalken zeigt, dass ehedem eine Holzwand zwischen den beiden bestand.

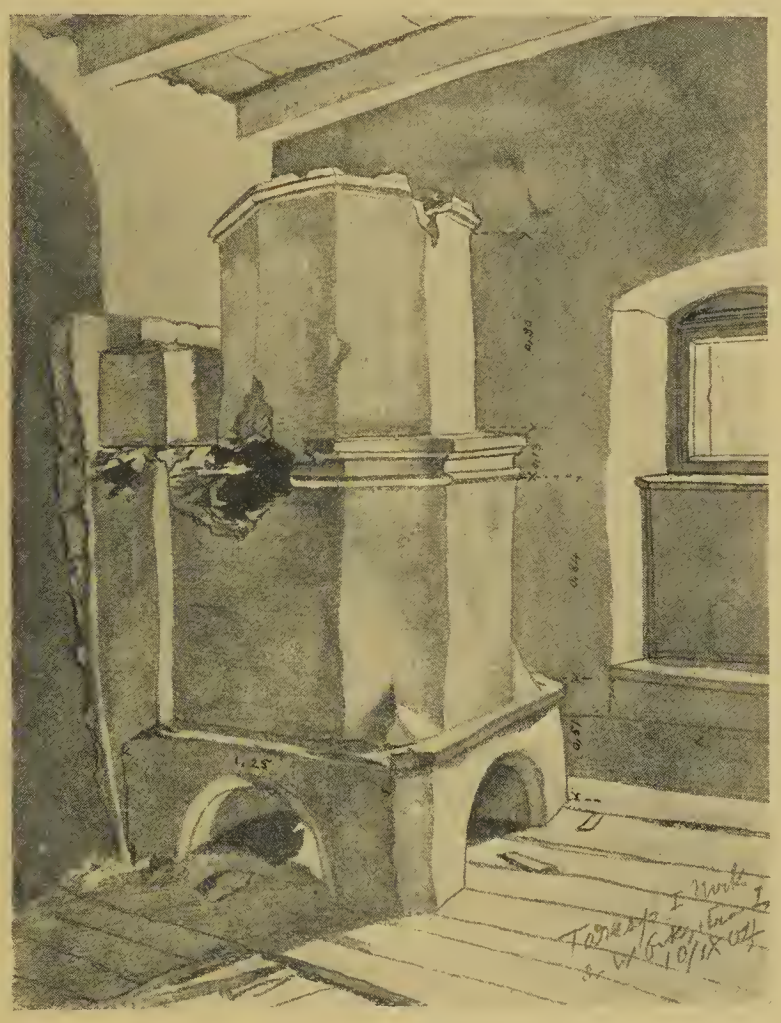


Fig. 27. Ofen im Zimmer L des Erdgeschosses.

Eine viereckige Türe mit Holzgericht führt von dem Gang in das 3 m hohe Eckzimmer L, das nur noch Reste des Wand- und Deckentäfers hat. Die Diele war durch Profilleisten in rechteckige Felder geteilt. Zu dieser wahrscheinlich aus dem XVI. Jahrhundert stammenden Ausrüstung gehören auch die Nordwand und der Ofen (Fig. 27), dessen Aufbau und Gliederungen noch ausgesprochen gotisch sind.

Der Dachboden des Südflügels liegt ungefähr 58 Centimeter tiefer als der über D und den Räumen des Nordflügels. Dass auch hier über dem Dache ein Laufgang bestand, beweist das vermauerte Fenster in der Mauerkrone zwischen den Abschnitten G und F (Fig. 14, S. 19).

Forderungen, wie sie an eine mittelalterliche Behausung gestellt worden sind, mochte die Burg genügen, aber schon im XVII. Jahrhundert konnte sie kaum mehr als ein herrschaftlicher Sitz geachtet worden sein. Alles ist einfach; Licht- und Luftzufuhr sind besonders im Südflügel recht dürftig bemessen. Nur 2,60 Meter beträgt die Zimmerhöhe zu ebener Erde und 3 Meter die grösste im oberen Stock. Dafür entschädigt die Pracht von Ausblicken, die sich nach allen Seiten öffnen: auf Ardetz mit der feinen Silhouette seiner Burg, hinter welcher zwischen duftigen Kulissen der Fernblick bis zum Flüela und der Silvrettagruppe reicht; südlich zu den Bergriesen, zwischen denen Val Plafna und die hoch eingeklemmte Sandriese der Val Zuort sich furchen, und dann wieder nordwärts zu der sonnigen Staffel, auf der Fetan herüberglänzt; zuletzt nach Schuls und Sent, wo tief unten der Inn zwischen hochrandigen Ufern sich im Talschluss verliert.

J. C. Heer[1]) erzählt: „Die schönen Getäfel und Öfen, die österreichischen Wappen, die das Schloss bei Menschengedenken noch schmückten, sind der Kurzsichtigkeit des Besitzers und der Schlauheit der Antiquaren aus Frankfurt und Hamburg zum Opfer gefallen.“ Diese Plünderung war vorgenommen schon lange bevor Nationalrat von Planta das Schloss erworben hatte, und zwar besonders durch einen Marchi von Schuls. Ein achtzigjähriger Greis in Sparsels erzählte im letzten Sommer davon: Die Täfer in dem Zimmer E des oberen Stockes und des Nebenraumes D, Türen, Eisengitter, sogar die Eisenklammern von Deckenbalken wurden entfernt und mit wenigen Ausnahmen die Türen ihrer steinernen Gerichte beraubt. Einige davon sollen im „Quellenhofe“ in Schuls und ein romanisches Doppelfenster in einem Hause am Aufgang zur Burgruine von Ardetz verbaut worden sein. Sicher aus dem Schlosse, wenn auch schon früher, wurde das bemerkenswerte gotische Doppelfenster entfernt, das über der Haustüre zur Post in Fontana steht. v. Planta war Eigentümer des Schlosses geworden, um einer weiten Umgebung ihr Wahrzeichen zu retten. Er hat dann sämtliche Dächer erneuern lassen und auch anderweitige Reparaturen mit grossen Auslagen bestritten. Fast ein halbes Jahrhundert lang ist die Burg im Besitze der Familie geblieben. Dann hat sie 1900 der Kgl. Sächsische Kommerzienrat K. A. Lingner aus Dresden gekauft.

Schlösser sind viele feil. Aber setzt schon die Hut eines wohl erhaltenen die freie Hand des Besitzers voraus, so ist vollends die einer Ruine mit grossen Ansprüchen an Opferwilligkeit und Pietät verknüpft. Ein Ausbau ist selten vom Guten und passives Zusehen gleichbedeutend mit Preisgebung an unfehlbaren Verfall. Einem pietätvollen Besitzer bleibt somit nur übrig, den überkommenen Bestand durch Vorkehrungen zu sichern, die ihm sein meist so reizvolles Bild bewahren.

Wie es sich mit Tarasp verhielt, zeigen die Aufnahmen, die in den Jahren 1904 und 1905 gemacht worden sind. Der Verfasser wollte, weil von bevorstehenden Wiederherstellungsarbeiten verlautete, einen Bestand fixieren, an welchem eingreifende Veränderungen nicht ausgeschlossen

[1]) Streifzüge im Engadin 1898 S. 18.

schienen, und so ist er denn fast eifersüchtig am Zeichnen gewesen. Die Befürchtung hat sich aber als eine vergebliche erwiesen, denn was seither geschah, ist aller Achtung wert. Nichts Neues ist hinzugekommen, sondern bloss konserviert und gefestigt worden. Diese Arbeiten fanden 1907 auf 1908 unter der Leitung des Herrn Architekten Walter Türcke aus Dresden statt: namhafte Unterführungen und Verstärkungen der Fundamente, wo der Baugrund ein unzuverlässiger war; Konsolidierung des Mauerwerkes durch Auswechselung vermorschter Stücke und Ergänzung und Verklammerung geborstener Teile an Gewölben und Bögen. Alte Struktur, wo sie zutage trat, blieb unverputzt; neue Böden gestatten den Umgang durch alle Teile des Schlosses; der schwanke Aufsatz des Glockenturmes ist durch ein neues Werk in Wiederholung des alten ersetzt; durchwegs, mit Ausnahme des Pulverhauses, die Bedachung in dem herkömmlichen Schindelbelag erneuert, und, wenn allerdings die feinen und malerischen Silhouetten der Mauerkronen durch den Zementbelag verwischt worden sind, so war diese Vorkehrung eben unvermeidlich, wenn Wind und Wetter nicht stets neue Angriffspunkte gegeben werden sollten. In allen diesen Arbeiten bewährt sich eine glückliche Hand, und dem Burgherren und seinem Architekten gebühren Anerkennung und Dank.

Anhang.

Die nachfolgenden Auszüge aus den Innsbrucker Akten verdanke ich der Güte des Herrn Architekten Bodo Ebhardt in Grunewald-Berlin und die mit Z bezeichneten Herrn P. Peter Bapt. Zierler, O. Cap. in Bregenz.

Statthalterei-Archiv Innsbruck. „Extract auss dem Buch Alta Rhetia (Hdschr. des 17. Jahrh.). Nachfolgends ab Aº 1351 vnzt (bis) ca. 1464 habens die von Mätsch zu Tyrol zu Lehn empfangen, als aber Vogt Ulrich v. Mätsch sein Lehensgerechtigkeit dem Erzherzog Sigmund verkaufft, haben folgendts die Tyrolische Landtsfürsten vnzt auf diese Zeit solches Schloss Pflegweis eingelassen und befestigt."

1486. Erste Erwähnung der Kapelle und eines Kaplans. Erste Nachricht von einem Bau, für den 100 fl. bestimmt wurden. Z.

Statthalterei-Archiv Innsbruck. Grenzakten IV. CC. Inventari Zedl. Sloss Trasp. Heft 1.

1490. Inventar übergeben von Kaspar von Maltitz, Pfleger zu Naudersperg an den Edlen Heinrich von Rottenstein. Es werden erwähnt die Zistern, die Harnasch Kammer in dem thurn, die Kapelle.

1507 wurde wieder gebaut. Die Dachung war fast überall verfault, ebenso die Böden. Herzurichten waren Thurm, Pfister und Backofen, die Pflegerwohnung; auch die Zisterne war schadhaft. Ein Blitz hatte den Burgstall hinabgeworfen und das Gebäude so beschädigt, dass man den oberen Teil abtragen und neu aufbauen musste. 1511 war das Baugeld verbraucht und wurde um weitere 100 fl. angehalten. Z.

1510, 1511, 1512, 1516 Inventare.

Statthalterei-Archiv Innsbruck XXXVII. 109, 120, 121.

1526. Albrecht v. Stampa berichtet an die Regierung über Baufälligkeit auf Tarasp. Er verlangt zwei Estrich „auff die alten stuben vnd staingaden", Estrich in die Küche und auf der „pfister stuben". „Das Pulfer liegt auf der Kapelle, zunächst bei der Schmiede. Es musste ein Estrich und ein Dach gemacht werden.

Wenn es nun Krieg gäbe, so hätte er (v. Stampa) grosse Sorge, dass sie ihm (die Bündner mit einem in Chiavenna verwendeten guten Geschütz) die Zisterne zerstössen. Dem sei vorzubeugen. „Es hat in dem vorhoff ainen weytten platz, gleich vor der Zistern, dahin man ain gut polwerk (Bollwerk) von Holtz und darnach ausgefüllt machen mag, mit demselben ist die zistern, auch das Hauss zum teyl vor schyessen verwart."

„Man muss auch heimliche gemach (Abtritte) machen lassen, der (derer) ist nicht mehr denn aines in meiner, oder jetz meiner brudern kamern und ist desshalb gar ain verlust im Hause."

Statthalterei-Archiv Innsbruck. Grenzakten 4 CC. 20.

1533. „Ein Halbschlengle (kleine Feldschlange) in der Schmitten bey der capell, ain schlenngle vor dem Indern thor, drew Valkhenett bey der Indern porten."

„Auf der capell drew vessl (Fässchen) vnd ain lägel vol stainen (?), in ainer lägel ain wenig pulfer vnnd ganntz mit ainer pösenn thür versorgt."

„Im Thurm alte Waffen."

„Im Staingaden vor der alten stuben 4½ platten Blei."

„39 Langspiess beym Inndern Thor."

Ohne Datum. Petent ist Vetter des Rudolf Stampa, von dem er die Pflegverwaltung übernommen, vermutlich Ulrich v. Stampa, der am 16. Januar 1534 der Übernahme von Tarasp und der Aufstellung des Inventars gedenkt und auf Bauschäden hinweist, deren notwendigste Wiederherstellung 100 fl. erfordern dürfte.

Die Dachung, heisst es, sei so baufällig, dass der Pfleger nicht einen versperrten Raum habe, wo er das Schlossgeschütz, Pulver und Wehren bewahren könne. So könne jeder in das Schloss kommen, sich über das Geschütz machen . . . deshalb müsse unbedingt gebaut werden.

Statthalterei-Archiv Innsbruck XXXVII., 109., 64.

Diesem Aktenstück liegt bei ein „Vermerk was zu notterft des Schloss Trasp zu Pawen vnd zu pessern were." „Erstlich das thor des schloss zu pessern vnd die Innren zway thor mit guetem Plech ze überziechen, vnd in das thor bey der Capell ain kleins thürle ze machen.

Item die Wer vom alten zimer bis zum thurn zu erneuwren mit sambt dem tach, vnd die Maur Im Winkel ob der pfisterey ain wenig bas zu erhochen, so möcht alssdann die wör gescheibt umb das schloss geen, wellichs in nöthen, auch sunst gannz nutz vnd guet were.

Die Mauer zwischen thorn müsse ein wenig gebessert, wo es nidergefallen ist, und mit Platten oder Brethern abgedekt werden."

„Dessgleichen den Gallprunnen dieweil der zu machen soüil (Säule) sosst (sonst) lat, vnd aber den thurn, welchen der donner und plitz zerprochen, demselben prunnen das tach zerprochen, auch stückt maurstain (Holtz) darein gefallen, (Holz und Mauerstücke in den Brunnen gefallen), möchte man mit geringen Kosten räumen und decken lassen.

Ferner empfehle sich, ein Stall „von Laden" vor dem Capellenthor zu machen, für 4 Pferde bei etwaigem Fremdenbesuch, derselbe könne allezeit wieder weggetan werden.

Auf dem Estrich unter dem Dach möchten 2 Kammern aufgeschlagen werden, da man sonst gar wenig Kammern im Schloss habe, wo man einmal einen ehrlichen Mann „gwirten (bewirten) möcht."

Archiv XXXVII. 80.

1548. 18. Januar. Es verlautet von bedrohlichen Absichten der Eidgenossen, daher das Schloss verproviantiert werden soll.
Archiv XXXVII. 104. 77.

1548. 26. Februar. Hans Khuen, Pfleger zu Naudersberg, berichtet, dass er auf Befehl die Zisterne inspiziert habe, dass ausser dem Turm und der Pfister alle Dächer in die Zisterne entwässerten; der Turm könne mit geringen Unkosten dahin entwässert werden; das Dach der Pfister sei aber schadhaft und müsse erneuert werden. Da aber die Pfister so wie so umgebaut werden müsse, schlage der Zimmermann vor, einstweilen das Dach auf hohe Pfosten zu setzen, dass man später an das Dach heranbauen könne.

Archiv XXXVII. 73.

1549. Eine Inspektion unter Zuziehung von Bauleuten konstatiert die Baufälligkeit der Zisterne und Dachungen und verlangt die Errichtung eines verschliessbaren Raumes für die Geschütze.

Ein herzugezogener Maurer und Zimmermann haben folgendes befunden:

1. Leidet die Ringmauer im Schloss durch das von oben kommende Wasser, namentlich „des thayls desselbigen Eggs (Ecke) am Schloss. „Dort ist ein Pfister sambt ain pachofen (Backofen) von alters her gepaut." Die baufällige Maur soll wieder hergestellt und „auf der Pfister und Pachofen ain Stuben vnd Kamer gemacht werden unnd darauf ein Dachwerk. So fallt alsdenn das wasser von oben herab von einem Dachwerk auf das annder. Erstlichen vom Thurndach auf das New Dach vnd alsdann in der Rinnen vnd von der Rinnen in die Zistern."

2. Die Küche sei eines Pflegers unwürdig und müsse erneuert werden.

3. Betreff eines geschlossenen Raumes für Geschütz und Pulver wird vorgeschlagen „da dic Capelle im Gemeur steckt vnnd ain Schmitten daran hanngt wer unser Meynung (es werde) sölichs Gemeur der Capell sambt der daran hangenden Schmidten umb sovil erhöcht, das man auf solichs baws pöden, nemblichen auf der Capell ain Gwölbli zu erhaltung des pulfers gepaut hette vnd auf die Schmidten zu bewarung und versicherung des Geschütz vnd weren, so Im Schloss vorhanden, ain versichert Zimerlj gemachet würde".

4. In Kriegsfall seien die Schiesslucken im Schloss und Ringmauer nicht zu gebrauchen „sonder man deshalben viel feyern (unbenutzt) müest lassen".

5. „In dem Stockh, do denn der Pfleger feüvrt (feuert), sein schmalz, käs und ziger machen muess, ist ein poden auf dem andern alles hultzen vnd gar zerfault vnnd ain grosse Sorg darauff stet nachdem das ober geheus, als Stuben, Küchen vnnd Kamer, darauf auch traidegemach (Getreidekammer) steen, so der vnfall vnd vnglück yr zuschlagen wolt, solichs alles dardurch verprennt vnd vernachtailt würde.“ Desshalb solle man in denselbigen Stock neben der oberen Stube und Küche ein Schiedmauer von Grund auf bis unter das Dach führen. „Dan herdinhalb (auf der Herdseite) diser Schidmauer, wo den der Pfleger bisher sein geschefft, als kes vnd Ziger wie obbemelt durch das fewr darzubringen hat muessen, auch mit vrlaub den Schweinen Ingätz abprien (abbrühen) hat lassen“ solle man wegen der Feuersgefahr zwei Gewölbe aufeinander bauen.

Alle diese Bauten werden bis auf ungefähr 300 fl. geschätzt (für Maurerarbeit).

Die Zimmermannsarbeit: „3 Böden im neuen Bau, den unteren in Boden (Erdgeschoss?), den andern auf der Pfister und Backofen, den dritten unter dem Dach zu machen, das Dach drauf zu setzen, die Traufen anzuzubringen, ain Dach auf den Neubau der Capelle zu setzen und den untrischten (untersten) Boden im alten Stock, sei für Traumen, Rinnen, fleyklen (?), Dachlatten, Arbeitslohn, Kost u. s. w.“ auf 80 fl. veranschlagt. Dies sein die Sachen, die unumgänglich not thäten. Andere Baufälligkeiten sein noch mehr vorhanden, doch habe es damit noch Zeit.

Archiv. XXXVII. 127.

1591. 15. Oktober. Wird wieder von Baufälligkeiten berichtet und auf einen in dem gleichen Jahre aufgestellten Voranschlag verwiesen.

„Erstlichen in dem Thürnle alda jetzt das Pulffer ist — darauf die Tachung vnd was von Holz gesorgt (?) ist. Ist vonnötten dass dasselbig gewölbt werde. Vnnd der Palkhen (?) gögen (Bögen? gegen?) dem Thor gemaurt, das Gewölbe ist auf 2 Claffter angeschlagen, Kosten 9 fl.“

In dem Kämmerlein ob der Capell muss ein Estrich geschlagen werden, 6 schuh breit und 12 schuh lang. 36 fl. 36 Xr. Diese Gebäude und das Innere Thor zu decken kostet 2 fl. 8 Xr.

„Item auf dem obern Sal vnndter dem Tach ain Poden zu lägen. 10 fl.“ Ausbesserung der Rinnen zur Zisterne und dieser selbst.

Estrich im oberen und unteren Sal erneuungsbedürftig. Ferner werden erwähnt: Pauwstadl (so heisst jetzt noch ein kleines zwischen der Strasse nach Sparsels und dem See gelegenes Haus), Padstubl (Badstube), Fenster, (welche 10 fl. kosten).

1590—1591. Die aufgewendeten Baukosten belaufen sich laut Kammerverschreibung auf 1523 fl. 18 Xr. Z.

1594 musste die Schlossdachung erneuert werden. Z.

1598 werden die Kosten dafür mit 2074 fl. 15 kr. angegeben. Es war also wohl ein grösserer Bau. Z.

1625. 19. Juni Brand infolge Blitzschlages, wobei die Tochter des Pflegers Theodorich Moor ihr Leben verlor. Rætia II . 102. Fortunat v. Sprecher, Geschichte der bündnerischen Kriege und Unruhen. Herausgegeben von C. v. Mohr I., 521.

1628. Daten am Hauptturm unter dem Dache in arabischen Ziffern aufgemalt, mit Rötel an der Westseite gegen die Nordecke zu, und sorgfältig in Braunrot in der Mitte der Nordfront.

1687. Erwähnung von Baufälligkeit im Hinblick auf die bevorstehende Übergabe an den Fürsten von Dietrichstein. Z.
Seit 1688 haben die Dietrichstein das Schloss vollkommen vernachlässigt, so dass es dem Einsturz nahe kam. Z.

1714. Ein grosser Bau fand unter Fähnrich Graf statt. Die Kommissionen begannen 1714. Schadhaft waren alle Kamine; das Dach der Kapelle war verfault; die Wehr war brüchig; der Glockenturm ganz verfallen; auch die Hauptmauer (wohl bei P) war gewichen. Z.

1715 an der Strebmauer der Abteilung P des Nordflügels im Hofe III enthält ein Täfelchen die gemeisselte Inschrift:
ANTONIORS | V REICHENBERG HAUBTMAN | 1715.
Das gleiche Datum in arabischen Ziffern steht in Putz gekerbt über einer viereckigen Lucke in der Wehrmauer des Hofes III.

1716 erhöht in arabischen Ziffern über der Türe des Pulverhauses.

1717 in arabischen Ziffern an einem vermauerten Fensterchen im vierten Stock des Glockenturmes, Nordseite; in einem leeren Schilde an der Nordfassade des Raumes P; in einem Bindenschilde italienischer Form aussen am Abtritt des Raumes O.

1721. 21. April notifiziert das o. u. v. Ö. Directorium militare der Regierung in Innsbruck, dass dem Hauptmann Benedikt Danaglia die Commandantschaft zu Trasp übertragen wurde (Hofregistraturprotokoll 1721 Fol. 27. f.) Im Protocollum mixtum 1721 Fol. 181 wird Johann Benedikt Tanaglia „Tirolischer landt Battiglion haubtmannn" genannt. (Gef. Mitteilung der Direktion des k. k. Statthalterei-Archivs in Innsbruck).

Sein Wappen und das der Gattin sind gemalt an den Stirnfronten der beiden Bildhäuschen am Aufstieg zum Schloss und über der Türe, die im Südflügel von dem Gang in das Hauptmannszimmer I führt. Darunter die lückenhafte Inschrift: (Benedikt Da)naglia von Greiffenberg der Röm . . . Kais. vnd Königl . . ., des in Landt Tyroll ausgehobene . . . Regulierte Compagnia zu fues . . . Haubtmann: Ihro Cur-fürst durchleicht zu pfalz druchses Vnd | dermallig Commendant auf der Kön · Vöstung Trasb Anna Margarita Dänäglia Von Greiffenberg gebornc Bättaglia von Cont-Alten (17) 22.

Einc Stiftung Danaglia's ist wohl auch das 1722 datierte Madonnenbild in dem Durchgange D zu dem innern Schlosshof.

1722 eingemeisseltes Datum an der Fussplatte des Heizloches in dem Raum F des Erdgeschosses zu dem Ofen in G.

1732 eingemeisselte Inschrift an der ehemaligen Zisternenbrüstung im Erdgeschoss P.
ANNO 1732 | IST DISIEN · CISTERN · AVF KEISE|RLICHE · KOSTEN · ERWEITERT | VND ERTIEFRT · VND VON · GRV|NT · AVF · MIT · NEIEN · YVADER (sic) STE|IN . VÖLLIG · RENOVIERT · WORDEN.

Gef. Mitteilungen der Herren Dr. M. Valèr in Chur und Oberst Rudolf v. Planta in Zürich:

Nach der Vereinigung Tarasps mit Bünden infolge des Reichsdeputationshauptschlusses vom Jahre 1803 wurden die Schlossgüter zuerst verpachtet und dann veräussert Noch 1815 war das Hauptgebäude bewohnt. (Neujahrsblatt der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich 1850. S. 11.) 1829 erfolgte der Verkauf des Schlosses an Landammann Marchi von Schuls. Der Verkaufbrief lautet:

Verkaufsbrief des Schlosses Tarasp durch den Kanton.

Chur 29 Jan. 1829.

Der kleine Rath des Kantons Graubünden beschcinigt & beurkundet andurch, dass nachdem er, Kraft Beschlusses des hochlöbl. Grossen Rates im Jahre 1827, das Schloss Tarasp so gut als möglich zu verkaufen, beauftragt worden ist, nun in Erfüllung dieses Auftrages, da auf die diesfalls, unterm 13 Juli 1827 in der Churer Zeitung bekannt gemachte Einladung, sich weder damals noch seither jemand Andcres zu diesem Kaufe gemeldet hat, mit Herrn Landamann Men. Marchi in Schuls folgenden Kaufcontract geschlossen hat:

1° Der kl. Rath verkauft dem Herrn Marchi das dem Kanton zugehörige Schloss Tarasp für frei und ledig und loos mit allen erweisslichen Rechtsamen, wie solches bis dahin von dem Kanton possediert worden ist, um die Summe von Gulden zweihundert & fünfzig, welche allsogleich bezahlt werden soll.

2° Wenn der Herr Land. Marchi oder seine Erben früher oder später veranlasst sein sollten, dieses Effect in andere Hände zu verkaufen. oder sonst zu überlassen oder auch neue Bauten auf dieser Stelle vorzunehmen, so darf dies niemals ohne Genehmigung der Kantonsregierung geschehen.

3° Sollte der Käufer, oder seine Erben durch Abtragung der Schlossmauer, wozu sie als Eigenthümer des Schlosses berechtigt sind, die um dasselbe liegenden Güter viel oder wenig beschädigen, so erklärt sich der Käufer bereit, alle gemachten Ansprüchc auf Entschädigung über sich zu nehmen, so dass der Kanton zu keinen Zeiten diesfalls belästigt werden darf.

Urkundlich und zur mehreren Bekräftigung wird dieser Kaufcontract doppelt und mit den erforderlichen Unterschriften und Siegeln versehen, ausgefertigt.

Der Präsident:
(gez.) J. U. v. Salis-Seewis

Namens des kl. Rathes
Der Kanzleidirector:
(gez.) Vincenz Planta.

(gez.) Marchi
als Käufer
(L. S.)

Aus dem Nachlass von Marchis Witwe ging das Schloss 1840 an deren Erben, Landammann Wieland und Hauptmann Arquint über, von denen es um wenig Geld ein Gregori von Tarasp erwarb. Über das Weitere schreibt Herr Oberst Rudolf v. Planta: „Von meinem Vater, Nationalrat v. Planta, wurde es 1856 von einem gewissen Caspar de St. Gion gekauft, ohne eigentlich den Kauf beabsichtigt zu haben. Mein Vater machte nämlich der Regierung Vorwürfe, dass sie ruhig zusehe, wie das Schloss ausgeplündert werde und verfalle, worauf er während eines schönen Tages die Mitteilung erhielt, man habe es für ihn gekauft. Wir kauften ausserdem den Hügel von Federspiel, den See, das Wächterhaus, einige Wiesen zum Arrondieren von Patscheider."

„An Herrn Kommerzienrat K. A. Lingner in Dresden verkaufte ich das Schloss samt Zubehör im Jahre 1900 nach erfolgter Genehmigung durch die Regierung. In unserm Vertrage lautet Art. 5: Herr Lingner seinerseits beabsichtigt, das Schloss Tarasp in bisheriger Weise bestmöglichst zu unterhalten, damit dasselbe auch fernerhin der Gegend als Zierde erhalten bleibe."

1906. August oder September Absturz der Ringmauer in dem Hofe IV. Bündner Tagblatt, 6. Sept. 1906, No. 207.

1907—1908. Erhebliche Konsolidierungsarbeiten unter Leitung des Architekten Walter Türcke von Dresden.

Mars
Hohe
Tarasp
21 Aug.
1905

P
A
B
C
D
E
Tarasp
29/VII.1904.

Schloss Tarasp.

Grundriss des Erdgeschosses

0 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10m

Aufgenommen im August 1908

von J. L. Meyer-Zschokke.

Alle Rechte vorbehalten.

Schloss Tarasp

Grundriss des Iten Obergeschosses

0 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 m

Aufgenommen im August 1908.

von J. L. Meyer-Zschokke.

Alle Rechte vorbehalten.

Das
römische Kastell Irgenhausen

(Kanton Zürich)

von

Otto Schulthess

Mit 4 Tafeln und 21 Textabbildungen

Zürich.
In Kommission bei Beer & Co.
Druck von Fritz Amberger vorm. David Bürkli. 6204
1911.

Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich.
Band XXVII, Heft 2.

Fig. 1. Bürglen vor der Ausgrabung von Osten (1897).

I. Das Kastell Irgenhausen vor der Ausgrabung.

Wenn man vom Bezirkshauptort Pfäffikon in der Richtung der alten Römerstrasse gegen Wetzikon wandert, so gewahrt man schon nach einer leichten Viertelstunde, da wo die Landstrasse bei Irgenhausen die Eisenbahnlinie Effretikon-Hinwil überschreitet, ein stattliches, graues Gemäuer, das über den Obstbaumwald von Irgenhausen herausragt. Es ist die wieder aufgebaute Westfront[1]) des römischen Kastells Irgenhausen, des grössten und am besten erhaltenen Bauwerkes aus römischer Zeit in der Ostschweiz. Nachdem dieses Kastell, das seit 1898 Eigentum der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich ist, vollständig ausgegraben und konserviert ist, ist es wohl angebracht, ihm in diesen „Mitteilungen“ eine zusammenfassende Beschreibung zu widmen.

Der isolierte Hügel, auf dem die Ruine sich erhebt, in der Topographischen Karte Blatt 213 als „Bürglen“, vom Volksmunde meist als „Burg“ und seit der Ausgrabung als „Kastell“ schlechthin bezeichnet[2]), liegt zwischen der Landstrasse bezw. Eisenbahn und dem Pfäffikersee. Mit seinen 566 m Meereshöhe überragt er die Ebene im Nordwesten, Norden, Nord- und Südosten nur um etwa 10 m, den Spiegel des Sees (541 m) dagegen um 25 m und fällt hier nach Südwesten steil ab, während er nach den übrigen Seiten ziemlich sanft in das Umgelände ausläuft. Dem Beschauer freilich kommt der Burghügel bei bloss ungefährer Schätzung erheblich höher vor, weil

---

[1]) Genauer Nordwestfront, denn die vier Ecktürme liegen eigentlich nach Norden, Süden, Osten und Westen. Doch bezeichne ich der Einfachheit halber die Seite gegen Pfäffikon zwischen Nord- und Westturm als Westfront, die Seite gegen den See als Südfront, die gegen Auslikon zwischen Süd- und Ostturm als Ostfront und die Seite gegen Irgenhausen als Nordfront.

[2]) Für den Wandel volkstümlicher Flurbenennungen ist charakteristisch, dass in den am 19. Februar 1898 in der Notariatskanzlei Pfäffikon ausgefertigten Kaufbriefen nach dem Grundbuch einmal auch die Benennung *in der Bürglen oder Hagherrenbühl genannt,* ein andermal *im Schlossberg oder Bürglen genannt* vorkommt.

er ganz frei daliegt und ihm nur im Süden ein ähnlicher, etwas niedrigerer Hügel, der Gschnaller (551 m) und weiterhin der etwas höhere Ödsbühl (568 m) vorgelagert ist. Die topographische Lage tritt aufs trefflichste hervor in der vorzüglichen kartographischen Aufnahme im Masstabe 1 : 2500, die Ingenieur K. Nörbel unter Leitung von Prof. F. Bäschlin vom Eidg. Polytechnikum für unsere Publikation besorgte und deren Reproduktion in Dreifarbendruck für unsere Tafel I Prof. F. Becker zu überwachen die Güte hatte.

Der Hügel ist eine Moräne, die, wie sich bei der Ausgrabung und beim Ziehen mehrerer bis auf den gewachsenen Boden geführter Versuchsgräben ergab, aus einem festen, undurchlässigen, nicht viel Kies führenden diluvialen Lehm besteht[1]). Als Moräne ist der Hügel auch deutlich charakterisiert durch zwei ziemlich grosse erratische Blöcke, einen in der Westfront gegen den Nordturm hin, den andern in der Ostfront beim Südturm. Beide sind offenbar an der Stelle gelassen worden, wo die Römer beim Graben der Fundamente auf sie stiessen; denn sie sind direkt übermauert worden, so dass der grössere, 90 cm breite Erratiker der Westfront 80 cm über die Aussenseite der Mauer hervortritt, das Fundament (70 cm) durchdringt und vom Fundamentoberkant noch 35 cm hoch in die Mauer hineinragt.

Dass dieser Hügel, der bis in die neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zum grössten Teil mit Reben bepflanzt war und noch zur Zeit der Ausgrabungen im Süden und Osten des Kastellinnern und auf der Seeseite einen mageren Weinberg trug, Mauerreste in sich berge, war zwar schon früher bekannt, wurde aber selten erwähnt. Von älteren Werken erwähnt den „Hügel, die Burg genannt, in lieblicher Lage bei Irgenhausen“ nur G. Meyer v. Knonau, Der Kanton Zürich (= Gemälde der Schweiz I. Bd. I. Teil I. Hälfte) Bd. I S. 67 (2. Aufl. 1844), wo es heisst, die Sage melde, „es habe hier ein römisches Kastell gestanden, welches im Jahre 1144 zerstört worden sei. Die noch erkennbaren Ringmauern von 8 Fuss Dicke bildeten ein regelmässiges Viereck, und man erzählt, das Kastell habe acht Türme mit 16 Fuss dicken Mauern gehabt, deren ziemlich hohe Überreste noch bei Menschengedenken zu sehen gewesen seien. Das sehr feste Gemäuer besteht aus grossen Kieselsteinen, die in Kalk eingemauert und hie und da mit Ziegelstücken untermischt sind. Beim Auflockern des Bodens fand man römische Münzen, z. B. einen Constantin und (einen) Claudius Gothicus“.[2])

Die letzten Sätze verraten bereits die Kenntnisse der „Zürcher Antiquaren“, zu denen G. Meyer von Knonau gehörte; denn die Mitglieder der Antiquarischen Gesellschaft, allen voran Ferdinand Keller, kannten die Burg bei Irgenhausen recht wohl. Oft ist sie im Sitzungsprotokoll und der Korrespondenz der Antiq. Gesellschaft erwähnt, sei es, dass dort gefundene Münzen eingesandt

---

[1]) Für gefällige Auskunft über die geologische Beschaffenheit des Hügels danke ich auch an dieser Stelle Dr. Julius Weber, Prof. am Technikum in Winterthur; vgl. auch seine geologische Karte, Blatt 213 (1 : 25000) in den Mitteil. d. naturforsch. Gesellsch. Winterthur, Heft III, 1901.

[2]) Bei Joh. Conr. Fäsi, Staats- und Erdbeschreibung der Eidgenossenschaft Bd. I S. 398 (2. Aufl. 1768) steht: „ob dem Flecken *(Pfäffikon)* gegen Wetzikon stand die Burg der Edlen von Pfeffikon . . . An dem Platze der alten Burg ist dieser Zeit ein kleiner Weinberg; das alte Gemäuer aber ist ein Aufenthalt der Schlangen.“

Ferdinand Keller, Mitt. der Antiq. Gesellschaft XII, 7 (1860) S. 314, meinte, Fäsi habe nach dieser Stelle das mittelalterliche Schloss von Pfäffikon auf den Kastellhügel Bürglen bei Irgenhausen verlegt. Dieser Schluss ist aber nicht ganz sicher und wird durch die Angabe „gegen Wetzikon“ nicht gestützt, da damit ganz wohl nur die Richtung angegeben sein kann, nicht die Landstrasse gemeint sein muss. Fäsis weitere Angabe, im Jahre 1386 sei das Schloss, das im Besitze der Landenberger gestanden habe, zerstört und der Flecken abgebrannt worden, lässt vielmehr eher vermuten, dass er die alte Burgstelle am See bei Pfäffikon selber, auf der Topographischen Karte als

und vorgelegt wurden oder dass die Herren Antiquaren selber hinauszogen, wie das am 30. August 1857 der Fall war, wo Ferd. Keller mit Giesker, Koechly, Meyer-Ochsner und Runge dem Hügel einen Besuch abstattete, über den sie ziemlich einlässlich berichteten. Da diese Fundnotizen für die jetzige Generation nicht uninteressant und wenigstens zum Teil für das Ausgrabungsobjekt nicht unwichtig sind, habe ich sie nach den von Dr. J. Heierli aus den Sitzungsprotokollen und den Korrespondenzen der Antiq. Gesellschaft angefertigten, von mir revidierten und ergänzten Auszügen im Anhang III in chronologischer Folge abdrucken lassen. Dadurch und durch die nachstehenden Ausführungen soll namentlich auch verhindert werden, dass die jetzige Generation, der die Freilegung des Kastells vergönnt war, vergesse, was die früheren bereits festgestellt haben. Möchte so die dankbare Erinnerung an jene ehrwürdigen Pioniere antiquarischer Forschung, die mit zwar bescheideneren Mitteln, aber um so grösserem Eifer sich vor allem die Äuffnung der Sammlung angelegen sein liessen, bei der so rasch vergessenden jetzigen Generation geweckt werden

Schon 1838 hatte Ferdinand Keller den Grundriss des Kastells Irgenhausen aufgenommen (Zeichnungsbücher der Antiq. Gesellschaft, Abteilung keltisch-römisch-fränkisch, Bd. I 80), wobei er anmerkte, „seit 1834 wieder mehreres zerstört". Freilich ist dieser Grundriss, der, wie es scheint, später von ihm noch ergänzt wurde, mehr eine Rekonstruktion als eine getreue Aufnahme des damaligen Bestandes. Sämtliche acht Türme, von denen damals gewiss nur einige wenige in den Trümmern sichtbar waren, während die andern von tiefen Schutt- und Humusschichten bedeckt waren, sind gleichmässig dargestellt, alle ohne Eingänge, sondern nach dem Kastellinnern geschlossen. Auch auf der Ostfront ist ein solcher viereckiger Turm gezeichnet, statt der von zwei Türmen flankierten, breiten Toranlage.

Von erfreulicher Ausführlichkeit ist der Bericht über den oben erwähnten Besuch, den Ferdinand Keller am 30. August 1857 mit einigen antiquarischen Freunden in Irgenhausen machte[1]). Es wird da die Konstruktion der Umfassungsmauer, soweit sie sichtbar war, beschrieben unter Hervorhebung des vielfach angewandten *opus spicatum,* der ährenförmigen Anordnung der Steine von je zwei Schichten (Fischgräte-Muster); die Masse der Steine und die Beschaffenheit des Materials sind angegeben, und dabei ist hingewiesen auf die „Unzahl" von Ziegeln, teils im Füllwerk, teils als Ausfüllung in den Fugen. Besonders bedeutungsvoll ist, was später lange fast vergessen und uns erst bei der Freilegung der südlichen Kastellecke im Jahre 1907 wieder in Erinnerung gebracht wurde, dass Ferdinand Keller bereits hier, wie dann später in „Die römischen Ansiedelungen in der Ostschweiz",

---

„Burg" bezeichnet, gemeint habe. Über Ausgrabungen auf dem Friedhofe zu Pfäffikon, die mit der in der Nähe gestandenen alten Burg in Zusammenhang gebracht wurden, s. Anzeiger f. schweiz. Altertumskunde 1908 S. 270.

Dass die Burg von Pfäffikon sich in unmittelbarer Nähe des Dorfes Pfäffikon und nahe am See befand, ergiebt sich, worauf Staatsarchivar Dr. Hans Nabholz mich hinzuweisen die Güte hatte, mit Sicherheit aus der Erzählung der Klingenberger Chronik S. 117 von ihrer Zerstörung durch die Eidgenossen im Jahre 1386, während allerdings Stumpf, Chronik (Ausg. v. 1547) II 123 ausser dem zu seiner Zeit noch vorhandenen Schlösschen am See, der Burg bei Pfäffikon, auch von einer Tradition spricht, wonach früher eine Burg ausser- und oberhalb von Pfäffikon vorhanden gewesen sei. Man sucht diese auf dem Pfaffenberg; vgl. Zeller-Werdmüller, Zürcher Burgen II 11.

[1]) Das Original dieses Berichtes ist mir nicht zu Gesicht gekommen. Es scheint verloren zu sein. Dr. J. Heierli, an dessen Auszug ich mich daher halten muss, glaubt, ihn seinerzeit von Herrn Escher-Züblin erhalten zu haben. In den Akten finde ich lediglich in den Berichten der Antiq. Gesellschaft XIV (1857/58) S. 3 erwähnt, dass Ferdinand Keller eine Beschreibung des Kastells zu Irgenhausen gab, wohl hauptsächlich auf Grund dieses Besuches und der gleich zu nennenden Aufnahme von A. Bosshard.

Mitt. d. Antiq. Gesellschaft XII 7 (1860) S. 313, darauf hingewiesen hatte, und zwar ohne irgend ein Bedenken oder Schwanken, dass das Kastell auf dem Emplacement früherer römischer Gebäude, vielleicht aus augusteischer Zeit (Münzen), stehe, die mit Heizvorrichtungen usw. versehen waren; daher die grosse Zahl der Terrakottawaren in den Mauern. Die Tatsache ist richtig festgestellt, verfehlt bloss, wie wir später sehen werden, die Datierung, da Münzen der augusteischen oder überhaupt der früheren Kaiserzeit im Kastell Irgenhausen nicht gefunden wurden. Um die Zeit dieses Besuches war der Burghügel mit Ausnahme der Ecke beim Nordturm ganz mit Reben bepflanzt.

Aus diesem Berichte erfahren wir auch, dass die Besitzer, die Gebrüder Vontobel, 1856 den Turm an der Westecke gegen den See hin bis auf das Erdgeschoss, 15 Fuss unter dem (obern) Absatz c, ausgegraben und dabei ausser Asche römische Münzen, Hirschgeweihstücke, Heizziegelfragmente und Stücke von Ziegelmörtelboden gefunden haben. Die Angaben über diesen Mauerabsatz, dessen Breite in einem schematischen Aufriss auf $6^1/_2$" angegeben ist und der „vor ein paar Jahren" zerstört worden sein soll, sowie über einen zweiten, 6—8' tiefer gelegenen, den untersten im Turminnern, sind recht unklar und daher schon von J. Heierli in seinem Auszuge mit Fragezeichen begleitet. Sicher falsch ist die von einem der beiden Vontobel aufgestellte, vom jüngsten bestrittene Behauptung, die Turmmauern hätten in den gleichen Höhen auch aussen solche Absätze gehabt. Berücksichtigen wir, dass solche Angaben von den auch sonst nicht eben zuverlässigen Brüdern Vontobel nur aus der Erinnerung gemacht wurden und daher vor allem in den Zahlenangaben unzuverlässig sind, nehmen wir ferner an, dass der „später zerstörte obere Absatz" überhaupt nicht vorhanden war und ziehen wir in Betracht, dass in den 50 Jahren bis zu unserer Ausgrabung oberflächlich oft Steine weggenommen wurden, so wird die Annahme nicht zu kühn sein, dass der „untere Absatz" nichts anderes ist als der Fundamentabsatz im Turminnern. Dieser hat eine Breite von 8—10 cm und läuft nur an der Nordwand 1,75 m unter der höchsten bei unserer Ausgrabung konstatierten Partie derselben hin und liegt unter der Eingangsschwelle noch 15 cm tiefer, nämlich 60 cm unterhalb der Schwelle.

Richtig dagegen ist in diesem noch mehrfach anfechtbaren Berichte die Erwähnung von Eingängen in die Türme, eine Tatsache, die merkwürdiger- und bedauerlicherweise bald wieder vergessen und sowohl von Ferdinand Keller als A. Bosshard bei ihren Aufnahmen übersehen wurde.

Ferner ist da angegeben, dass in einem der Ecktürme, der nicht näher bezeichnet ist, im 18. Jahrhundert das aufrechtstehende Gerippe eines Menschen gefunden wurde. Auch dieses Skelett ist leider, wie so manches, was im Laufe der Jahre in Irgenhausen zum Vorscheine kam, spurlos verschwunden.

Der anonyme Berichterstatter sagt noch in bezug auf den von den Gebrüdern Vontobel ausgegrabenen Westeckturm: „Ganz um den Eckturm herum etwa 15' weit hinaus erstreckte sich ein fester, $^1/_2$' dicker Guss, der auf einen mit Steinen gepflasterten Boden gelegt war. Von diesem Estrich habe ich grosse Tafeln gesehen." Auch hier ist mindestens die Frage erlaubt, ob das richtig beobachtet sei; denn wir haben oft genug bei der Ausgrabung gesehen, dass der auf den Steintrümmern der Türme sich lagernde Mauer- und Ziegelschutt unter dem Einflusse der Feuchtigkeit und des aus dem Hügel heraussickernden Wassers zu einer kompakten Masse wurde, die man als Estrich aufzufassen leicht versucht ist. Jedenfalls muss ich hier feststellen, dass wir bei den 1908 um den Turm herum sorgfältig und tief geführten Grabungen lediglich solche Schichten von Mauerschutt und rotem Ziegelmehl fanden, keinen eigentlichen Estrich.

Schon im Jahre vor diesem Besuche hatte auf Veranlassung Ferdinand Kellers Adolf Bosshard, Handelsgärtner in Irgenhausen, den Grundriss des Kastells aufgenommen. Seine Aufnahme ist eingeklebt in die Zeichnungsbücher der Antiq. Gesellschaft a. a. O. I 81 und dankend erwähnt in den Berichten der Antiq. Gesellschaft XII (1855/56) S. 3. Wieder sind, wie bereits erwähnt, sämtliche acht Türme gegen das Kastellinnere fälschlich geschlossen. Auf der Westfront gegen Pfäffikon ist links und rechts vom Mittelturm eine Nebenpforte von $3^1/_2$' bezw. 4' eingezeichnet, während sich eine solche, 1,6 m breit, bloss südlich vom Mittelturme befindet, nördlich dagegen nur ein Mauerschlitz von 40 cm innerer und 25 cm äusserer Breite. Ebenso ist auch auf der Nordfront gegen Irgenhausen östlich vom Mittelturm, statt eines blossen Mauerschlitzes ein $3^1/_2$' breiter Ausgang eingetragen. Auf der Ost- und Südfront fehlen die damals offenbar mit Erde und Mauerschutt zugedeckten Mauerschlitze. Besonders verkehrt ist es, dass die Innenbauten des Kastells mit dem Mittelturm der Südfront verbunden sind, so dass dieser Mittelturm, statt nur 10', wie die übrigen Mitteltürme, volle 36' ins Kastellinnere einspringt. Solche Irrtümer sind um so auffälliger, als Bosshard in einem Briefe vom 30. November 1856 (Korrespondenz der Antiq. Gesellschaft IX 90) erklärt, er habe den Plan „so genau ausgemessen, als es immer nur möglich war", und von den Einschnitten der Nord- und Westseite, von denen er vermutet, sie seien vielleicht früher Türen gewesen, sagt, „sie seien sonst gut sichtbar und exakt gemessen." Der Irrtum bezüglich des südlichen Mittelturmes erklärt sich wohl daraus, dass offenbar nicht beachtet wurde, dass die Mauern der Innenbauten mit denen des Turmes nicht bündig sind, sowie daraus, dass bei den bloss gelegentlichen Schürfungen und Grabungen der Gebrüder Vontobel, die Bosshard in seinem Plane mit punktierten Linien bezeichnet hat, ein klares Bild der auch jetzt noch nicht sicher zu deutenden Innenbauten gar nicht herauskommen konnte.

Bedauerlicherweise hat Ferdinand Keller in „Die römischen Ansiedelungen in der Ostschweiz", Mitt. d. Antiq. Gesellschaft XII, 7 (1860) Tafel V, den Grundriss des Kastells Irgenhausen nach dieser mangelhaften Aufnahme Bosshards reproduziert, die seither sozusagen bis heute als massgebend und richtig galt. Denn der nach J. Heierlis I. Ausgrabungsbericht (1898) wesentlich berichtigte Grundriss, den Th. Burckhardt-Biedermann, „Römische Kastelle am Oberrhein aus der Zeit Diocletians", Westdeutsche Zeitschr. f. Gesch. u. Kunst Bd. XXV (1906) Taf. 3 publizierte, ist wenigstens bei uns kaum allgemeiner bekannt geworden.

Hier mag auch erwähnt werden, dass Bosshard an einer vom Mittelpunkt des Kastells ein wenig nach Osten verschobenen Stelle einen Brunnen einzeichnete, freilich mit aller Zurückhaltung, indem er im erwähnten Briefe schrieb: „soll nach der Aussage einiger Alten eine Brunnenstube gewesen sein und ziemlich tief. Es mag wirklich eine Quelle vorhanden sein, denn an manchen Orten des Rebhügels zieht sich Wasser von dieser Stelle her (Aussage einiger Rebenbesitzer)." Auf eine spätere Anfrage Ferdinand Kellers schreibt er am 28. März 1860 (Korrespondenz der Antiq. Gesellschaft XV 89): „Von dem Sodbrunnen weiss ich nichts. Denke mir, die Angabe Vontobels ist mehr Phantasie. Überhaupt ist der Mann öfters konfus." Umsonst wurde bei den Grabungen seit 1898 wiederholt nach diesem angeblichen Brunnen gegraben. Auch sonst stiess man bei allen sonstigen Tiefgrabungen und beim Ausheben zahlreicher Versuchsgräben nie auf Wasser. Wir waren daher genötigt, das viele Wasser für unsere Bau- und Konservierungsarbeiten in Fässern auf den Hügel hinaufschaffen zu lassen, bis dann im Jahre 1907 der Anschluss an die Hochdruckleitung des Dorfes Irgenhausen möglich war. Nach anhaltenden Regengüssen bleibt nach

unserer Beobachtung dank der Undurchlässigkeit des Lehmbodens das Wasser in Löchern und Gräben ein paar Tage liegen. Auffällig wird es ja immerhin bleiben, dass ein zur Verteidigung bestimmter Platz nicht mit genügend Trink- und Brauchwasser versehen war. Will man nicht einfach zugeben, dass es nicht gelungen sei, den von den Römern benutzten Sodbrunnen wieder aufzufinden, so bleibt meines Erachtens nur der andere Schluss übrig, dass dieses ja keineswegs grosse Kastell überhaupt nicht dazu bestimmt war, eine längere Belagerung auszuhalten. Dieser Schluss dürfte, wie wir im Schlusskapitel sehen werden, der richtigere sein.

Aus der folgenden Zeit ist vor allem zu erwähnen die gründliche, zusammenfassende Darstellung von Ferdinand Keller, „Die römischen Ansiedelungen in der Ostschweiz", Mitt. d. Antiq. Gesellschaft XII 7 (1860) S. 311—314, und Taf. V, auf die schon im Vorhergehenden gelegentlich hingewiesen wurde und mit der wir uns im Folgenden noch öfter werden zu befassen haben.

Dann erscheint das Kastell Irgenhausen nicht mehr in den Akten bis gegen Ende der achtziger Jahre. Am 20., 21., 22., 27. und 28. Dezember 1889 legte ein rühriger Lokalverein, der Antiquarische Verein „Lora" in Pfäffikon, der damals noch „Natur-historischer Verein Lora" hiess, mit verdankenswerter Bewilligung des Grundeigentümers, Kirchenpfleger Dietrich, den Nordeckturm des Kastells frei. Der mir gütigst zur Verfügung gestellte Bericht des damaligen Vereinspräsidenten, Hans Jakob Schellenberg, im Jahrbuch der „Lora", Nr. VI S. 205, sagt über diese von den Vereinsmitgliedern selber ausgeführte Ausgrabung:

Fig. 2. Nord-Eckturm mit den Balkenlöchern (1897).

„Eine Schuttmasse von etwa zehn Fuss Tiefe, meistens Mauersteine, Ziegelstücke und schöne gesägte Tuffsteine, wurde weggeräumt. Dann kam man auf regelmässig verteilte Löcher in den zwei Mauerwänden, welche wahrscheinlich von einem Boden herrühren[1]). Unter diesen Löchern befand sich eine Schicht von $^1/_2$ Fuss Brandschutt, darunter war ein festgestampfter Sandboden, unter diesem war teils Urboden, teils Bauschutt. Der äussern Mauer nach wurde ein zehn Fuss tiefes Loch gegraben bis unter die Fundamente.

In der Brandschicht fand man eine römische Münze, einige Nägel, gemalten Mauerbestich, Bruchstücke von römischen Ziegeln, sowie einige Knochen." Darauf folgen Bemerkungen über die

[1]) In Fig. 2, die den 1889 durch die „Lora" ausgeräumten Nordturm in dem Zustande zeigt, den er vor dem Beginn der Grabungen der Antiq. Gesellschaft (1897) hatte, sind die Balkenlöcher der Süd- und Westseite des Turmes deutlich zu sehen. Fig. 3 zeigt die Balkenlöcher der Südseite, den Turmeingang und ausserdem den 1897 noch nicht abgedeckten Teil der westlichen Kurtine bis gegen den Mittelturm hin.

bauliche Technik der Mauern und Vermutungen über die Zeit der Zerstörung des Kastells und seine ehemalige Bedeutung. Besondern Wert hat, wie wir später sehen werden, die Angabe von der Auffindung „gemalten Mauerbestichs“ in diesem Turme. Leider ist es nicht möglich, unter den ziemlich zahlreichen Münzen der Sammlung der „Lora“, die erst nach 1889 angelegt wurde, und von denen zweifellos eine ganze Anzahl vom Kastell Irgenhausen stammen, die oben erwähnte römische Münze, deren Auffindung auch im Anz. f. schweiz. Altertumskunde VI (1890) S. 310 erwähnt ist, zu identifizieren, da in dieser Sammlung Provenienzangaben fehlen [1]).

Im Jahre 1892 fand der Besitzer von „Bürglen“, Dietrich, bei Grabungen daselbst eine Brandschicht von 30—40 cm und konstatierte, dass die wohlerhaltenen Mauern mehr als 3 m unter die Erdoberfläche reichen („N. Zürcher Zeitung“, 16. Dezember 1892, I. Blatt).

Dann herrschte Ruhe, bis am 10. März 1897 Dr. J. Heierli von Nationalrat A. Kündig, Bezirksgerichtspräsidenten in Pfäffikon, benachrichtigt wurde, das Mauerwerk des römischen Kastells Irgenhausen solle zum Bau einer Fabrik verwendet werden, mit dem Abbruche der Umfassungsmauer auf der Nordfront sei bereits begonnen worden. Diese Mahnung zum Aufsehen verfehlte ihre Wirkung nicht und leitete eine neue Periode in der Geschichte des Kastells ein. Dr. Heierli verständigte von der der schönsten und grössten römischen Ruine der Ostschweiz drohenden Zerstörung sofort den Präsidenten der Schweizerischen Gesellschaft für Erhaltung historischer Kunstdenkmäler, Dr. Karl Stehlin in Basel, und schlug vor, die Eidgenossenschaft, als deren Expertenkommission der Vorstand der genannten Gesellschaft fungiert, solle den Hügel ankaufen, das Kastell ausgraben und konservieren und vor weiterer Zerstörung schützen, wobei der Verein „Lora“ in Pfäffikon, wie später vorgeschlagen wurde, die ständige Aufsicht übernehmen würde. Der Vorschlag liess sich in dieser Form nicht durchführen, da der Bund wohl an Ausgrabungs- und Erhaltungsarbeiten Beiträge zu leisten pflegte, aber noch nie ein solches Objekt selber angekauft hatte. Nachdem es gelungen war, einstweilen die weitere Zerstörung der Ruine zu verhindern, trat auf den Vorschlag des Präsidenten der Gesellschaft für Erhaltung historischer Kunstdenkmäler die Antiq. Gesellschaft in Zürich mit den Grundbesitzern in Unterhandlungen, um den Burghügel zu erwerben. Nach langwierigen, zum Teil recht mühsamen Unterhandlungen mit den Grundbesitzern, bei denen Dr. J. Heierli und als Vertrauensmänner A. Kündig, Vater und Sohn, sich ganz besonders verdient machten, kam endlich zu Anfang 1898 ein Kauf zustande, der am 19. Februar 1898 in der Notariatskanzlei Pfäffikon gefertigt wurde. Durch diesen Kauf gelangte die Antiq. Gesellschaft in Zürich um den Preis von rund Fr. 3000.— in den Besitz des ganzen Kastellraumes und eines Streifens von mindestens 3 m Breite auf der Ost-, Nord- und Westseite, zusammen etwa 4800 m². Auf der Südseite gegen den See war kein Land erhältlich, da die Besitzer der dortigen unabträglichen Reben teils zu hohe Preise verlangten, teils ihre Reben überhaupt nicht verkaufen wollten. An den Ankauf des Kastells leistete die Regierung des Kts. Zürich einen ausserordentlichen Beitrag von Fr. 1000.—. Im übrigen wollen wir die Geschichte der Erwerbung des Hügels „Bürglen“ im Staube der Akten ruhen lassen.

Schon am 1. Mai 1897 hatte die „Subkommission für römische Forschungen der Schweiz. Gesellschaft für Erhaltung historischer Kunstdenkmäler“ ihr Mitglied Jacques Mayor aus Genf beauftragt, in Irgenhausen einen Augenschein vorzunehmen. Sein Bericht: *Notes sur le Castellum*

[1]) Herrn Hauptmann A. Kündig in Pfäffikon, der die Güte hatte, sämtliche zehn handschriftlichen Jahrbücher der „Lora“ auf Angaben über das Kastell Irgenhausen durchzusehen, sei auch an dieser Stelle bestens gedankt.

d'Irgenhausen (Ct. de Zurich), 17 S. 4°, mit einem *Supplément,* 2 S. 4°, 1 Karte (Siegfried-Blatt 213), 1 provisorischen Aufnahme 1 : 500 und 11 Photographien (12 × 17 cm) von Photograph Fritz Wiesendanger in Wetzikon, befindet sich im Archiv der Schweiz. Gesellschaft für Erhaltung historischer Kunstdenkmäler im Schweiz. Landesmuseum in Zürich. Aus diesem Berichte, der die eingehendste Beschreibung des Zustandes der Ruine vor den Ausgrabungen enthält, sollen, da Mayor trotz der Kürze der ihm zur Verfügung stehenden Zeit scharf beobachtet hat, einige Punkte herausgehoben werden. Um diese Zeit überragte keine Partie des Kastells das Niveau des Plateaus um mehr als 1,5 m, die meisten um viel weniger, und an vielen Stellen waren die Kastellmauern gar nicht zu sehen. Weil die Mauern des Osteckturmes nur 2 cm aus dem Boden herausragten, nahm Mayor irrtümlicherweise an, von dem auf dieser Seite zum Hügel hinaufführenden Strässchen, das übrigens ein modernes Gütersträsschen ist, habe über eine Rampe durch die vorspringende Westwand dieses Eckturmes der Eingang ins Kastell hineingeführt. Gänzlich zerstört war infolge des eben begonnenen Abbruches zu Bauzwecken eine Strecke von 4,5 m, von Punkt 14 m bis Punkt 18,5 m westlich von der Westkante dieses Eckturmes aus. Während auf der Westfront der Mittelturm aussen 1 m, innen 50 cm über dem Boden erhalten war, jedoch nur in einzelnen Teilen, so dass sich nicht einmal entscheiden liess, ob er aussen rechteckig oder halbrund abgeschlossen war, war von der ganzen Südfront ausser einigen Brocken des Mittelturmes und einem unsichern Stück des Süd-Eckturmes gar nichts zu sehen. An ihrer Stelle führte ein Fussweg am Rande des Plateaus hin, der sich auch auf der ganzen Ostfront hinzog. Mayor unterlässt nicht, darauf hinzuweisen, dass, obwohl die Südfront etwas tiefer liegt als die Nordfront, sie die Hügelbasis doch um 12—15 m überragt und zu ihr ziemlich steil abfällt. Das Mäuerchen aus Nagelfluhblöcken und Kieselsteinen, das den Abfall auf eine Strecke stützt, ist modern. Von da an haben wir eine sanftere Neigung bis zum See, der früher näher an den Hügel herantrat. Mayor verzeichnet hier die Behauptung alter Leute, die ihm Nationalrat A. Kündig mitgeteilt hatte und die mir gegenüber später noch oft wiederholt wurde, von der Südfront aus sei senkrecht eine Mauer bis zum See hinuntergegangen, die als Talsperre gedient habe. Mayor meinte bei seinem kurzen Besuche des Kastells, Spuren dieser Mauer auf dem zum Westeckturm hinaufführenden schmalen Fusswege gesehen zu haben, da dieser Weg ziemlich viele Steine enthalte. Diese Steine sind aber erst in neuerer Zeit eingelegt worden, um diesem nur angetretenen Wege etwas Festigkeit zu geben; von der angeblichen Mauer zum See hinunter ist auch nicht die geringste Spur gefunden worden.

Fig. 3. Nord-Eckturm und ein Teil der Westfront (1897)

Besondere Aufmerksamkeit schenkte Mayor den Balkenlöchern im Innern des 1889 durch die „Lora“ freigelegten Nordeckturmes. Es sind je fünf auf der Nordwest- und Südost-Seite, je drei auf den beiden andern Seiten. Das zweite Balkenloch der Nordwestseite ist mit einem flachen Stein abgedeckt, der auf der untern Seite mit einem Instrument grob gestreift ist, wie das praktisch war, um Holzbalken Halt zu geben. Da die Balkenlöcher aller vier Wände auf gleicher Höhe liegen, so wurde von Mayor angenommen, dass über einen Bretterboden, der auf Längsbalken ruhte, ein solcher gelegt war, der auf Querbalken ruhte oder umgekehrt. Das Hauptbalkenlager lief aber jedenfalls von Westen nach Osten, wie ich aus Grösse und Art der Balkenlöcher schliesse.

Von den Mauerzügen, die Ferdinand Keller im Innern des Kastells angegeben hatte, war keine Spur mehr zu sehen, ebensowenig von den Böden im Innern der Türme und von den Steinstufen, die auf der Ostfront zu einer türartigen Öffnung der Umfassungsmauer geführt haben sollen.

Fig. 4. Westfront 1897.

Auf das *Supplément aux Notes sur le Castellum d'Irgenhausen,* datiert vom 10. Januar 1898 kommen wir im Schlusskapitel zurück.

Am 18. Mai 1898 richtete die Antiq. Gesellschaft in Zürich ein Subventionsgesuch für die Ausgrabung und Konservierung des Kastells an das Eidg. Departement des Innern, das am 6. Juli noch genauer präzisiert wurde. Der Vorstand der Schweiz. Gesellschaft für Erhaltung historischer Kunstdenkmäler als Expertenkommission des Eidg. Departements des Innern befürwortete die Subvention, indem ihr Präsident K. Stehlin mit Schreiben vom 6. August 1898 die Erwerbung des Kastells Irgenhausen als „im Interesse der Altertumsforschung höchst begrüssenswert“ bezeichnete. Für die nächsten vier Jahre von 1899 an wurde eine jährliche Subvention von je Fr. 500 ins Budget eingestellt, in der Meinung, dass die Antiq. Gesellschaft für Ausgrabung und Konservierung jeweilen einen gleich grossen Betrag aus eigenen Mitteln auslege. An die Kosten der Arbeiten des Jahres 1898 wurde ihr aus einem besondern Kredite ein Beitrag von Fr. 300 zugesprochen. Diese bescheidene Kreditforderung war begleitet von einem „Arbeitsprogramm über Ausgrabungen

auf dem römischen Kastell Irgenhausen und Wiederherstellungs- und Sicherungsarbeiten daselbst“ von Hch. Zeller-Werdmüller vom 18. Juli 1898. Darin war angenommen, die südwestliche Seite nach dem See zu sei schon lange dem Erdboden gleichgemacht; da die Burgfläche ca. 60 m im Geviert, also 3600 m² messe und bei den Grabungen der „Lora“ sich ergeben habe, dass die Kastellmauer bis 3 m unter die heutige Oberfläche hinabreiche, so werde eine Erdbewegung von 8—10,000 Kubikmetern nötig sein. Da der Verein „Lora“ bereit sei, jeweilen im Frühjahr und Herbst gegen mässige Vergütung selbst Hand anzulegen, so werden für die ganze Ausgrabung und das Abdecken und Ausbessern der blossgelegten Mauerzüge mit Zement nach seinen Erfahrungen bei der Moosburg (bei Effretikon) Fr. 600 für die Arbeiten des Jahres 1898 und je Fr. 500 bis 600 für weitere 4—5 Jahre genügen. Diese Berechnung erwies sich in der Folge als viel zu niedrig, namentlich auch deshalb, weil glücklicherweise von dem Kastell in den Weinbergen und Kleeäckern noch viel mächtigere Überreste vorhanden waren, als man damals ahnen konnte. So war z. B. allein von der Südfront, von der man annehmen musste, sie sei längst dem Erdboden gleichgemacht, der Westeckturm auf der Ostwand bis zu 2,35 m erhalten, die Kastellmauer streckenweise im Kern bis zu 3 m, in der Verblendung in einer durchschnittlichen Höhe von 1,90 – 2,10 m. Gerade die Freilegung dieser im Rebhang völlig verborgenen Front erforderte aber viel grössere Erdbewegungen und Ausgaben, als das Programm von 1898 vorgesehen hatte.

Nachdem das Kastell angekauft und die Subvention durch den Bundesrat bewilligt war, begann eine neue Periode, die Zeit der systematischen Ausgrabungs- und Konservierungsarbeiten, die im Folgenden dargestellt werden soll.

II. Die Ausgrabungs- und Konservierungsarbeiten.
(1898—1909.)

Die Ausgrabung des Kastells dauerte vom Herbst 1898 bis zum Herbst 1908 mit teilweiser Unterbrechung in den Jahren 1900 und 1901 und völligem Aussetzen in den Jahren 1904 und 1905. Ich gedenke über die verschiedenen Ausgrabungskampagnen nicht einen erschöpfenden Bericht zu geben, sondern eine chronologisch geordnete Übersicht mit eingehenderer Behandlung des Besondern und zum Teil in den Akten Verborgenen. Diese liegen teils im Archiv der Antiquar. Gesellschaft, teils im Archiv der Schweiz. Gesellschaft für Erhaltung historischer Kunstdenkmäler (beide im Schweiz. Landesmuseum in Zürich).

Nachdem die Antiquar. Gesellschaft aus ihren Vorstandsmitgliedern Dr. J. Heierli, Prof. A. Schneider und Dr. Hch. Zeller-Werdmüller eine Subkommission gebildet hatte, begannen die Grabungen des Jahres 1898 am 17. Oktober an dem bereits früher durch die „Lora" freigelegten Nordeckturm und dauerten bis zum ersten grössern Schneefall am 30. November [1]). Die Oberleitung und gelegentliche Inspektion besorgte J. Heierli, die Grabungen selber leitete, vermass und zeichnete als Vorarbeiter Ferdinand Corradi, gewesener Zeichnungslehrer an der Kantonsschule in Bern.

Als Hauptaufgabe dieser ersten Grabung wurde in Aussicht genommen, den Grundplan des Kastells klarzulegen. Deshalb wurde diese erste Grabung rasch ausgeführt, während die Konservierungsarbeiten einstweilen aufgespart wurden; denn bezweckt wurde zunächst nur, ein Bild des Grundrisses zu bekommen, weshalb im ersten Jahre nur die Mauern von den daraufliegenden Humus- und Trümmerschichten befreit und die Türme ausgeräumt wurden, während dann erst 1899 die eigentliche Ausgrabung bis auf die Fundamente und den Naturboden ausgeführt wurde.

Bei den Freilegungsarbeiten um den Nordeckturm herum, bei denen, wie während dieser ganzen ersten Grabung, mehrfach auch Mitglieder der „Lora" freiwillig mithalfen, wurde die Schichtung konstatiert und beschrieben [2]). Die Schichten erwiesen sich fast überall gleich, wenn auch von ungleicher Stärke: auf eine Humusschicht folgte eine Schuttschicht, hauptsächlich aus Mörtel bestehend, darunter Bautrümmer, worunter zahlreiche stark ausgebrannte Feld- und gesägte Tuffsteine; unter dieser Brandschicht, die beim Nordturm vor der Mitte des Turmes besonders stark war, folgte der Naturboden, als fester, wenig Kies führender Lehm überall leicht zu erkennen. Die Brandschicht existiert aber bloss um die Türme herum; gleich 1,5 m östlich vom Nordturm hörte sie gänzlich auf, um dann 1 m, bevor der Mittelturm der Nordfront erreicht wurde, wieder einzusetzen.

---

[1]) Vgl. J. Heierli, Bericht über die im Herbst 1898 vorgenommenen Ausgrabungen zu Irgenhausen (24. XII. 98) 4 S. 4°. Eingehender berichtet das von F. Corradi geführte „Tagebuch der Ausgrabung", 7 Quartbogen Text zu je 4 Seiten und 17 Tafeln in gleichem Format. Leider müssen wir uns versagen, von diesen mit grossem Fleiss gezeichneten Aufnahmen, die jeweilen den Grundriss und Aufriss einer abgedeckten Strecke wiedergeben, hier Proben zu geben.

[2]) Die Angaben sind dem erwähnten Tagebuch Corradis, das sich im Besitze der Antiquar. Gesellschaft befindet, entnommen, die Massangaben der Aufnahme von K. Nörbel, Tafel II.

Auf dieser Strecke wurde die Grabung stellenweise bis unter die Fundamente geführt und festgestellt, dass diese, die oben mit einem Anlauf von durchschnittlich 8 cm Stärke absetzen, sozusagen durchweg 0,70 m stark sind.

Fig. 5. Nebenpforte beim Nordeckturm.

In einer Entfernung von 3,15 m vom Nordeckturm wurde die erste Nebenpforte freigelegt (Fig. 5), 1,58 m breit, 1,90 m tief, mit einer untern Stufe von 0,28 m Höhe und 0,40 m Breite und einer obern Stufe von 0,28 m Höhe, beide sorgfältig mit reinem Kalkmörtel vergossen, der wohl ursprünglich seitlich in Form eines Viertelrundstabes in die Höhe gezogen war.

Überrascht war man, 5,80 m weiter östlich, wie auch südlich vom Nordturm, in der Mauer einen Schlitz zu finden. Der Bericht von 1898 bezeichnet diese Schlitze als „schiessscharten-ähnliche Löcher". Solche Mauerschlitze, fast immer innen 40 cm breit, nach aussen sich auf 20 cm verengend, fand man in der Folge regelmässig je zwischen einem Eck- und einem Mittelturm. Nach ihrem Profil, der Neigung der meist sorgfältig mit Mörtelbeton ausgestrichenen Sohle nach aussen, dem Vorhandensein einer mehrere Zentimeter über die Mauerfront hervortretenden Wassernase und ihrer tiefen Lage sind diese Mauerschlitze als Wasserabläufe zu betrachten. Es soll nicht verschwiegen werden, dass wir nach dem gegenwärtigen Niveau des Kastellinnern erwarten würden, dass einzelne dieser Schlitze etwas tiefer liegen würden. Das stellt aber ihre ursprüngliche Zweckbestimmung nicht in Frage, sondern sagt uns nur, dass zur Zeit die Kastellfläche nicht überall das uns nicht genauer bekannte antike Niveau besitzt. Ausschlaggebend für die Charakterisierung dieser Schlitze als Wasserabläufe ist ihr Gefälle von innen nach aussen, das zwar ungleich stark, aber in der 1,90 m breiten Kurtine überall deutlich ist. Es beträgt, wie aus Tafel II leicht abzulesen ist, beim Schlitz zwischen dem Haupteingang und dem Südeckturm 20 cm (3,81—3,61) und bei den sehr tief liegenden Ausläufen der Südfront 55 cm (3,06—2,51) und sogar 93 cm (3,79—2,86). Ganz gewöhnliche Wasserabläufe oder nur

Fig. 6. Mauerschlitz zwischen Osteckturm und Nordmittelturm von aussen.

Wasserabläufe können es aber auch nicht sein; denn, wie wir bei der Besprechung der Westfront sehen werden, lässt sich für den südlichen der dortigen Mauerschlitze eine Höhe von nahezu 2 m nachweisen, gewiss eine für einen blossen Wasserablauf nicht gerechtfertigte Höhe und Schwächung der Mauer. Es darf daher wohl vermutet werden, dass diese Schlitze zugleich als „Auslug" zum Überschauen des Vorgeländes von gedeckter Stellung aus dienten und vielleicht auch dazu, allfälligen an die Mauer angelehnten Innenbauten etwas Luft und Licht zuzuführen.

Am 27. Oktober fand man beim Abdecken der Mauer am Mittelturm der Nordfront zwei Platten 22 × 22 cm und 5 cm dick, wahrscheinlich Bodenplatten, da sie auf gleicher Höhe lagen [1]), und ein Ziegelstück mit *M(asti)*.[2])

Von dem Gemäuer der Nordfront ragte nichts aus dem Boden hervor; doch lag es nicht tief und war nur an der Stelle ganz verschwunden, wo in diesem Jahre mit dem Abbruch begonnen worden war (s. oben S. 49). Auffällig ist, dass am Mittelturm (Fig. 7) kein Eingang gewesen sein soll. In der Aufnahme von Corradi, Blatt VII, ist kein solcher angegeben, während er dann allerdings in seinem im Archiv befindlichen Gesamtplan 1:100 eingezeichnet ist. Die 1900 aufgenommene Photographie (Fig. 7) zeigt keinen Eingang; jedoch ist zu bemerken, dass nur die oberste Steinschicht zur Turmmauer gehört, die zweite Fundamentoberkant ist, so dass an dieser ersten, die Schwelle des Eingangs bildenden Schicht dieser Eingang nicht sichtbar sein konnte, höchstens in Resten des Mörtelbetons. Hievon sagt der Bericht ebensowenig etwas, als überhaupt vom Turmeingang [3]). Zu bemerken ist, dass senkrecht zur Innenwand des Mittelturmes, 3,80 m von seiner Westecke, da, wo der Eingang zu vermuten war, im Kastellinnern ein Mäuerchen von 0,60 m Breite und nahezu 2 m Länge freigelegt wurde. Ob dieses Mäuerchen, das jetzt mit einem Zementdeckel geschützt ist, zum Turm Beziehung hatte — es ist nicht bündig mit ihm — oder ob es zu einer Innenbaute gehörte, von der sonst keine weiteren Spuren gefunden wurden, lässt sich nicht entscheiden.

Corradi glaubte bei der Grabung feststellen zu können, dass offenbar das Innere dieses Turmes, im Gegensatz zu den meisten andern Partien des Kastells, noch nie berührt worden sei. Dem widerspricht ein in seinem Berichte, Bogen 6, Seite 4, abgeschriebener Brief von Jakob Messikommer in Wetzikon vom 28. November 1898, worin er Corradi mitteilt, sein Sohn habe vor Jahren mit Schulpfleger Tobler-Halbherr diesen Turm „bis auf den Boden geleert". Er erwähnt auch, dass im Innern des Kastells ausserhalb dieses Turmes Mauerreste zum Vorschein gekommen seien, offenbar das obengenannte Mäuerchen. Vgl. auch unten S. 66.

Nach Freilegung des Mittelturmes der Nordfront wurde die Arbeit an der Westfront fortgesetzt. Auch da fand man, wie beim Nordturm, Topfscherben und Ziegel und am 29. Oktober ein Profilstück. Beim Mittelturm dieser Front lag „eine Unmasse Steine und Schutt" und am

---

[1]) Wir werden später sehen, dass es Blättchen von der Suspensura des Hypokaustes der von uns 1907 freigelegten Villa rustica sein dürften, da die Dimensionen die gleichen sind.

[2]) Vgl. unten Anhang II über den Ziegel mit dem Stempel *Masti of(ficina)*. Das Profil dieses und der übrigen Falzziegelfragmente hat Corradi auf Tafel IV in natürlicher Grösse sauber gezeichnet. An einer Stelle seiner Aufzeichnungen bemerkt er sehr richtig: „Aus diesen Falzziegelprofilen, die mir erst beim Zeichnen stark aufgefallen sind, ist sehr viel zu ersehen. Diese Masse von verkrüppeltem Zeug: flüchtige Fabrikation und Überstürzung schaut aus diesen Formen. Am meisten vertreten sind die Formen 2, 3, 8, 9, 11. Wie solid steht dieser *M(asti)* Nr. 1 dazwischen."

[3]) Aufklärung gab die Grabung des Jahres 1899, über die Corradi in seinem Tagebuch für 1899 S. 11 berichtet (s. unten S. 66).

2. November fand Corradi im Turme selber über der Brandschicht zwischen Mauertrümmern ein Hirschhorn, Krone mit Zacke, die erste Stange mit Zacke und die zweite abgebrochene Stange, ferner einen Rückenwirbel mit abgeschnittenen oder abgesägten Processi. Da auf der Schwelle, hinter der diese Dinge lagen, viel Asche lag (doch wohl vom hölzernen Oberbau), so ist Corradi sofort bereit zu vermuten, hier sei die Küche gewesen. Vorsicht im Schliessen ist hier ganz besonders am Platze, da der Turm selber, und, wie wir 1907 konstatierten, auch der Raum um

Fig. 7. Mittelturm der Nordfront nach der Freilegung (1900).

denselben im Kastellinnern, schon früher ausgegraben war. So ist auch nichts zu schliessen aus dem Skelett eines kleinen Vogels und dem Stück eines Pferdekiefers, den man hier an der Mauer fand, noch aus einem ausgeglühten Steine mit glasigem Überzug (wie die Steine von Sevelen).

Am 4. November wurde der Mauerschlitz zwischen Mittelturm und Westeckturm freigelegt, mit 0,25 m lichter Weite aussen und 0,40 innen, dazu die fast einen Meter breite Deckplatte, die zum Teil auf den Wänden lag und zwar nach der Zeichnung Corradis, Blatt VI, in einer Höhe von 1,80 m von der Basis aus. Die eigentliche Sohle liess sich nicht mit Sicherheit feststellen, vielleicht, weil sie bei frühern Schürfungen ausgebrochen wurde. So reichte der Schlitz bis über Fundamentoberkant hinunter. Weiter südlich 2,60 cm von diesem besonders interessanten Mauerschlitz stiess man auf ein im rechten Winkel ansetzendes, 0,60 m starkes Mäuerchen einer Innenbaute. Damit war die Westfront, soweit damals das Besitztum der Antiquar. Gesellschaft reichte, erledigt.

Am 5. November wurde auf der Nordfront östlich vom Mittelturme mit der Grabung fortgefahren und zunächst der Mauerschlitz zwischen diesem und dem Osteckturm (s. Fig. 6) freigelegt, aussen 20 cm, innen 42 cm breit, mit einer 5 cm über die äussere Mauerflucht vorspringenden Wassernase, so dass der Tagebuchschreiber selber notierte: „er könnte damit als Auslauf in Frage kommen", um sich sogleich recht ungeschickt einzuwenden: „allein ich vermute, dass der Boden des dahinterliegenden Kastellhofes denn doch viel tiefer liegt" (s. oben S. 54).

Am Osteckturm, der wegen des auf seinen Trümmern stehenden Rebhäuschens (s. Frontispiz S. 43) nicht ausgeräumt werden konnte, zeigte sich eine besonders starke Brandschicht, darin sogar Tannenholzkohle, sowie Ziegelscherben. Die Richtigkeit dieser Angabe konnten wir bei der völligen Ausräumung 1908 betätigen, wo wir im Innern stellenweise sogar eine doppelte, ganz käsige Brandschicht fanden (vgl. unten S. 65).

Auf der Ostfront war und ist die Mauer sehr wenig hoch erhalten; schon nach 1 m stiess man auf den Fundamentabsatz. Auch hier wurde 50 cm über Fundamentoberkant der Wasserschlitz freigelegt, innen 40, aussen 20 cm breit. Auf diesem Teilstück stiess man auf einige neue Falzziegelprofile, einige Topfscherben, Knochen und einen Teil eines römischen Würfels oder Spielplättchens.

Am 13. November rückte die Arbeit vor zur Abdeckung des Haupteinganges, den man bis dahin immer lediglich als Mittelturm der Ostfront, analog den übrigen Mitteltürmen, betrachtet und auch in die Pläne eingezeichnet hatte. Man wusste, dass einer der früheren Besitzer, Kirchenpfleger Dietrich, noch in neuerer Zeit dort „Schatzgräberei" getrieben hatte. Die jetzt noch im Volksmund umlaufenden Geschichten sollen hier nicht nacherzählt werden;[1]) aber die Tatsache muss ich leider berichten, dass Dietrich das Fundament des Einganges unterfuhr und auf der Südseite zum Teil aushob und schliesslich, um den unter der „hohltönenden Platte" verborgenen Schatz zu heben, eine tüchtige Ladung Dynamit anwendete, durch die fast die ganze südliche Hälfte des Eingangsturmes in die Luft gesprengt wurde. Der Herr Kirchenpfleger hatte gründliche Arbeit geleistet; denn selbst die Fundamente flogen bis auf wenige Reste in die Luft. Nachher wurde eine grosse Schuttmasse in das undankbare Loch geworfen und herrschte hier wieder Grabesruhe, bis die neugierigen Ausgräber von 1898 und 1908 den Eingang wieder abdeckten. Den Befund zeigt Fig. 8 nach der Aufnahme Corradis im Maßstabe 1:100 im Grundriss, Fig. 9 den nördlichen und mittleren Teil gegen aussen in dem Zustande vor der Zudeckung und Konservierung vom Jahre 1908.

Während die Mitteltürme sonst rund 6 m ins Geviert messen, beträgt beim Eingangstor die Breite 10,50 m, die Tiefe 8,50 m. Von der, wie immer, 1,90 m breiten Kurtine springt die Mauer auf beiden Seiten je 1,20 m gegen das Kastellinnere ein und tritt je 4,80 m nach aussen über die Mauerfläche hinaus. Die Dicke der Tormauer auf den Seiten beträgt je 2,70 m, während die nach aussen abschliessende schwellenartige Mauer nur 1,50 m dick ist. Von der südlichen durch Dietrich abgesprengten beinahe 4 m breiten Hälfte ist ausser dem Stück gegen das Kastellinnere nur noch ein Absatz von 0,90 m erhalten. Von dem Fundament darunter, das mindestens 0,70 m tief war oder bei der Dicke der Mauern wohl eher tiefer, war die ganze untere Partie bis auf 0,45 m

[1]) Wer sich für derlei Dinge interessiert, findet in dem oben S. 47 erwähnten Briefe Ad. Bosshards vom 30. November 1856 eine ergötzliche Geschichte aus alter Leute Mund, wie, wohl an einer andern Stelle des Kastells, ein Vater mit seinem Sohne „wohl 30' tief" grub, wie es bereits hohl tönte unter der Platte und wie, als sie vom Mittagessen zurückkehrten, die ganze Grube eingestürzt war. So ungeheuer war es da.

ausgehoben, wie auch Corradi Blatt 4 Seite 2 erwähnt. Die abgesprengte, durch punktierte Linien begrenzte Partie ist in der Zeichnung weiss gelassen. Das zwischen den beiden Torwänden weiss gelassene Stück ist Naturboden, die innere strichpunktierte Partie ein gelber Mörtelbeton. Dieser, der eigentliche Eingang, war, wie es scheint, je durch eine Steinsetzung auf der Höhe der gleich zu nennenden I. Nische und gegen das Kastellinnere fest begrenzt, reichte seitlich bis an die Mauern heran und endigte hier mit einer sogen. Nase, d. h, einem Viertelrundstab, der das Ablaufen des Tagwassers und die Reinigung erleichterte.

Der kleine, 15 cm vortretende Vorsprung der nördlichen Wand, dem wohl ein gleicher an der Westwand entsprach, könnte, wie Corradi vermutete, ein kleiner Wehr- oder Prellstein gewesen

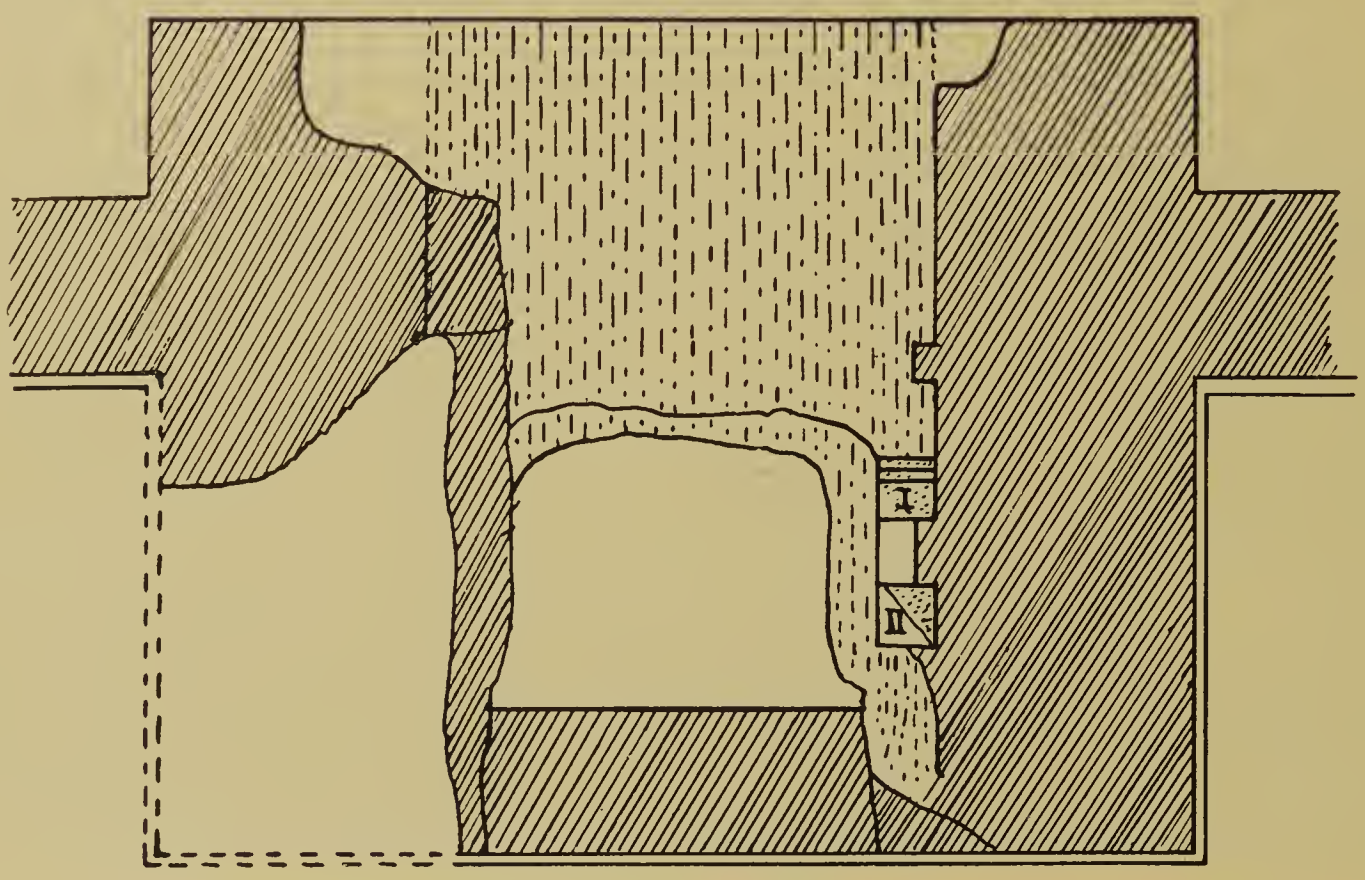


Fig. 8. Skizze des Haupteinganges nach Aufnahme Corradis (1898). Massstab 1 : 100.

sein; doch wird auch die Vermutung, es dürfte ein Anschlag für eine hölzerne Türe gewesen sein, nicht ohne weiteres abzuweisen sein. An der Nordwand, die wie auch Fig. 9 zeigt, nur in ihrer untersten Partie erhalten war, über deren einstige Höhe Vermutungen auszusprechen daher völlig müssig wäre, folgen, auch in Fig. 9 kenntlich, zwei nischenartige Einarbeitungen, in denen je eine besonders harte Sandsteinplatte lag bezw. stand. In der I. Nische (0,60 × 0,65 m) lag ein „Bodengesims aus gelbem Stein (sogen. „Wichser")", eine halbe Konsole von 0,65 m Breite, 0,30 m Durchmesser und 0,20 m Höhe mit dreifacher Einschnürung. Sie scheint eine viereckige Basis, von der noch ein Stück erhalten ist, gehabt zu haben. Über dieser Konsole lag die 15 cm dicke Sandsteinplatte, die beim Abdecken aber nicht mehr mit dem Gesims verbunden, sondern durch eine zirka 7 cm dicke Mörtelschicht davon getrennt war. Hier in der Nähe — die Stelle ist leider nirgends genau bezeichnet — kam eine sehr roh gearbeitete Halbsäule aus Sandstein, 0,80 lang, 0,40 Durchmesser, 0,25 grösste Höhe zum Vorschein. Ferner fand man — wieder fehlt die genaue Angabe

der Fundstelle — ein Gesimsstück, 0,20 breit, 0,34 dick, vorn 0,20, hinten 0,27 hoch mit drei Hohlkehlen. Die Sandsteinplatte der II. Nische misst 0,55 × 0,60 m, war 0,40 m hoch und links in der Diagonale abgebrochen. Der ausgemauerte Zwischenraum zwischen den beiden Nischen ist 0,60 m breit und 0,40 m tief. Ob diese Stücke, die Corradi in seinem Tagebuch Bogen 4 Seite 2 gezeichnet hat und die man seiner Zeit ausgehoben und ins Schweiz. Landesmuseum gebracht hat, *in situ* lagen, also zur Dekoration der Seitenwand dienten — das Tagebuch spricht ohne weiteres von „Säulen-Kolonnaden" — oder ob es Trümmer der später zu erwähnenden, bei der Anlage des Kastells zerstörten Villa rustica sind, die hier lediglich verbaut wurden, wurde bei der Ausgrabung von 1898, wo niemand mehr an die bereits von Ferd. Keller vermutete ältere bürgerliche Ansiedelung auf „Bürglen" dachte, nicht festgestellt. Eine Entscheidung konnte ich bei der Neuabdeckung 1908 nicht mehr treffen, da ich den Bestand vor dem Ausheben dieser dekorativen Stücke nicht selbst gesehen hatte; um so weniger wage ich sie heute. Doch möchte ich mir die Bemerkung erlauben, dass mir die zweite Annahme wahrscheinlicher vorkommt, weniger wegen des, wie es scheint, auf beiden Torseiten einst vorhandenen etwa 20 cm breiten Betonbodens, der ja auch bei der ersten Annahme seine Berechtigung hat, als vielmehr, weil nach der massgebenden Aufnahme Corradis, Blatt X (Aufriss 1 : 50) und einem noch detaillierteren, nicht numerierten Skizzenblatte, das Gesims in der I. Nische mit seinem schmalsten Profil nach unten, dem breiten nach oben lag, was doch nicht die natürliche Lage ist, und weil auch die darüber, nicht darauf befindliche Sandsteinplatte ebenfalls nicht intakt war, sondern von ihr trotz dieser, wie sogar Fig. 9 erkennen lässt, geschützten Lage ein Stück abgesprengt war; ebenso von der Platte der II. Nische die linke obere Ecke.

Fig. 9. Haupteingang der Ostfront vor der Konservierung (1908).

Eine etwas genauere Beschreibung der Mittelpartie des Haupteinganges gibt das II. Tagebuch Corradis vom Jahre 1899 S. 5, begleitet von einem Aufriss der N-O-Seite und der S-W-Seite (1 : 100) in Skizze. Ich setze die ganze Partie trotz einiger Unrichtigkeiten in den gezogenen Schlüssen unverändert her:

11. Juli, Dienstag. „Das südliche Mauermassiv des Eingangs liegt auf der inneren Seite zum Teil auf der ursprünglichen Humusschicht, zum Teil auf der gewachsenen Erde (tatsächlich auf dem nach der Sprengung hineingeschütteten Füllmaterial), was auf einen raschen, beförderten Bau schliessen liesse. Das Terrain fällt gegen die Mauer etwas ab, und scheint sich ein 1,00 m breiter Graben von ca. 0,50 Tiefe längs der Mauer hinzuziehen, der ein auffallend feuchtes

Ausfüllmaterial aufweist. Auf der Humusschicht liegt eine Brandschicht, die gegen die Einfassungsmauer eine Dicke bis 0,10 zeigt. Hier fand sich auch ein Stück Mörtel mit Ziegelschratte und anhaftend eine Schicht gewöhnlichen grobkörnigen Mörtels; ob dieser Mörtel von einem Wandbelag oder Estrich herrührt, ist natürlich nicht ersichtlich.

12. Juli, Mittwoch. Aushub an der Nordseite des Haupteinganges. Auch hier liegt der innere Teil des Mauermassivs zum Teil auf Humus, zum Teil auf der gewachsenen Erde. In der Ecke mit der Einfassungsmauer zeigt sich keine Spur eines Grabens. Das Massiv zeigt auch hier an der NW (innern) Kante eine scharfe Grenze, die sich erst beim eigentlichen Tordurchgang in eine chaussierte Kies- und Sandschichte (Strasse?) verliert, wie auf der südlichen Seite. Hier fand sich eine vollständige Bodenplatte 0,22 × 0,22".

Am 13. Juli wird S. 6 nachgetragen, dass sich in der innern Ecke der Einfassungsmauer, da wo diese den Haupteingang verlässt (auf unserer Tafel II bei Höhenkote 4,23) eine sehr starke Brandschichte zeigt, die sich zwischen der neuen und der alten Auffüllung (des der Mauer folgenden Grabens, s. oben) hinzieht und eine Mächtigkeit von 0,10—0,50 hat.

Die weitere Untersuchung des Grabens vom Haupteingang aufwärts (nördlich) ergab am 15. Juli die Tatsache, „dass wir es mit zwei scharf begrenzten Ausfüllperioden zu tun haben, die jüngere 1,20 mit Humus bis auf die Brandschichte, die ältere 1,05 (Brandschicht 0,20, Auffüllung 0,85), gewachsene Erde 0,55 und der bekannte Schlemmsand. Die feuchte Partie entpuppt sich als Senkloch zu der längs der Mauer laufenden, nun verstopften Dohle (Grube mit Rollsteinen ausgefüllt, ein altes beliebtes Dränierverfahren, ehe man die Dränierröhren kannte). Diese Dohle muss aus der zweiten Bauperiode[1]) sein; denn, wie beiliegendes Profil (Südostseite Blatt Nr. 4 (1 : 50) vom 17. Juli) zeigt, nimmt der ganz scharf begrenzte künstliche Aushub (0,90 breit) unter der Brandschichte seinen Anfang und geht bis auf den Sand. Da derselbe (nämlich der Aushub, d. h. das ausgehobene Dohlenloch) mit gewachsener Erde aufgefüllt ist, scheidet er sehr scharf. Nur im Aushub unter der Brandschicht finden wir jene Ziegelmörtelknollen, die als typische Zeichen der ersten römischen Bauperiode beobachtet werden".

Der Vollständigkeit halber sei gleich hier erwähnt, dass es sich bei den Konservierungsarbeiten als unmöglich erwies, den Eingang so zu erhalten, wie ihn Fig. 9 zeigte, wenn man nicht riskieren wollte, dass das noch Erhaltene allmählich gänzlich zugrunde ging. Man musste sich daher darauf beschränken, ihn zeichnerisch und photographisch aufzunehmen und sodann die ganze Partie mit einem starken Zementdeckel abzudecken, wobei links und rechts die Steinschichten nur jeweilen so hoch geführt wurden, als der höchste Punkt des erhaltenen Mauerkerns lag. Der gegenwärtige Zustand lässt sich aus den Zahlangaben von Tafel II leicht ablesen. Von dem durch Dietrich zerstörten südlichen Teile wurde bei der Konservierung lediglich die erschliessbare frühere Kontur durch eine Steinsetzung angegeben und sodann der Zwischenraum mit Kies und Mauerschutt ausgefüllt und mit Humus und Rasen bedeckt.

Über die Frage des einstigen Aussehens dieses Haupteingangs könnte man nach Analogien Vermutungen aufstellen; doch dürften diese keine Wahrscheinlichkeit beanspruchen, da der traurige Zustand des Erhaltenen keinen annähernd sicheren Schluss erlaubt. Dass der Eingang ein

[1]) Profil und Beschreibung, sowie vor allem die über diesem sogen. Aushub intakt liegende starke Brandschicht mit ihren Einschlüssen beweisen vielmehr mit Sicherheit, dass dieses Senkloch in der ersten Periode. d. h. beim Bau des Kastells, an ganz richtiger Stelle angebracht wurde.

einfaches, etwa 3 m breites Tor mit starken Seitenwänden war, ist klar; über das Aussehen des wegen der starken Brandschicht doch wohl hölzernen Obergeschosses und die Verteidigungsstärke ist jede Vermutung unangebracht.

Die Grabung konnte dann 1898 noch bis zum Anfang des Südturmes, der in einem nicht der Antiquarischen Gesellschaft gehörenden Rebberg versteckt stand, weitergeführt werden. Dabei wurde der Wasserschlitz vom gewohnten Profil freigelegt mit einer Sohle aus Mörtelbeton. „Er enthielt in der untern Partie eine graue Substanz, kleine Trümmer mit Asche und darein eingebettet Kohlen und viele Knochen von kleinen Tieren." Begreiflicherweise boten diese Schlitze, nachdem sie mit Gesträuch und Schlingpflanzen verwachsen waren, treffliche Schlupfwinkel für allerhand Raubzeug.

Es wurde dann nochmals am Osteckturm, wo der Pavillon die Freilegung verunmöglichte, gearbeitet, und recht naiv bemerkt Corradi in seinem Tagebuch: „am Ostturm habe ca. 1 m am Häuschen einen Durchbruch gemacht", d. h. er hatte, um die Schichtung zu studieren, die dort schon früher schadhafte Turmmauer durchschlagen. Er hätte hinzufügen sollen, „und vergessen wieder zuzudecken"; denn so blieb sie bis zum Jahre 1908. Dass Jacques Mayor bei seiner Besichtigung im Frühjahr 1897 an dieser Stelle ausserhalb des Turmes eine Rampe und einen Eingang glaubte konstatieren zu sollen (s. oben Seite 50), war nicht Corradis Schuld.

Zwischenhinein wurden Rebstöcke ausgestockt und die Rebstecken zum Verkauf ausgeschrieben, wobei uns der in allem Nebensächlichen überaus gewissenhafte Corradi unter Beigabe einer Zeichnung ausrechnet, dass es noch 2460 Stück waren.

Vom 22. November an wurde auch noch die Freilegung der Innenbauten in Angriff genommen, für die seit der Beschreibung Ferd. Kellers die falsche Bezeichnung Prätorium üblich war[1]). Man begann mit der 60 cm breiten zur Westfront senkrecht stehenden Mauer (s. oben Seite 56, die nur 20—70 cm unter der Oberfläche lag. Auf der ganzen äussern, nördlichen Seite dieser viereckigen Gemächer schnitt man eine starke Brandschicht, während innen eine solche fehlte. Gefunden wurden einige Fragmente von Suspensuren und Stücke eines Mörtelbodens. Diese Arbeit wurde sehr rasch ausgeführt. Corradi nennt diese flüchtige Grabarbeit, bei der es lediglich auf eine ungefähre Feststellung der Umrisse ankommt, „contourieren". Leider wurde dabei die Beobachtung technischer Einzelheiten, die für die Beurteilung wichtig, ja unerlässlich sind, versäumt. So fehlt sowohl bei der Erwähnung des Anschlusses dieser Mauer an die Kurtine der Westfront, wie dann wieder beim Anschluss dieser rechtwinklig umbiegenden Mauer an die Nordecke des Mittelturmes der Südfront die für uns durchaus notwendige Angabe, dass diese Innenbauten selbständig an die Kastellmauer angesetzt, mit ihnen nicht bündig sind. In Corradis Zeichnungsblättern und in seinem Gesamtplan 1 : 100 sind sie überall als bündig gezeichnet[2]). Aus dem auch sonst gegen das Ende recht mangelhaft werdenden, mit allerlei die Ausgrabungen nicht direkt beschlagenden Dingen durchsetzten Bericht notiere ich, dass in der Ostecke des dritten Innenraumes, von Westen her gezählt, „eine gewaltige Masse Mörtelschutt lag", und dass beim „Contourieren" eines (welches?) dieser rechteckigen Räume ein profiliertes Stück Sandstein, 35 cm lang, auf der einen Seite 25 cm,

---

[1]) Die Römer nannten das Zentralgebäude eines Kastells nicht *praetorium*, sondern *principia*. Diese finden sich erwähnt in einer Inschrift aus Rough Castle am Pius-Wall in Schottland, Archäologischer Anzeiger 1905 S. 146.

[2]) Leider auch an einer Stelle unserer Tafel II, Westfront, wo bei Kote 6,61 die Linie der Kurtine durchgezogen sein sollte.

auf der andern 18 cm breit und 8 cm hoch, mit einem Wulst und zwei Kehlen gefunden wurde, „wie mir scheint, von einer Herdplatte“! Das Stück ist gezeichnet von Corradi Blatt XVII als Nebenfigur. Ein systematisches Freilegen dieser Innenbauten wurde schliesslich unmöglich, da beim „Contourieren“ der Aushub nicht weggeschafft, sondern aufgehäuft worden war, und weil sich allmählig der Ausgräber mit seinen Arbeitern und den Einwohnern von Irgenhausen so sehr überwarf, dass er froh aufatmete, als am 30. November eine 20 cm starke Schneeschicht den Boden bedeckte und ihn zum Zusammenpacken seines Werkzeuges mahnte.

Über die Arbeiten des Jahres 1899 hat Dr. J. Heierli am 7. Dezember 1899 an die Schweizerische Gesellschaft für Erhaltung historischer Kunstdenkmäler einen mehr allgemein gehaltenen Bericht ohne genauere Angabe der Situation und der Masse (4 S. 4°) eingereicht, unter Hinweis auf seinen Artikel im Feuilleton der „Neuen Zürcher Zeitung“ vom 20. Nov. 1899 No. 322 Morgenblatt und den vorläufigen Plan. Die Hauptsachen daraus sind abgedruckt im 41. Bericht über die Verrichtungen der Antiq. Gesellschaft in Zürich in den Jahren 1898 und 1899 Seite 5. Ganz wesentlich vervollständigen lässt sich dieser Bericht aus dem Tagebuch von F. Corradi, von dessen Existenz niemand mehr wusste, bis es gegen Ende November 1910 in einem Archivschrank der Antiquarischen Gesellschaft zum Vorschein kam. Es umfasst 30 Seiten Text 4°, 23 Zeichnungen in Grösse 17 × 36 cm und 12 Zeichnungen in der Grösse 25 × 33 cm. Diese Zeichnungen sind, obgleich in Tusche ausgezogen und mit Tinkturen versehen, doch im allgemeinen eher als Skizzen zu betrachten, enthalten aber immerhin genaue Massangaben (Masstab 1 : 100). Manche sind doppelt gezeichnet, so dass eines der Blätter wohl kassiert werden sollte. Auch das Tagebuch scheint oft mehr wie für persönliche Zwecke geführt, so dass eine strenge Sichtung nötig war. Ich hoffe nichts Wesentliches ausgelassen zu haben und habe mich bestrebt, aus den Zeichnungen da, wo sie mehr skizzenhaft gehalten waren, nichts Unrichtiges herauszulesen. Da, wo ich schwanke, habe ich nicht versäumt, es anzudeuten, ebenso, um spätere vor Fehlschlüssen zu schützen, offensichtlich Unrichtiges als solches bezeichnet.

Corradi hatte dem Kastell am 16. Febr. 1899 einen Inspektionsbesuch gemacht, über den er auf einem losen Blättchen, dem Entwurf eines Briefes an Dr. Heierli, Bericht erstattet mit Bemerkungen über Frosteinflüsse und angebliche Rutschungen und schliessend mit einem Notschrei, „dass das Kastell am Sonntag der Tummelplatz für grosse und kleine Buben ist“ und dass, so lange es Schnee hatte, einfach über alles heruntergeschlittelt wurde [1]).

Corradi grub vom 3. Juli bis 9. September ohne Unterbruch und dann noch vom 24.—28. Okt., meistens mit nur zwei Arbeitern, wie es nötig ist, wenn man sozusagen jeden Spatenstich soll kontrollieren können.

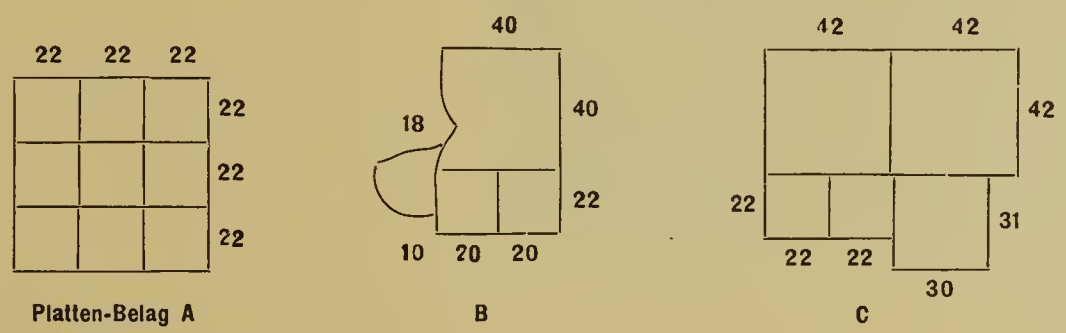
Er begann mit Schürfungen längs der Innenseite der westlichen Kurtine der Südfront — die Aussenseite lag im Rebberg versteckt — wobei er auf den obern Teil des Wasserschlitzes und die Ansätze der Quermauern der Innenbauten stiess. Er nennt sie „Mauerköpfe“ und zeichnet sie leider wieder bündig. Darauf wurden wieder die Innenbauten, die beiden Räume mit den Apsiden, in Angriff genommen, auf die ich in Kap. III im Zusammenhang zurückkomme. Hernach ging er, da die Mauer bereits konturiert war, dazu über, längs den Kastellmauern der Westfront bis auf Fundamentoberkant zu graben. Hier ein Profil der Schichten bei der Nebenpforte: 0,35

[1]) Das gleiche geschah noch diesen Herbst nach dem ersten Schneefall, Sonntag den 20. Nov. 1910. Der seit der Konservierung so prächtig abgeschrägte Haupteingang ist wirklich zu einladend!

Humus, 0,90 Stein- und Mauerschutt, dann gewachsene Erde; somit lag diese 0,67 unter Schwellenoberkant. In der Brandschicht um den Mittelturm einige angebrannte Knochen.

Vom Mittelturm 4,13 nördlich zeigte sich im Kastellinnern an die Mauer angelehnt, 1,00 unter Maueroberkant — die Mauer war hier noch 0,70—0,80 hoch — ein 0,70 breiter Belag A von 9 gebrannten Bodenplatten 0,22 × 0,22. Rings darum, namentlich nördlich, Brandspuren, was auf eine ehemalige Überdachung dieser Partie schliessen lässt; denn sonst finden sich Brandschichten fast nur um die Türme herum, von ihrem Holzwerk herrührend. Die Fliesen lagen gut erhalten im Mörtel, darunter feiner Kiessand, und zwar auf gleicher Höhe, wie die Sohle des nördlich davon folgenden Mauerschlitzes.

Zwei weitere solche Belage kamen auf der Innenseite der westlichen Kurtine der Nordfront zum Vorschein, links und rechts von der dortigen Nebenpforte. Die erste B, 0,70 westlich vom linken Türgewänd, 2,15 von der Ecke, wo die Kurtine an den Turm anstösst, „ist 0,60 breit, aus zwei Plättchen von 0,20 × 0,22, einem intakten von 0,40 × 0,40 und dem Stück eines ebensolchen gebildet. Der Belag ist defekt, eingesunken und zerdrückt, aus ungleichen Platten, die im Mörtel im feinen Kiessand lagen. Keine Brandspuren. Der Belag ist 0,05 unter der östlich davon befindlichen Eingangsstelle (der Nebenpforte)." Die zweite Fliese C, 1,26 östlich von der Nebenpforte, 0,84 breit, besteht aus zwei gebrannten Platten von 0,42 × 0,42; daran anschliessend zwei kleinere von 0,22 × 0,22 und eine von 0,30 × 0,31.



Auch sonst kamen in der Nähe Tonplattenreste zum Vorschein und unmittelbar daneben östlich bei Punkt 7,45 zwei Stücke eines profilierten Sandsteins, 0,45 lang, 0,14 und 0,11 hoch, mit doppelter Abschrägung. Alles sauber im Detail gezeichnet im Tagebuch S. 4, die Situation auf Blatt II. Corradi frägt, ob diese Belage „vielleicht Unterlagen für Holzsäulen gewesen seien"; ein Rückschluss aus den beim Belag A gefundenen Brandspuren, die aber bei den beiden andern durchaus fehlen[1]).

Auf der Nordfront glaubte Corradi gegen den Mauerschlitz hin „Spuren von Pflästerung und Estrich zu finden, die 0,32 unter der Sohle desselben liegen".

Beim Südeckturm, der mit der nördlich anschliessenden Kurtine am 13. Juli an die Reihe kam, fanden sich in einer Tiefe von 1,00 bis 1,80 „Boden- und Suspensuraplatten, Heizröhrenfragmente"

---

[1]) Wegen der Kürze nicht ganz klar und im Schlussatz ebenso kühn als unrichtig ist die Stelle des 41. Berichtes der Antiquarischen Gesellschaft, S. 6: „In der Nähe des Nordturmes kamen an drei Stellen Spuren von Plattenbelag zutage, wahrscheinlich (sic!) Substruktionen für Holzbauten und aus relativ später Zeit, wie tiefer darunter liegende Spuren im Estrichboden, zwei übereinander, beweisen".

(S. 6). Weiterhin ist der ganze Aushub aus dem Graben, der der südlichen Kurtine der Ostfront im Kastellinnern entlang führt, „Auffüllschutt aus allen Zeiten mit Fragmenten von Ziegeln, Heizröhren, Mauersteinen, hier und da Knochen, und zwar unter und über der Brandschicht ganz gleich". In der Nähe des Mauerschlitzes kam im Graben ein „Stemmeisen" (Meissel) zum Vorschein, wohl modern, bei früheren Grabungen verloren. Der Graben wurde bis auf die gewachsene Erde ausgehoben und zeigt, Oberkant der Schwelle des Haupteinganges als Nullpunkt angenommen, von N nach S folgendes Profil:

Horizontaldistanz	Sohle des Grabens	Tiefe des Aushubes
Ecke ± 0	— 0,85	— 0,85
8,00	— 1,28	— 1,66
11,00	— 1,88	— 2,35
15,80	?	— 2,74
16,80	?	— 3,60

Am Südeckturm wurde der Graben bis auf eine Tiefe von — 3,65 geführt und dabei konstatiert, dass die gewachsene Erde dort mit — 2,22 unter der Turmmauer verschwindet (siehe unten), wogegen die nördliche Kurtine bis zum Osteckturm von der Haupteingangsschwelle Oberkant im gewachsenen Boden eine Erhöhung von 0,30 aufweist (Corradi S. 7).

Die Mauer der südlichen Kurtine, oben 1,20, unten nur 0,60 hoch erhalten, zeigte von der Anschlussecke am Haupteingang zu der am Südeckturm bei der Abdeckung auf eine Länge von 17,80 ein Gefälle von + 0,72 zu — 0,85, also 1,57 m, d. h., die 60 cm Differenz in der Höhe der erhaltenen Mauer abgerechnet, rund 1 m, während die Sohle des der Mauer entlang streichenden Grabens im Süden volle 2,22 m tiefer liegt als im Norden. Wir haben eben hier das stärkste, offenbar dem gewachsenen Boden direkt folgende Gefälle auch in der Maueranlage. In durchaus rationeller Weise wurde zu dieser überhaupt tiefsten Stelle des Kastellinnern, das sich ausser von Norden nach Süden auch von Westen nach Osten senkt, alle Wasser der Oberfläche abgeleitet. Alles zu ersehen aus Corradis Blatt V von 1899[1]).

Wir folgen dem Ausgräber an dieser Stelle nicht in der Beschreibung der südlichen Kurtine der Ostfront, sondern versparen diese auf Kap. III und bemerken nur, dass er auch am Osteckturm, zu dem er zurückkehrte, an der Ostseite Spuren einer Pflästerung, wie solche wohl um alle Türme herum ursprünglich vorhanden war, gefunden hat (S. 8 unten). Solche oft mehrere Meter hinaus verfolgbare Steinsetzungen erklären uns einigermassen, weshalb die römischen Festungsbautechniker es wagen durften, Türme von solcher Stärke auf nach unsern Begriffen so schwachen Fundamenten von bloss 0,70 Tiefe zu errichten.

Ein befriedigendes Resultat war übrigens an diesem Osteckturm nicht zu erreichen, weil das Rebhäuschen die systematische Ausräumung hinderte. Schon im Jahre vorher hatte Corradi vermittels eines Durchbruchs (siehe oben S. 61) die Schichtung im Turm untersucht und in einer

[1]) Bei der Ableitung des Tagwassers habe ich im Jahr 1908, ohne damals diesen Graben längs der Ostfront zu kennen, westlich vom Südturm zwei Tonröhren durch die Mauer legen lassen, durch die bei Regenwetter ein ganzer Bach hinausfliesst. Im Grundriss, Tafel II, dürften sie, weil nicht antik, füglich fehlen.

kolorierten Tafel VII zum Bericht für 1898 folgende Schichten angegeben: Zu unterst eine dunkle Schicht von Mörtel, vermischt mit Erde, darüber eine dünnere weisse Mörtelschicht, dann eine dünne rote Brandschicht, darüber eine schwarze stärkere Brandschicht, dann Mörtelschutt, stellenweise nur 0,40, an andern Stellen bis 1,00 dick, dann Auffüllung infolge Zusammenbruchs der Mauern mit Rollsteinen, darüber eine bis 0,40 starke Humusschicht mit zahlreichen Ziegelplatten als Einlage. Der Bericht für 1899 gibt auf Blatt 5 im Masstab 1 : 25 ein Bild von der grossen Menge der hier liegenden Plättchen, die alle 0,34 – 0,36 ins Geviert messen. Bei der Ausräumung dieses Turmes im Jahre 1908 konnten wir die Richtigkeit der Angaben und der Masse feststellen. Nach meinem Tagebuch S. 187 lagen im Turminnern „ausserordentlich zahlreiche, ganz breiartige, rasch zerfallende Reste grösserer Hypokaustdeckplatten“ und auffallenderweise fand sich auch „auf dem estrichartig festgestampften Boden keine Spur von Hypokaustpfeilerchen oder Deckplatten“. In den zehn Jahren seit den ersten Schürfungen in diesem Turme hatte das eindringende Wasser offenbar vieles zerstört. Es war auch der Aushub ungewöhnlich feucht[1]). Notwendig ist es, hier zu erwähnen, dass in einem der vier Zeichnungsblätter, auf denen Corradi 1899 den Aufriss der ganzen Nordfront von Innen mit Angabe der horizontalen und vertikalen Masse aufgezeichnet hat, senkrecht zur südlichen Wand des Osteckturms eine Mauer von 0,70 Breite eingetragen ist, die 1,52 ins Kastellinnere hineinreicht. Von dieser Mauer war 1908 keine Spur mehr vorhanden. Ich schreibe, unter gleichzeitigem Hinweis auf Corradis Blatt NO-Seite (Innen) Nr. 2 folgende Stelle seines Tagebuches S. 9 hier aus: „3,30 von der östlichen Ecke zeigt sich 0,45 unter der Oberfläche ein Maueransatz von 0,70 (Breite), der unter einem rechten Winkel zur innern Turmmauer steht und eine Länge von 1,52 hat. Zunächst der Mauer ist er 0,45 hoch mit Fundamentverdickung. Bei 1,52 ist er nur noch Fundament, das auf dem gewachsenen Boden sitzt. Merkwürdig ist, dass die Turmmauer selbst keine Spur zeigt, dass dieser Mauerstumpf höher aufgeführt war. Der gepflasterte und betonierte Boden reicht bis 0,70 an diesen Mauerkopf.“ Wir begnügen uns hier mit der Feststellung dieser Tatsache, die erst bei der Besprechung unserer Ausgrabung des Südeckturms ins richtige Licht gerückt werden kann.

Fig. 10. Osteckturm, freigelegt 1908.

In den letzten Julitagen wurden im Kastellinnern an verschiedenen Stellen der Ostfront tiefe Probelöcher getrieben. Ein solches Probeloch beim Südturm enthielt laut Tagebuch S. 9 „Mauerschutt und Ziegel und Heizröhrenfragmente, Mörtel erster Periode.

[1]) Nach meinem Tagebuch S. 89 floss im Juli 1906 nach einem nur schwachen Gewitter noch zwei Tage später viel Wasser aus der nördlichen Turmecke heraus, so dass man fast hätte glauben können, es sei hier der Auslauf einer Wasserleitung oder Kanalisationsanlage.

Bei 17,80 (d. h. an der Mauerkante des Südeckturms, wie sich aus dem Aufriss SO-Seite (Innen) Blatt 4 ergibt) findet sich in der Tiefe von 2,80 (als Nullpunkt ist wieder, wie früher, Schwellenoberkant des Haupteinganges angenommen) die Oberkante der Fundamentverstärkung, die bei 3,60 auf einer 1,00 in den Aushubgraben vorspringenden alten Mauer ruht, die westlich zu laufen scheint. In dieser tiefen Partie fanden sich noch häufig Mörtelknollen erster Periode und vier Stück Wandbelag, roter Verputz mit weissem Auftrag und roter Lineatur.“ — Das ist alles zweifellos ganz richtig beobachtet und gezeichnet. Auch die Angabe, dass jene Mauer in einer Tiefe von 3,60 der ersten Periode angehöre, ist zweifellos richtig. Corradi konnte nicht ahnen, dass er damit auf eine Mauer der Villa rustica gestossen war, in deren Trümmer das Kastell gestellt worden war. Unrichtig ist bloss die Vermutung, dass diese alte Mauer nach Westen zu verlaufen scheine. Sie läuft der innern Seite der Kurtine parallel und ist offenbar die Fortsetzung der im Südeckturm von Süden nach Norden streichenden Mauer mit der Höhenkote 0,68 auf unserer Tafel II. Deutlicher auf Tafel III und Tafel IV Schnitt A—B, Horizontale 17,85—17,33. Da wir bei unserer Grabung 1907 von dieser Grabung Corradis nichts wussten, liessen wir in dieser Ecke nicht in die Tiefe graben, und darum fehlt in unserer Aufnahme dieses wichtige Mauerstück.

Corradi kehrte an die Nordfront zurück und räumte den Mittelturm aus. Zur Ergänzung der Mitteilungen über die Grabung von 1898 (oben S. 55) füge ich nach seinem Tagebuch S. 10 lediglich bei, dass er jetzt ebenfalls konstatierte, dass eine ganze Partie schon einmal ausgehoben war. Die nicht durchwühlte Partie zeigte „eine sehr starke Brandschicht, und es ist sogar die angrenzende gewachsene Erde rot verbrannt.“ Er fand darin zahlreiche „durch und durch verbrannte und sehr brüchige Tonplatten, während die an der Peripherie liegenden besser erhalten sind. Die Grösse ist ca. 0,23 × 0,23 (richtiger wohl 0,22 × 0,22). Gefunden wurde eine Topfscherbe und einige verbrannte Knochen.“

Am 26. Juli und den folgenden Tagen liess Corradi den Mittelturm der Westfront ausräumen, in dem ebenfalls schon früher gewühlt worden war. Im Tagebuch S. 12 weist er nach, dass im Turm ursprünglich ein Estrich lag. „Darauf hin weisen nicht nur die in den Ecken von 0,20 bis 0,40 vorspringenden Betonnasen. Selbst längs den Mauern setzen sie sich auf der Fundamentoberkante fort und zeigen, dass der Boden nach NW ein Gefälle von ca. 0,50 hatte[1]). In der westlichen Ecke ist eine eigentümliche Erhöhung, ob hier ein Postament gestanden?“ — Auf Blatt 6 ist als Breite dieser Erhöhung, ob Mauer oder festgestampfte Erde, ist nicht ersichtlich, 0,50 angegeben. Besonders wichtig scheint mir in diesem Blatte der Grundriss mit der Einzeichnung der Betonnasen, deren Stärke in den Ecken in Zahlen angegeben ist und auch nach dem Masstabe (1 : 50) 20—30 cm beträgt, während sie den Wänden entlang nur 10 cm stark sind. Zeichnung und Beschreibung sind klar; die ungeschickte Fassung „von 0,20—0,40 vorspringende Betonnasen“ statt „Betonnasen von 0,20—0,40“ (nämlich Breite) wird neben der

[1]) Wenn die eigentümliche Erhöhung in der westlichen Ecke, die nach dem Aufriss der Nordwestwand 0,25 hoch ist, aus festgestampfter Erde bestand, so könnte ihre Oberfläche den ursprünglichen Boden angeben, wie auch die punktierte Linie in Corradis Zeichnung andeutet. Dann würde sich die Senkung auf 0,25 reduzieren, und das wäre eine ganz rationelle Senkung, falls an dieser Wand des Turmes ein Senkloch angebracht war. Ich will hier erwähnen, dass ich in den Ecktürmen solche Senklöcher anbringen liess, damit sie nicht später einmal als römisch ausgegraben werden.

vorgefassten Meinung von den „zwei Bauperioden seit Entstehung des Kastells“ die Ursache sein, dass J. Heierli bei der Ausarbeitung seines Berichtes an zwei etwa 20 cm übereinander liegende Estrichböden dachte. Vgl. XLI. Bericht der Ant. Ges. S. 6: „Im Inneren des nordwestlichen Mittelturmes fanden sich in den Mauerwinkeln auch wieder zwei nur wenig voneinander entfernte Estrichböden, ein neuer Beweis, dass seit Entstehen des Kastells zwei Bauperioden anzunehmen sind.“ Etwas ausführlicher schreibt Heierli in seinem schriftlichen Bericht an den Vorstand der Schweiz. Gesellschaft für Erhaltung historischer Kunstdenkmäler: „Im Innern des nordwestlichen Mittelturmes in den Mauerwinkeln zwei nur wenig voneinander entfernte Estrichböden. Beweis, dass seit Entstehung des Kastells zwei Bauperioden anzunehmen sind. Wir haben es da nicht etwa mit kleinen Reparaturen zu tun, sondern mit baulichen Veränderungen in grossem Masstabe, da diese Spuren weit herum in gleicher Weise zu erkennen sind.“ Durch diese Behauptung wird aber der Beweis nicht geleistet. Ich habe mir bei den späteren Grabungen von 1906 an immer diese These von den zwei späteren, im ganzen also drei Bauperioden vor Augen gehalten, aber nie irgend eine Beobachtung machen können, die diese Behauptung gestützt hätte.

„Zwei Risse in der Südwand, die mit dem Kern der Einfassungsmauer korrespondieren“, veranlassten Corradi zu einer Grabung in die Tiefe, wobei er auch hier die bekannte Fundamenthöhe von 0,70—0,80 feststellte. Die beiden Risse in der Mauer waren entstanden, obgleich hier nicht auf den gewachsenen Boden fundamentiert war, sondern auf ein Steinbett, das bis 1 m Distanz von der Mauer in der Fundamentgrube angelegt war.

Am 31. Juli liess der Ausgräber Erde vom Kastellinnern hinausschaffen und daraus die N.O.-Böschung anlegen, ebenso am 17. August (Tagebuch S. 22). Diese Böschung darf also ebenso wenig als ursprünglich gelten, wie die der übrigen Seiten.

Am 8. August wurde der Nordeckturm noch ganz ausgeräumt; vgl. Tagebuch S. 17 f und Zeichnung Nr. 10 (Aufriss der Südwand mit dem Eingang 1:50). Sonst verwendete Corradi die ganze Zeit vom 1. August bis 8. September dazu, um mit seinen Arbeitern in der Richtung der Diagonalen vom Ost- zum West- und vom Nord- zum Südeckturm je einen Graben von 1 m Breite zu ziehen.

Vorher grub er noch einen Schlitz vom Mittelturm der Nordfront zu dem der Westfront, in der Hoffnung, die in F. Kellers Plan punktiert angegebenen Mauern zu schneiden und etwa auf eine Verlängerung der Plattenbelage A, B, C zu stossen. Er fand beim Nordmittelturm ausser Knochen, Zähnen, einem Kiefer, Nägeln, Ziegelscherben und modernem Messing (Pfeifenbeschläge; also doch wohl zum Teil moderne Aufschüttung) vor allem Terra sigillata, schwarzen Ton und roten, Falzziegelfragmente mit kleinem Falz (Tagebuch S. 13; Fundstellen eingetragen Zeichnung 7). Resultat: im ganzen Graben von Mauern keine Spur, dagegen Funde: Wandbelag, zum Teil angebrannt, Bruchstücke einer Amphore. Demnach dürfte die Vermutung erlaubt sein, dass die von Bosshard punktiert eingezeichneten, von den Gebrüdern Vontobel angeblich geschnittenen Mauern vielmehr bloss die Richtung der von ihnen gezogenen Versuchsgräben angeben, wenn auch die Masse nicht völlig stimmen (Zeichnung 7). Dass sich der gewachsene Boden an mehreren Stellen treppenartig senkt, wird damit zusammenhängen, dass der Hügel mit Reben bepflanzt war und dass überhaupt vor der Planierung ein stärkeres Gefälle gegen SW vorhanden war.

Der am 5. August in Angriff genommene Diagonalgraben NS in einer Länge von 69,25 führte bei Punkt 20,00 vom Nordturm aus auf eine Vertiefung, westlich 0,70, östlich 0,50 tief,

in der Mauersteine, Ziegelscherben „Brand“, ein Stück Glas von einem Gefäss (grünblau) lagen. Eine ähnliche Vertiefung bei 23,50—26,10 zeigte bei Punkt 23,50 eine Tiefe von 1,20, bei 26,10 nur 0,70. Die Ostwand dieser Vertiefung ist 0,70, die Westwand 0,90 tief; also ursprünglich eine starke Senkung des Naturbodens nach Westen. Auch in dieser Vertiefung eine Brandschicht direkt auf dem Naturboden, Mauerschutt, behauene Sandsteinblöcke, Ziegelscherben, ein Profilstück von gebranntem gelbem Ton und ein grosser Eisennagel; zwischen diesen beiden Partien bei 0,40 Tiefe Scherben von schwarzem Geschirr, Knochen, ein Schweinskiefer und ein römischer Schlüssel (S. 15). Am 5. August ist der Graben fertig. Humusschicht ungleichförmig, weil eben zur Zeit der Bebauung des Bodens viel Material ins Kastellinnere hineingeführt wurde. Sie variiert zwischen 0,25—0,35, nimmt aber gegen Süden von Punkt 42,80 an an Mächtigkeit rasch zu, von 0,35 auf 0,60, 0,73, 1,37, 1,45. Bei Punkt 59, 70 eine von W nach O laufende „Steinmahd“ und bei 60,20 eine zweite [1]). Bei 63,80 beträgt die Tiefe 1,50. Als Funde sind aus dieser letzten Partie notiert (S. 16 und Blatt 8) Knochen, Horn, Ziegelfragmente, Mörtelknollen, Bodenplatten mit einem schräg gestellten Z.

Corradi konstatierte fast überall auf dem Naturboden eine Schicht von feinem Kies (Gartenkies) mit Erde, 0,02—0,05, hier und da aber auch 0,10—0,20 stark. Beim Kreuzungspunkt der NS-Diagonale mit dem Versuchsgraben zwischen den Mitteltürmen der Nord- und Westfront grub er am 18. August (s. Tagebuch S. 18) noch fast einen Meter tiefer und konnte dabei feststellen, dass die stahlharte, graue Masse, die er als den gewachsenen Boden bezeichnet, unverändert weiter hinunterreicht. Nach der Aussage der Einwohner von Irgenhausen wird in der Tat auch im Boden unterhalb des Burghügels diese weissgraue, mit einer rotgelben abwechselnde, sandig-lehmige Masse als der Naturboden betrachtet (s. Zeichnung Nr. 9).

Es ist nicht nötig, das Nivellement des NS-Diagonalgrabens wiederzugeben (vgl. Tagebuch S. 16, dazu Blatt 8 und die Profile in Zeichnung Nr. 9, Blatt 1 und 2). Die grösste Tiefe wurde natürlich gegen den Südeckturm erreicht, bis 2,74 unter dem Nullpunkt (Schwellenoberkant des Haupteinganges). Man war aber noch 6,40 vom Eingang zum Südeckturm entfernt, weil dort noch der Aushub der vorjährigen Grabung lag; daher die Differenz von 0,88 gegenüber der im letzten Jahr erreichten Tiefe von 3,60 (siehe oben S. 64).

Bei noch tieferem Graben im Nordeckturm fand man am 8. August Tuff, Hirschhornfragmente, Knochen, Zähne, Topfscherben und „ord. Rot und terra sigillata, gerippt und ein Fragment eines Steinbeiles“ (S. 17). Vom folgenden Tage notiert er, dass der Plattenbelag neben dem Eingang (B) „auf einer roten Tonschichte von 0,25 lag, die mit etwas Kies vermischt war“, während darüber eine Humusschicht von 0,28 lag, darunter der Naturboden. Die Fundgegenstände lagen alle im Humus.

In der Ecke stiess er auf eine 0,60 breite Mauer, in unserer Tafel II die weisse Mauer mit Höhenkote 5,83, wo die Mauer so eingetragen ist, wie sie jetzt nach der Konservierung aussieht. Bei der Freilegung stand sie an ihrem nördlichen Ende 0,30, am südlichen 0,45 vom Turme ab. „Der 0,35 tiefe Zwischenraum ist vollständig mit der Mauerverdickung (Fundamentanlauf) ausgefüllt. Diese Verdickung geht längs der Südwestseite des Turmes in einer Stärke von 0,20—0,40 und steigt

[1]) Solche „Steinmahden“, ganze Nester voll Rollsteine, schnitten wir noch wiederholt im Kastellinnern. Sie rühren sämtlich von früheren Schürfungen her, nach denen das grobe Material jeweilen in die Sohle der ausgehobenen Grube geworfen wurde.

dann an der Ecke in einem Bogen von —0,35 bis zu 1,00 der Einfassungsmauer auf —0,04. Es lag somit der Turmeingang auf einer Höhe von 1,15 über Fundamentoberkant resp. +0,80".

Im WO-Diagonalgraben (Situation bei Corradi Blatt 13 und 11 (1:100), Profile (1:50), zwei Blättchen) kamen vom Kreuzungspunkt mit dem NS-Graben bis zum Ostturm verbrannte Tuffsteine, Knochen und „verschiedene Eisensachen" zum Vorschein, besonders im östlichen Teil, wo sich der Graben gegen die NO-Mauer senkt.

Längs der Gebäudemauer (der Längsmauer der westlichen Innenbauten) 0,70 unter Maueroberkant eine Brandschicht (0,20) auf roter, lehmiger Erde. Im Aushub, der aus Mauerschutt und Rollsteinen bestand, „Mörtel erster Periode und ein Stück desselben, das beidseitig glatt bearbeitet ist, etwa zweiter Bodenbelag?" (S. 19, natürlich Wandbelag).

Bei Punkt 48,00 von der Westecke aus ist „eine Pflästerung 1,10 breit, die nach dem Haupteingang zu führen scheint, also die gleiche Breite, wie in der Westecke" (S. 19). Hier ist die Frage erlaubt, ob das nicht einfach eine der vielen Steinmahden ist, von denen das Kastell geradezu wimmelt. In der Westecke wurde nämlich notiert: „0,80 von der Einfassungsmauer (der Westfront) parallel mit derselben ein 1,10 breiter Streifen feste Masse, ob Platten oder Beton, konnte ich noch nicht untersuchen." Da sich das Terrain, wie schon öfter erwähnt, gegen die Südfront stark senkte, wurde hier zur Planierung zu verschiedenen Malen Auffüllmaterial zugeführt. Corradi konstatiert gegen die Westecke folgende Schichten von oben her (vgl. auch den kolorierten Aufriss auf Blatt 12) zirka 0,50 Humus, zum Teil mit Rollsteinen (Mauerabbruch), zirka 0,50 Mauerschutt mit Rollsteinen, Brandspuren und Humus, 0,35 Humus mit Scherben, Brand, 0,60—0,88 lehmartiges Auffüllmaterial mit Mörtelknollen, Scherben etc. verbrannt, 0,20—0,30 dritte Humusschicht mit Heizröhren etc., Brand. Das Tagebuch sagt noch: „Die Auffüllung sowohl, wie der dritte Humus enthalten Ziegelscherben, Mörtel und kleine Fragmente von Heizröhren." Das heisst doch klar und deutlich, dass auf dem Naturboden ausser einer Humusschicht die antike Trümmerschicht, die allein Einschlüsse enthielt, lag, und dass darüber in dieser Ecke eine zweimalige Zufüllung, doch wohl in neuerer Zeit, aus dem im Kastellinnern herumliegenden Material ohne Einschlüsse stattfand. Wie man ohne vorgefasste Meinung aus solchem Tatbestand „deutlich die zwei Bauperioden" (Corradi S. 20) herauslesen kann, ist mir unerfindlich.

Zu meiner Auffassung stimmt auch die weitere Angabe, dass gegen den Westeckturm etwa 0,50 südlich vom Mauerschlitz der Westfront, 0,65 über der dritten Humusschicht, also in der alten Auffüllung und Trümmerschicht, die Oberkante eines Sandsteinblockes (gespitzt) zum Vorschein kam, dessen Dimensionen, 1,10 l., 0,40 br., 0,30 d., sich aus Blatt 12 ergeben. „Der Zwischenraum zwischen der inneren Kante (dieses Blockes, den sich der Ausgräber als in situ gefunden denkt, 2,10 von der Westfront, 0,77 von der Turmwand) bis 0,30—0,40 an die Mauer ist mit einem festgestampften Belag von feinem Kies und Humus zirka 0,10 hoch ausgefüllt." Der Ausgräber denkt sich, doch wohl kaum richtig, diesen gespitzten Sandsteinblock als „Randstein für das Trottoir"; doch vgl. auch 41. Ber. d. Ant. Ges. S. 6: „Beim Freilegen der Umfassungsmauern stiess man in der Nähe des zwischen NW-Mittelturm und Westturm befindlichen Mauerschlitzes in der Tiefe von 1,3 m auf eine Art Trottoir, also wäre ein galerieartiger Umgang von etwa $2^1/_2$ m Breite vorhanden gewesen." Beim Westeckturm fand ein Arbeiter am 16. August ein Fragment des Fusses einer Halbsäule. Leider fehlen Grössenangaben; das Profil (Tagebuch S. 22) zeigt einen Wulst und zwei Einkerbungen.

Meine Auffassung wird schliesslich auch bestätigt durch das Profil des WO-Grabens, Zeichnung 12 mit den Massangaben Tagebuch S. 21. Ich notiere daraus folgende Zahlen:

Horizontaldistanz v. W-Eckturm	I. Humus	Auffüllung	II. Humus
4,00	1,20	0,70	0,10
6,00	1,20	0,40	0,20

Die Ausfüllung spitzt sich bis 10,00 aus, so dass wir von da an nur noch Humus haben.

10,00	1,40
12,00	0,95
14,00	0,90
16,00	0,72
18,00	0,60
20,00	0,55

Die Wiedergabe des ganzen Nivellements ist überflüssig. Dass zur Zeit der Anlage des Kastelles schon ein möglichst horizontales Niveau erstrebt wurde, beweist der Fundamentabsatz der Westfront. Dieser befindet sich auf der ganzen Strecke in derselben Höhe. Damals wurde auch der Plattenbelag A (siehe oben S. 63) aus irgend einem Grunde angelegt, während Corradi wieder falsch schliesst: „Es fällt also auch der Plattenbelag A in eine viel jüngere Periode“ (Tagebuch S. 21).

Am 16. und 17. August stiess man im NS-Diagonalgraben bei Punkt 23,50 von Norden her auf eine immer stärker werdende Brandschicht, der man Tags darauf auch bei Punkt 20,00 begegnete. Die gewachsene Erde senkte sich immer mehr. Der Ausgräber, der mit den Mauern, Mäuerchen und Senkungen vorläufig nichts anzufangen wusste, hatte die südliche Seite der Innenbaute im nördlichen Viertel (siehe Tafel II) bei den Höhenkoten 5,72, 5,72, 5,59 geschnitten. Das Nähere verspare ich auf die Beschreibung in Kapitel III.

Vom 21. August an wurde der Schutt aus den Innenbauten mit Apsis ausgehoben. Das Terrain neigt sich leicht gegen das Gebäude. „Die Mauern, d. h. Fundamente des Gebäudes stehen 0,10—0,20 über dem Aushub. Wir haben also nur noch die Reste des Fundamentes, das auf der gewachsenen Erde steht und früher in derselben stand. Funde: etwas Eisen, Knochen, gesägt und verbrannt“ (Tagebuch S. 22). Dann kehrte Corradi wieder zum NS-Graben zurück und verfolgte von der Strecke 20,00 bis 23,50 die Innenbauten noch weiter nach Südwesten bis zum 6. September. Hierüber wird ebenfalls später im Zusammenhang berichtet werden.

Damit schloss diese namentlich wegen der Freilegung der sogen. Innenbaute im Nordviertel wichtige Kampagne. Es ist fast merkwürdig, dass die Erklärung dieser Innenbaute nicht gefunden wurde, um so mehr, als J. Heierli in seinem Berichte (41. Ber. der Ant. Ges. S. 6) ausdrücklich an die bereits von F. Keller konstatierte zur Erklärung führende Tatsache erinnerte: „Ausserdem jedoch muss vor Errichtung des befestigten Platzes auf dem Hügel ein Gebäude schon existiert haben.“ Aber hiefür werden nicht diejenigen Belege zitiert, die diese Grabung im Kastellinnern massenhaft an die Hand gab, sondern nach F. Keller wird gesagt. „Denn in der Kastellmauer eingeschlossen wurden Leistenziegel, Ziegelmörtelstücke, Tuffsteine mit altem Mörtelbelag gefunden; auch im Schutte lassen sich von dieser ältesten Bauperiode, besonders in der Südostecke des Kastellhofes, Reste von Terra sigillata, von Amphoren, Leisten- und Hohlziegelstücke, Ziegelmörtelfragmente usw. nicht selten nachweisen.“ Der Bericht schliesst mit der nicht ganz zutreffenden Bemerkung: „Eigentliche Fundstücke waren auch in diesem Jahre spärlich, neben Tonscherben Knochen, Glasstücke, einige Eisensachen und Bronzefragmente, mehrere profilierte Sandsteinstücke, ein Säulenfuss, Säulenschaftteile,

die dem Schutte entnommen wurden.“ Wie man sieht, sind die vielen Stücke bemalten Wandstuckes, von denen in Kap. III bei Besprechung der Innenbauten die Rede sein wird, hier gar nicht erwähnt, da ihre Bedeutung damals noch nicht erkannt wurde.

Als Aufgabe für 1900 wurde aufgestellt: „Für das Jahr 1900 wird es sich um Weiterführung der Ausgrabungen und gleichzeitig um Konservierungsarbeiten, die zu beginnen sind, handeln; ebenso muss viel Material von Erde und Schutt, das den Platz beengt, entfernt werden. Dann wird es eine Aufgabe sein, auf der Südwestseite, wo zur Zeit noch die Eigentumsgrenze über die Kastellmauer läuft, Terrain anzukaufen, so dass der Südturm und der noch niemals ausgegrabene Westturm in die Ausgrabungsarbeiten hereingezogen werden können. Interessant wäre es auch, beim Eingangsturm an der Südostseite, wo zur Zeit die Eigentumsgrenze wenige Dezimeter von der Umfassungsmauer entfernt liegt, den Zugang — möglicherweise eine Treppe — zum Haupteingange untersuchen und die Verbindung mit der römischen Strasse feststellen zu können“.

Über die ausgeführten Arbeiten berichtete J. Heierli an den Vorstand der Schweiz. Gesellschaft für Erhaltung histor. Kunstdenkmäler am 15. Dezember 1900 (3 S. 4° mit 3 Photographien 11 × 13); vgl. auch 42. Bericht d. Antiquar. Gesellsch. S. 5 f.

Die Grabungen bestanden lediglich in kleineren Schürfungen zwischen Ost-, Nord- und Westturm und im sogen. Kellerraum, der S. 70 erwähnten Innenbaute des Nordviertels. Die Hauptaufmerksamkeit wurde nun der Konservierung des Ausgegrabenen zugewendet. Hierüber heisst es im gedruckten Berichte, (S. 5 f.):

Zunächst galt es, im Mittelturm der Nordwestseite, wo ein Stück der westlichen Turmmauer abgesunken war, weiterer Zerstörung Einhalt zu tun: Der abgesunkene Mauerklotz wurde untermauert und die Risse mit Zement ausgestrichen. Da die äussern Kanten am Mauerwerk dieses Turmes sehr defekt waren, mussten sie fixiert werden. Die Mauer bis zum nördlichen Eckturm ist noch sehr fest und verlangt vorläufig keine Sicherungsarbeiten. Schlimmer stand es mit dem Nordturm, der immer mehr dem Zerfall entgegen ging. Wir entfernten die losen Steine und reparierten die schadhaften Stellen bis über Mannshöhe, so dass auch hier das Notwendigste getan ist. Die Mauern wurden mit sogen. Rasenziegeln bedeckt und haben nun zwei Winter gut überdauert.

Die Nordseite des Kastells bedurfte der Konservierung am dringendsten. Beim Mittelturm befand sich die Ausbruchstelle, welche Steine hatte liefern müssen zu einem Hausbau. Sie wurde wieder ausgefüllt. Die Kanten des Mittelturms hatten ebenfalls Not gelitten, wurden deshalb fixiert und die gefährdeten Stellen ausgebessert. Da der Ostturm an seiner Aussenseite ganz defekt geworden, wurde er wenigstens einigermassen geschützt; aber hier wie beim Nordturm kann die Arbeit nicht als abgeschlossen betrachtet werden und wird es unsere Aufgabe sein, hier weiter und gründlicher zu konservieren. Auch die übrigen Teile der Kastellmauern, besonders diejenigen der Kellergelasse und der an die Westfront sich anlehnenden Innenbauten, bedürfen noch der Sicherung.

Im Jahre 1901 konnte nur wenig gearbeitet werden (Gesamtausgabe nur Fr. 161.—). Als Grund ist im 42. Bericht d. Antiq. Ges. S. 6 angegeben: „Leider gelang es uns nicht, die Westseite des Kastells käuflich zu erwerben, ebenso wenig das Stück Land vor dem Osteingang, da ganz exorbitante Preise verlangt wurden. Wir werden uns darauf beschränken müssen, unser jetziges Eigentum auszubauen und im Jahre 1902 mit den Konservierungsarbeiten, die wegen der Kaufsverhandlungen etwas ins Stocken geraten sind, wieder fortzufahren. Hoffen wir, dass die Bewohner

der Umgegend nach und nach einsehen lernen, welchen Attraktionspunkt das Römerkastell Irgenhausen bildet, der wohl verdient, auch von seinen Nachbarn mit Interesse betrachtet zu werden."

Über die Arbeiten des Jahres 1902 liegt ein Bericht von J. Heierli an den Vorstand der Schweiz. Gesellschaft für Erhaltung historischer Kunstdenkmäler vom 27. Dez. 1902 vor (3 S. 4°; vgl. auch den Jahresbericht dieser Gesellschaft für 1902, erstattet von Prof. Dr. J. Zemp, S. 12), der leider sehr zum Nachteil des Unternehmens 1903 von Adolf Meinecke, Oberst und Instruktionsoffizier des Genie, der die Arbeiten von da an leitete, zu wenig oder gar nicht beachtet wurde.

Hauptaufgabe des Jahres 1902 war die Konservierung der Umfassungsmauern, deren Kanten schwer gelitten hatten und von denen stellenweise nur der Mauerkern erhalten war, während die Verkleidung fehlte. „Geichzeitig wurden auch die Innenbauten der Westseite, da dort die Mauern bis auf die Fundamente verschwunden waren, konserviert bzw. aufgebaut." Das letztere war eine unerlaubte Renovation, da jeder Anhalt dafür fehlte, wie hoch diese Mauern, die möglicherweise einst nur Holzbauten als Unterlage dienten, ursprünglich gewesen waren (s. oben S. 70).

Über die Methode der Konservierung war in der „Subkommission für römische Forschungen" der Schweiz. Ges. f. Erhaltung histor. Kunstdenkmäler Beratung gepflogen worden, und so wurde nun das Verfahren angewendet, das zuerst bei der *Poste de l'Est* in Avenches und bei den Konservierungsarbeiten im Schloss Chillon durchgeführt worden war. „Das feste Mauerwerk, das noch vorhanden war, wurde mit rotem Mörtel übergossen, um eventuell späteren Untersuchungen ein sicheres Mittel an die Hand zu geben, Altes und Neues genau unterscheiden zu können. Die sichtbaren Grenzen zwischen dem alten Mauerwerk und dem neuen wurden durch Ziegelstücke markiert, so dass der Besucher der Ruine sofort sieht, wie weit Original und Konservierung reichen. Die Mauern wurden auf überall gleiche Höhe gebracht", weil bei ungleicher Höhe das Wasser immer zerstörend wirkt. Als Bindemittel im Innern der Mauern wurde Kalkmörtel, aussen reiner Portlandzement verwendet, um dem Ganzen einen möglichst hohen Grad von Widerstandsfähigkeit zu verleihen. Die Mauerkrone wurde auch hier schon, wie seither immer, mit einem 8—10 cm starken Zementguss überzogen, auf den Rasenziegel gelegt wurden, ein Verfahren, das sich bisher gut bewährt hat.

Auf diese Weise wurde die Westfront konserviert, hierbei der Boden im Mittelturm ausgeebnet und mit einem Senkloch versehen, die südliche Kurtine so hoch geführt, als der Deckstein zum dortigen Mauerschlitz gelegen hatte (s. oben S. 55), die nördliche so hoch, als dort der Mauerkern erhalten war. So erhielt die Westfront annähernd das Aussehen, das ihr nach den unten zu erwähnenden Arbeiten des Jahres 1907 dann wieder gegeben wurde, s. Fig. 11.

Beim Reinigen der Mauer zwischen Mittelturm und Nordeckturm kamen „6 in gleicher Höhe liegende röhrenartige Durchlässe in der Mauer, je ca. 1 m voneinander entfernt und parallel verlaufend", zum Vorscheine. Um diese nur noch fragmentarisch vorhandenen Röhren zu konservieren, wurde hier die Mauer etwas höher geführt. Diese Angaben lassen sich aus dem unten zu erwähnenden Notizbuch Meineckes dahin präzisieren, dass diese sogen. Röhren vielmehr um ein Rundholz gemauerte Öffnungen von 7 cm lichter Weite waren, die 1,3 m über Fundamentoberkant und 30 cm unter der Mauerkrone in einer Entfernung von je 1,25 m durch die Mauer hindurch gingen.

Im Jahre 1902 wurden „auch die Innenbauten zum Teil konserviert, und besonders die mit kleinen Apsiden versehenen Mauerstücke erscheinen jetzt gesichert bis 50 cm Höhe", d. h. sie wurden bis auf diese Höhe aufgemauert, ein Verfahren, zu dem der Zustand dieser Mäuerchen bei der Ausgrabung (s. oben S. 70) nicht berechtigte.

Die Untersuchung des Vorterrains vor der Westfront ergab 1902 als Distanz vom damaligen Boden bis Fundamentoberkant 50 cm, von dort bis zur untern Grenze des Fundaments 80 cm. Es war also hier offenbar im Laufe der Zeit viel Material weggeführt worden, da die Oberkante des Fundamentes sicher ursprünglich zugedeckt war. Zu welchen verhängnisvollen Irrtümern das Freiliegen dieses 8—10 cm breiten Fundamentabsatzes im folgenden Jahre Veranlassung bot, werden wir gleich hören. Dem im Bericht für 1902 erwähnten „ca. 2 m breiten, sehr dicken Steinbett, das

Fig. 11. Südlicher Teil der Westfront von innen nach der Renovation (1907).

vor der Mauer lag", stehe ich durchaus skeptisch gegenüber, da unsere späteren Grabungen und Planierungsarbeiten vor der Westfront uns lediglich auf fast unerschöpfliche Trümmerhaufen führten, die uns das Material zu den Konservierungsarbeiten lieferten, aber nirgends auf ein regelrechtes, künstlich angelegtes Steinbett.

Bei den Grabungen dieses Jahres hatten laut Vereinbarung am 29. Dez. 1902, wie dann auch noch am 5. März 1903, Mitglieder des Antiquarischen Vereins „Lora" in Pfäffikon mitgeholfen, wobei der unter Anhang II gegen Ende erwähnte 10 cm hohe Fuss einer bronzenen Schale gefunden wurde.

„Das Jahr 1903 bezeichnet“, wie Prof. J. Zemp im Jahresbericht der Schweiz. Gesellschaft für Erhaltung historischer Kunstdenkmäler für 1903, S. 12 sagt, „eine merkwürdige Etappe in der Behandlung dieses Objektes. Was vorher in kleineren Abschnitten während mehrerer Jahre weitergeführt wurde, nahm dieses Mal ein unerwartet rasches Tempo an, so dass gegen Ende des Jahres 1903 die Arbeit als in der Hauptsache bewältigt gelten konnte“ [1]). Die letztere Annahme erwies sich als zu optimistisch; das rasche Tempo aber, mit dem der neue Leiter der Ausgrabungen die Arbeit förderte, führte leider zu schweren Irrtümern bei der Konservierung bezw. Renovation des Kastells. Die Schonung, die wir Verstorbenen schulden, darf uns nicht hindern, hier die volle Wahrheit zu sagen, die begangenen Fehler offen als solche zu bezeichnen und das Richtige dokumentarisch nachzuweisen, damit wir uns nicht dem Vorwurf des blossen Besserwissenwollens aussetzen.

Nachdem von den Mitgliedern der 1898 gebildeten Subkommission für Irgenhausen Dr. H. Zeller-Werdmüller gestorben, Dr. J. Heierli zurückgetreten war, blieb nur Prof. A. Schneider übrig, dem, wie er in seinem Berichte sagt, „glücklicherweise in Genieoberst Ad. Meinecke eine vorzügliche Kraft zur Seite stand, die sich um so tüchtiger erwies, da er die Arbeiten der Limes-Kommission studiert hatte und nun in der Lage war, die Ergebnisse ihrer Publikationen für unsere Arbeiten nutzbar zu machen“.

In diesem Berichte heisst es weiter [2]): „Vor allem wurde die Westfront, welche nicht richtig wiederhergestellt worden war, in richtigen Stand gestellt. Die Westfront war nämlich in der Dicke des Fundaments bis zu einer gewissen Höhe aufgeführt worden, während doch klar war, dass sie sich nach oben in irgend einer Weise verjüngen musste, wie dies auch bei den Limeskastellen der Fall ist. Und in der Tat liessen sich auch bei genauerer Untersuchung Absätze in der Mauer konstatieren. Es musste daher die Mauer wieder bis zu einer gewissen Tiefe abgeschrotet werden und zwar in verschiedenen Massen, entsprechend den ursprünglichen Abstufungen. Ausserdem war diese ganze Front durchgehend auf die nämliche Höhe gebracht worden, so dass sie aussah, wie eine noch nicht fertig gebaute Mauer. Statt dessen wurde nun eine gebrochene Linie hergestellt, die das Bild der Ruine, wie es ungefähr vorher gewesen war, nur in etwas grösserer Höhe und darum anschaulicher wieder bietet.

Die im Innern des Kastells aufgehäuft gewesene Erde wurde, soweit sie nicht zur Ausfüllung der Gräben notwendig war, inwendig an die Mauer ungefähr auf die sogen. Kommandementshöhe angeschüttet, so dass der Besucher sich ein deutliches Bild von der Verteidigung der Festung gegen den Sturm der Feinde machen kann. Zur Ergänzung dieses Bildes dürfte freilich noch der

---

[1]) Über die Arbeiten des Jahres 1903 liegen folgende Schriftstücke vor:

1. Bericht an die Antiq. Gesellsch. in Zürich und die Schweiz. Gesellsch. für Erhaltung histor. Kunstdenkm. von Prof. A. Schneider (dat. 13. Nov. 1903), 5 S. 4°.

2. „Ursachen der Überschreitung des Budgets für das Kastell Irgenhausen“ von Oberst Ad. Meinecke (dat. 18. Okt. 1903), 3 S. fol.

3. XLIII. Bericht über die Verrichtungen der Antiquar. Gesellsch. in Zürich in den Jahren 1902 und 1903 S. 5—6.

4. Schweiz. Gesellsch. für Erhaltung histor. Kunstdenkmäler, Jahresbericht für 1903, erstattet von Prof. Dr. J. Zemp, S. 12.

[2]) Ich gebe die Berichte von A. Schneider und A. Meinecke unverändert wieder. Ich habe nur einige unwesentliche Auslassungen und die Benennung der Fronten nach der von mir eingeführten Bezeichnung (s. oben S. 43, Anm. 1) vorgenommen.

Graben vor der Mauer wiederhergestellt und die Bekrönung derselben, hinter welcher die Krieger sich deckten, noch aufgeführt werden; indessen konnte dies ohne Schaden noch aufgeschoben werden. Immerhin wurden die Seitenpförtchen, *porta dextra* und *sinistra,* aus denen, wenn der Feind bis in den Kastellgraben gedrungen war, der umfassende Ausfall zu geschehen pflegte, blossgelegt, so dass der Besucher sich auch dieses Manöver klar vorstellen kann."

Der Bericht erwähnt dann noch „die Ausgrabung des Baderaumes, der sich auch in den Limeskastellen findet, und der Kellerräumlichkeiten" und bezeichnet als künftige Aufgabe, „in der Mitte des Kastells im Schnittpunkt von Decumana und Cardo, wo das *groma* aufzustellen war, nachzugraben, da vermutlich dort der Brunnen gegraben war [1]), vielleicht auch Spuren des Braetorium zu finden sind".

Weil man nicht riskieren wollte, „nur mangelhafte und unhaltbare Arbeit zu tun, wurden statt der budgetierten Fr. 1000.— über Fr. 4000.— ausgegeben"; dafür wurde aber, „wie mit gutem Gewissen gesagt werden darf, in Irgenhausen die Arbeit für zwei Jahre getan, und wer den jetzigen Stand des Kastells gesehen hat, wird bezeugen müssen, dass es sich ganz anders als vorher, nicht nur malerischer, sondern auch instruktiver darstellt".

Aus dem handschriftlichen Berichte Meineckes (s. S. 74, Anm. 1 Nr. 2) sei zur Ergänzung hinzugefügt, dass der in der Mitte des Kastellinnern aufgehäufte Aushub „seine rationelle Verwendung als Wall längs den Ringmauern der vier Kastell-Fronten (im Innern) fand", dass das Profil der Ringmauer der Westfront infolge der Wiederherstellung des Jahres 1902 „leider in seiner ganzen Höhe konstant 2 m dick war, anstatt von dem 2 m starken Fundament aus sich stufenweise nach oben zu verjüngen, wie es noch deutlich auf der Nordfront zu sehen ist". „Die runden Wasserabzugsöffnungen auf dem Wallgang und die rechteckigen Mauerschlitze unter diesen waren ebenfalls unrichtig ausgeführt und mussten daher ihrem Zwecke entsprechend wieder erstellt werden."

Eine Übersicht über die sämtlichen 1903 unter der Leitung Meineckes ausgeführten Arbeiten gibt sein Bericht vom 23. Oktober 1903, den ich aus dem 43. Bericht der Antiquarischen Gesellschaft S. 5 f. unverändert wiedergebe.

„Nachdem bis 1901 die Umfassung und stellenweise auch das Innere des Kastells freigelegt, sodann 1902 die Westfront wieder aufgemauert worden war, handelte es sich anno 1903 hauptsächlich darum, alle diese Arbeiten zweckmässig zu ergänzen und zu erhalten. Demzufolge wurde mit der Westfront begonnen, um dann später mit der Nordfront ähnlich weiter zu fahren, da die Ostfront dem Zerfall weniger ausgesetzt sein wird und die Südfront überhaupt noch nicht ganz erworben ist.

Im Innern des Kastells waren die vielen schief angelegten Gräben, sowie ein grosser 2,50 m hoch aufgeworfener Erdhügel anfänglich der Kommunikation der Arbeiter sehr hinderlich; die Gräben reichten ohnehin nicht bis auf die Brandschicht der älteren Kastell-Anlage und wurden daher sofort eingeebnet und nachher der Erdhügel regelrecht als Wall hinter der Nordfront angeschüttet. Überschüssige Erde und Steine kamen in umittelbare Nähe ihres zukünftigen Bestimmungsortes — nämlich hinter die Ringmauern der andern Kastellfronten.

Die Ringmauer der Westfront mit einem Zwischenturm und einem Eckturm wurde genau nach dem Typus der teilweise noch erhaltenen Nordfront wieder hergestellt und zugleich die

[1]) Hierüber s. oben S. 47.

Fundamente des älteren Eckturmes ausgegraben und ergänzt. Die bei der Porta sinistra befindliche Bad-Anlage wurde der besseren Übersicht wegen wieder gehörig ausgeräumt; ferner mussten (obgleich im diesjährigen Programme nicht vorgesehen) das Reduit in der Ecke zwischen West- und Südfront, sowie der Keller eines ehemaligen Wohngebäudes südlich der Westfront wieder aufgemauert werden, um diese beiden für uns wichtigen Objekte vor ihrem gänzlichen Zerfalle zu schützen. Hiebei verwendete man die in früheren Jahren überall im Innern und ausserhalb des Kastells abgelagerten Feldsteine wieder zum sog. Mauerwerk mit Ährenverband (opus spicatum) und bereitete den Mörtel aus Zement, hydraulischem Kalk und rein gewaschenem Seesand, da in Pfäffikon nur unsauberer Grubensand erhältlich ist.

Ähnlich wie im Innern des Kastells wieder freie Kommunikation hergestellt wurde, so musste dies notwendigerweise auch nach aussen geschehen, was nun die nachstehenden Arbeiten erforderte: Ausbesserung des für unsere vielen Transporte benutzten Fahrweges, welcher durch anhaltenden Regen und vernachlässigten Unterhalt beinahe ungangbar geworden war; Anlage eines bequemen Fussweges auf der gleichzeitig regulierten Berme (am Fusse der Ringmauer) versehen mit Rampen und Treppe; Planierung der ausserhalb abgelagerten Steinwälle längs der Kastell-Grenze. Die letztgenannten Arbeiten waren zwar auch nicht im diesjährigen Programme vorgesehen, erwiesen sich aber schon wegen der guten Nachbarschaft als äusserst notwendig. Ebenfalls nicht vorgesehen waren ferner die Reparatur und der Verschluss des bisher offen gebliebenen Rebhäuschens; es diente als Magazin für unsere Werkzeuge und Geräte und wurde daran eine Avis-Tafel zum Schutze der Ruine angebracht.

Als nennenswerter Fund kam im Hofe des Reduit an der Südfront, dicht hinter der dortigen Ringmauer, ein in drei Stücke zerbrochener Mühlstein auf der Brandschicht des ältern Kastells zum Vorschein. Leider zeigt keines der übrigen Fundstücke (wie z. B. Ziegel und Backsteine) ein römisches Legionszeichen oder sonst eine Aufschluss gebende Schrift. Noch in den letzten Arbeitstagen fand man direkt unter dem beseitigten grossen Erdhügel in der Mitte des Kastells sehr viele grössere Feldsteine mit Mörtel, welche wahrscheinlich noch einer innern Kastell-Baute angehören. Jene Stelle wurde aber nicht weiter untersucht, weil sie eben schon ausser dem Rahmen des diesjährigen Programmes lag, und sollte daher bei spätern Ausgrabungen um so mehr berücksichtigt werden, als sich dort mutmasslich das Prätorium oder eine Brunnen-Anlage befand und bis jetzt noch nichts von einer Wasserversorgung entdeckt wurde.

Im allgemeinen waren alle diesjährigen Anordnungen stets so getroffen, dass bisherige Übelstände jetzt möglichst gehoben sind und gleichzeitig auch künftigen Bauten im Kastell schon ganz bedeutend vorgearbeitet ist. Dieses Vorgehen hat denn auch bei der dortigen Bevölkerung bereits eine gewisse Anerkennung gefunden, was ja für die Erhaltung von Ruinen immer sehr wünschbar bleibt, weil sie eben der öffentlichen Sicherheit anvertraut werden müssen."

Obschon noch eine Reihe von Arbeiten auszuführen waren, gedachte man vorläufig nicht weiterzuarbeiten, bis durch die alljährlichen, nur je 500 Franken betragenden eidgenössischen Subventionen die erheblichen Vorschüsse der Antiquarischen Gesellschaft ausgeglichen sein würden. So ruhten die Arbeiten im Jahre 1904 ganz und beschränkten sich 1905 „hauptsächlich auf Planierungsarbeiten an der West- und Nordfront, wobei das überschüssige Material zur Ergänzung der alten Erdprofile Verwendung finden konnte. Der Fahrweg wurde längs der ganzen Nordfront weitergeführt, der gegen den Nordeckturm führende Fussweg auf richtige Weise über die Mauer

ins Innere des Kastells geführt. Begonnen wurden die Grabungen zur Feststellung des Verlaufs der beiden Lagerstrassen und zur Auffindung des Brunnens. Leider erlitt die Arbeit infolge der Krankheit und des Hinschiedes des Herrn Oberst Meinecke einen vorzeitigen Abbruch" (XLIV. Bericht über die Verrichtungen der Antiquar. Gesellschaft S. 5). Prof. A. Schneider war ihm schon am 21. April 1904 im Tode vorausgegangen.

Noch bevor das finanzielle Gleichgewicht wieder hergestellt war, wurden im Jahre 1906 die Arbeiten unter der alleinigen Leitung des Verfassers dieses Neujahrsblattes wieder aufgenommen[1]). Leider erwies es sich bei einer mehrfachen genauen Untersuchung, dass die meisten der im Jahre 1903 ausgeführten Arbeiten, vor allem das Abschroten der Mauern und Türme der Westfront, unerlaubte, zum Teil auf Fehlschlüssen beruhende Renovationen gewesen waren, und dass die Wiederherstellung des frühern Zustandes grosse Arbeit und viel Kosten verursachen werde.

Mit Rücksicht auf den für 1906 zur Verfügung stehenden Kredit von nur Fr. 1000.— konnten die Wiederherstellungsarbeiten an der Westfront noch nicht in Angriff genommen werden; dagegen wurden die vier Mauerschlitze der Nord- und Ostfront und die Nebenpforte neben dem Nordeckturm ausgeräumt und durch Photograph R. Ganz aufgenommen (s. oben Fig. 1 und 2). Ferner wurde die ganze Nordfront, mit Ausnahme des bereits früher unter Dr. J. Heierli konservierten Mittelturmes, durch das Baugeschäft Gull & Geiger in Zürich aufgemauert. Die Mauer wurde, da die von Oberst Meinecke an der Westfront durchgeführte Abstufung und Auszackung der Witterung nicht zu widerstehen vermochte, hier jeweilen auf eine Strecke von mehreren Metern bis auf die höchste Höhe des erhaltenen Mauerkerns geführt und mit einem starken Zementdeckel abgedeckt, über den Erde und Rasen gelegt wurde.

Um wo möglich die ursprünglichen Niveauverhältnisse des Kastellinnern zu bestimmen, wurden vom Mittelturm der Nordfront zu dem der Südfront und vom Mittelturm der Westfront zum Haupteingang an der Ostfront Sondierungsgräben von 1 m Breite und 1—2 m Tiefe gezogen. Mauerreste wurden keine geschnitten; dagegen trat der feste, fast undurchlässige Boden, bestehend aus Lehm mit wenig Kies, überall zutage. Die Untersuchung ergab das Resultat, dass die höchste Stelle des gewachsenen Bodens nicht im Zentrum des Kastells lag, sondern um gegen 10 m nach Südosten verschoben. Ferner zeigte es sich, dass der Naturboden unmittelbar hinter der Schwelle des Haupteinganges erheblich über dieser liegt, bis zu 40 cm. Es hatte also hier das Kastellinnere einen starken seitlichen Fall zu den Wasserabläufen der Ostfront und zu dem uns 1906 nicht bekannten Graben längs der Kurtine, den Corradi schon 1899 festgestellt hatte (s. oben S. 64).[2])

Die Ausgaben für das Jahr 1906 betrugen Fr. 944.15, die Gesamtausgaben für die Jahre 1903 bis 1906 Fr. 5347.45. Daran bezahlte der Bund 50% = Fr. 2673.70. Da die Antiquarische Gesellschaft bis Ende 1906 erst Fr. 2250.— bezogen hatte, so verblieb ein Guthaben von Fr. 423.70.

---

[1]) Ich referiere nach meinem im Namen der Antiquar. Gesellsch. an die Schweiz. Gesellsch. für Erhaltung historischer Kunstdenkmäler eingereichten Berichte über das Jahr 1901, 4 S. fol. mit 1 Grundriss 1 : 200 und 4 Photographien 12 × 17 cm (teilweise abgedruckt im XLV. Bericht der Antiquar. Gesellsch. S. 4 f) und nach meinem Tagebuch S. 67—110.

[2]) Ueber diese Grabung habe ich dem Vorstand der Antiquar. Gesellschaft am 3. August 1906 einen besondern Bericht abgestattet (4 S. 4°), worin ich davon abriet, das Kastellinnere bis auf den Naturboden auszuräumen, da es wohl schon in römischer Zeit planiert worden war (s. oben S. 69).

Durch ein verdankenswertes Entgegenkommen der Archäologischen Kommission der Schweizer. Gesellschaft für Erhaltung historischer Kunstdenkmäler wurde auch dieser Betrag der Antiquarischen Gesellschaft auf Ende 1906 aus dem Ausgrabungskredit ausbezahlt.

Im Jahre 1906 gelang es der Gesellschaft auch, das Umgelände des Kastells bis auf zwei Stücke Reben an der Westecke um den Preis von Fr. 1800.— zu erwerben, so dass sie jetzt auf der Ostfront einen Streifen von 15—20 m Breite und auf der Südfront das ganze Terrain bis an den Fuss des Hügels mit Ausnahme jener zwei kleinen Stücke Reben besass. Da sich der Ankauf dieser Grundstücke für eine rationelle Durchführung der Ausgrabung als notwendig erwies, leistete auch daran die Eidgenossenschaft einen Beitrag von 50%.

Dank diesen Landerwerbungen konnte im Jahre 1907[1]) die Arbeit in grösserem Masstabe durchgeführt werden. Allerdings erwies es sich als nötig, den durch Erhöhung der eidgen. Subvention auf Fr. 1600.— gebrachten Jahreskredit ganz bedeutend zu überschreiten. Nachdem die Sondierungsgräben wieder zugeworfen waren, wurde das ganze neuerworbene Terrain durch zahlreiche Schlitze untersucht, ohne dass Mauerreste geschnitten oder Kleinfunde zutage gefördert wurden. Um die unzulängliche und kostspielige Zufuhr von Wasser in dreispännigem Wagen zu vermeiden, wurde durch eine ca. 200 m lange oberirdische Röhrenleitung vom nächsten Hause das Wasser der Wasserversorgung Irgenhausen aufs Kastell geleitet, so dass nicht bloss für die Maurerarbeiten, sondern auch für gründliche Reinigung der Mauern durch Abspritzen reichlich Wasser zur Verfügung stand. Ferner liess der Umstand, dass der Her- und Hintransport des gesamten Baumaterials, von Gerüstböcken, Stangen, Brettern, Pflasterbühne etc. aus Zürich jeweilen sehr erhebliche Kosten verursachte, einen nicht zu frühen Abbruch der einmal begonnenen Arbeiten ratsam erscheinen. So wurde denn im Einverständnis mit dem Präsidenten der Antiquar. Gesellschaft im Jahre 1907 die ganze Westfront wieder hergestellt, die Ost- und Südfront, so weit unser Eigentum reichte, vollständig freigelegt und die Ostfront bis auf den Eingang konserviert.

Leider verschlang die Wiederherstellung der Westfront eine grosse Summe. Es hatte sich nämlich ergeben, dass Meinecke trotz seiner im XLIII. Berichte der Antiquar. Gesellschaft S. 1 hervorgehobenen „Sachkenntnis und praktischen Erfahrung“ und trotz der vollen Hingabe an seine Aufgabe hier 1903 unrichtige Veränderungen an dem unter seinem Vorgänger, Dr. J. Heierli, durch Aufbau und Konservierung der Mauern erreichten Zustande angebracht hatte. Nachdem ich das schon am 12. Mai 1906 dem Vorstand der Antiquar. Gesellschaft bei einer gemeinsamen Besichtigung des Kastells nachgewiesen hatte, wurde die Unrichtigkeit der vollzogenen Veränderungen bei einer genauen Untersuchung der Westfront durch die „Archäologische Kommission“ der Schweiz. Gesellschaft für Erhaltung histor. Kunstdenkmäler den 24. Mai 1906 festgestellt.

Dass die Mauer der Westfront, die nicht, wie der Bericht für 1903 (s. oben S. 67) sagt, „in der Dicke des Fundamentes“, sondern mit Freilassung des Fundamentvorsprungs aufgemauert worden war, sich nach oben in irgend einer Weise verjüngen musste, war eine petitio principii. Die Behauptung, dass sich bei genauerer Untersuchung Absätze in der Mauer konstatieren liessen, ist ebenfalls unrichtig. Denn die Nordfront, auf die sich Meinecke auch in seinem handschriftlichen Berichte bezieht, wies keine solchen Absätze auf. Auch sonst zeigten sich weder bei dieser in der

[1]) Über die Arbeiten des Jahres 1907 vgl. den handschriftlichen Bericht von O. Schulthess an die Antiquar. Gesellsch. vom 13. Dez. 1907, 19 S. fol. mit 18 Photographien, zum grössten Teile abgedruckt im XLV. Bericht über die Verrichtungen d. Antiquar. Gesellsch. S. 4—8, und ausserdem Schulthess, Tagebuch S. 111—156.

Verblendung nicht sehr hoch erhaltenen Mauer, noch später bei den bis zu 2 m erhaltenen Mauern der Südfront irgend welche Spuren von Verjüngung, vielmehr stehen die Mauern aussen und innen genau im Lot. Und ferner war auch noch an der Westfront deutlich an den Rollsteinen zu sehen, wie weit der Mörtel reichte und wie stark die Köpfe der Kiesel aus der Mauer hervorragten. Meinecke liess sich dazu verleiten, die Umfassungsmauer aussen in verschiedenen Stufen sich so verjüngen zu lassen, dass die Mauerkrone nur noch 1 m breit war, da, wie er sagte, bei Aehrenverband eine allmähliche Verjüngung technisch unmöglich sei. Das Abschroten der Mauer und die „Herstellung der verschiedenen Masse der ursprünglichen Abstufungen" war ein grober Fehler und beruhte offenbar auf einem irrigen Schlusse aus dem Fundamentabsatz der Nordfront, der, weil zu viel Terrain abgetragen war, frei lag. Wie unrichtig diese Auffassung war, zeigt Fig. 7 (oben S. 56) mit unsern Bemerkungen S. 55, und ergibt sich schliesslich auch aus Meineckes Notizbüchern, nach denen er ursprünglich selber nicht im Sinne hatte, diese Verjüngung der Mauern auszuführen.

Für die Herstellung der gebrochenen Linien der Mauerkrone waren nicht archäologische, sondern ästhetische Erwägungen massgebend gewesen. Auf Grund hiervon war ein durchaus willkürliches und, wenn doch einmal ästhetische Rücksichten bei der Restauration zur Geltung gebracht werden sollen, nicht eben malerisches, sondern wegen der vielen Spitzen und Zacken unruhiges Bild herausgekommen. Dass eine auf diese Weise konservierte Mauer bei unserem Klima binnen weniger Jahre der Zerstörung anheimfällt, zeigte sich bald. Während die technisch solid gebauten Mauern die ersten Winter gut überstanden, waren schon nach dem strengen Winter 1906/07 beim Aufgefrieren viele der auf den Mauern aufrecht stehenden Kiesel abgestürzt, der Mörtel war infolge des Gefrierens und Auftauens locker, in den Fugen fing schon Gras zu wachsen an. Es war daher notwendig, an der früher angewendeten Methode der Konservierung (s. oben S. 72), die sich in Irgenhausen und anderwärts bereits bewährt hatte, festzuhalten.

Für die Anlegung des „Kommandements", eines Erdwalles von über 2 m Breite, der von 40 cm bis 1 m hinter der Kastellmauer anstieg, hatte jeder Anhalt gefehlt. Wie unrichtig diese Arbeit ausgeführt war, erhellt schon daraus, dass dadurch die Eingänge zu den Nebenpforten der West- und Nordfront zugeschüttet waren. Schon aus diesem Grunde wäre der „umfassende Ausfall" aus diesen 1,40—1,60 breiten Nebenpförtchen, über die in Kap. III gehandelt ist, nicht möglich gewesen. Offenbar war man hier in dem Bestreben, dem Besucher ein möglichst instruktives Bild von der Verwendung des Kastells zu geben, zu weit gegangen. Dem gleichen Zweck hätte die Anlage von Wall und Graben gedient, die, wie sich aus obigem Bericht Meineckes ergibt, für 1907 geplant war und für die auf Grund seiner Skizzen im Notizbuch auch bereits die Profile aus Latten hergestellt waren. Es wäre darnach die Sohle des Spitzgrabens in die Richtung der Aussenmauern der Türme gefallen.

Die bedauerlichste Zerstörung, die Meinecke an der von Heierli durchaus richtig konservierten Westfront vorgenommen hatte, war die Zumauerung der beiden Mauerschlitze. Sein Verfahren ist um so unbegreiflicher, als er die Schlitze selber in seinem Notizbuche im Aufriss gezeichnet und mit ganz genauen Massangaben versehen hat. Darnach hatte der Schlitz der nördlichen Kurtine der Westfront eine lichte Höhe von 1,40 m, während beim südlichen die Mauer der rechten Seite, von aussen gesehen, bis auf 1,29 m, die der linken Seite bis 1,605 m Höhe erhalten war. Auf Grund dieser Angaben und einer Aufnahme Corradis von 1899, der den grossen Deckstein über dem Schlitz in situ gezeichnet hat, war es uns möglich, diese Schlitze wieder ausbrechen und genau in der ursprünglichen Form wieder herstellen zu lassen. Bei den sogen. „Wasserablauflöchern", den 6

oben S. 72 erwähnten runden Oeffnungen von 7 cm Durchmesser, war das nicht mehr möglich, da ganz zuverlässige Angaben über ihre ursprüngliche Lage fehlten. Meinecke hatte auch diese 6 interessanten Oeffnungen, da sie nach Aufschüttung des Kommandements im Innern des Kastells zu tief lagen, zumauern und dafür 3 ähnliche auszementierte Löcher etwa 1 m höher in der Mauer anbringen lassen. Welchem Zwecke diese Oeffnungen ursprünglich dienten, lässt sich nicht sagen. Ihre Zahl, die Gleichmässigkeit ihrer Entfernung von einander und vor allem ihr beträchtliches Gefälle nach aussen und die Tatsache, dass sie durch die Mauer hindurchgingen, verbieten uns, sie als blosse Löcher zum Einsetzen von Gerüststangen, wie wir sie noch ein paar Male an den Mauern fanden, zu betrachten.

Als nächste Aufgabe für 1907 ergab sich, die Mauer der Westfront durchweg wieder auf die Breite von 1,90 m aufzuführen, die Mauerschlitze wieder auszubrechen und das Kommandement, über 100 m^3 guten Humus, wieder abtragen zu lassen. Die Arbeiten begannen gleich nach der Heuernte zunächst mit 2—3, nachher mit 7—8 Mann, mit dem Abtragen des Kommandements.

Fig. 12. Freilegung der Ost- und Südfront (1907). Ablagerungsplatz.

Die gute Erde wurde teils zur Wiederherstellung der früheren Böschung ausserhalb der Nordfront verwendet, teils nach der Südfront abgeführt, wo wir einstweilen unsern Ablagerungsplatz anlegten.

Mitte Juli begannen die Maurer den teilweisen Abbruch und die Wiederaufmauerung der Westfront, wofür ihnen die Steine von der gleichzeitig in Angriff genommenen Abdeckung der Ostfront geliefert wurden. Um die nötige Bindung des Mauerwerkes zu erreichen, mussten beträchtliche Partien der Mauer eingerissen werden. Wie bereits erwähnt, konnten auch die Mauerschlitze wieder hergestellt werden, während es nicht mehr möglich war, die genaue Lage der sechs runden ausgegossenen Löcher ausfindig zu machen. Viel Arbeit verursachte die Aufmauerung des Mittelturmes, vor allem aber des Nordeckturmes, da es galt, diesen auch im Wiederaufbau wenigstens einigermassen ihren Charakter als Türme zu geben, indem sie etwa 80 cm über die Krone der Mauer hinauf geführt wurden (s. Fig. 11). Obgleich wir beim Nordeckturm, um die Arbeit rascher zu fördern und billiger auszuführen, zum Betonieren übergingen, dauerte der Wiederaufbau der Westfront bis gegen Ende August, verschlang also den grössten Teil der 1907 ausgelegten Gelder.

An dem vor einer Reihe von Jahren nicht sorgfältig genug aufgemauerten Mittelturm der Nordfront wurden einige provisorische Reparaturen vorgenommen. Darauf wurde die Ostfront, die

unterdessen völlig abgeräumt war, konserviert. Der Eingang, dessen Konservierung ein schwieriges Problem bot, da seine südliche Hälfte von den frühern Besitzern bei ihrer Schatzgräberei weggesprengt worden war (s. oben S. 57), wurde einstweilen offen gelassen. Ebenso wurde die Ausräumung und Konservierung des Osteckturmes aufs Ende der ganzen Arbeiten verschoben, da uns einstweilen das darauf stehende Rebhäuschen als Magazin und Unterkunftslokal noch gute Dienste leistete.

Beim Abdecken der Ostfront und ihres Aussengeländes wurde ganz besonders darauf acht gegeben, ob es möglich sei, die zum Haupteingang führende Rampe oder Strasse, von der in älteren

Fig. 13. Die Überreste der Villa rustica ausserhalb des Südeckturmes (1907).

Berichten öfter die Rede war, zu finden. Bereits am 17. Juli schrieb mir der Vorarbeiter Heinrich Bietenholz aus Bussenhausen-Pfäffikon, der die Arbeiten mit Umsicht leitete, er sei auf die Strasse gegen den See gestossen. Die Besichtigung (Schulthess, Tagebuch S. 118 f) ergab, dass er etwas mehr als drei Meter ausserhalb der Ostecke des Südturms auf einen etwa 10 cm dicken römischen Estrich gestossen war, bestehend aus Kalkmörtel mit Beimischung von wenig Ziegelschlag. Südlich davon zeigten sich Pfeilerchen eines Hypokaustes, gebildet aus Ziegelplättchen von 0,23 × 0,23 über und über mit Brandschutt bedeckt und von einer dicken Russkruste überzogen. Es war die auf Tafel IV von der Profillinie *E*—*F* zuerst geschnittene Partie des Hypokaustes, in der wir wohl

Heizzüge oder Heizkanäle erblicken dürfen.[1]) Diese Grabung wurde nun mit aller Sorgfalt und Vorsicht durchgeführt; doch liess es sich nicht verhindern, dass trotz Absperrung und der Bitte, das Gebiet nicht zu betreten, vom Sonntagspublikum ein Stück des Hypokaustes zerstört wurde. Allmählich kam der ganze Komplex der Pfeilerchen zum Vorschein, ferner Fragmente der grossen Deckplatten, die von Pfeilerchen zu Pfeilerchen reichten. Die meisten Pfeilerchen bestanden nur noch aus zwei bis drei Plättchen von 0,22 × 0,22 Breite und 0,5 Dicke. Am besten erhalten war die hinterste Reihe bei der Ostecke des Turmes. Von diesen war das vierte Pfeilerchen von links noch vollständig erhalten und bestand aus acht Plättchen, die mit Einschluss des verbindenden Kalks 44 cm hoch waren. Das folgende nach rechts bestand aus nur noch sechs Plättchen. Auf dem ersteren lag noch horizontal das grösste erhaltene Fragment einer Deckplatte, in Fig. 14 auf der Mauer liegend. Die Oberkante dieses Pfeilerchens lag mit der Oberkante des östlich davon freigelegten Estrichs mit Ziegelschlag genau im Blei. Zahlreiche Fragmente solcher Deckplatten, die nach der Stellung der Pfeilerchen intakt 0,60 × 0,60 gemessen haben müssen, wohl auch ganze Platten, sind in der Turmmauer eingemauert, wie auch in Figur 14 deutlich zu sehen ist. Allmählich kam ein ganzer Komplex von Räumen einer Villa rustica zum Vorschein.

Fig. 14. Detail vom Hypokaust der Villa rustica (1907).

Eine detaillierte Beschreibung der zutage geförderten Reste dieser bürgerlichen Ansiedelung scheint mir nicht nötig, da die Tafeln III und IV im Massstabe 1 : 50 alle Einzelheiten deutlich wiedergeben und durch die Schnitte von Tafel IV dafür gesorgt ist, dass auch die Niveauverhältnisse der drei Estriche deutlich dargestellt sind. Zur Ergänzung dienen die Fig. 13—15.

Die Mauern der Villa rustica, zu der diese Räume gehörten, waren zum grössten Teil bis auf die nicht sorgfältig gemauerten Fundamente zerstört worden und hatten offenbar das Material

[1]) Es scheint fast überflüssig zu bemerken, dass die Hypokauste und Heizkästen (tubuli) der aufgehenden Wände, von denen wir ebenfalls spärliche Fragmente fanden, ausschliesslich zur Heizung dienten, nicht wie O. Krell behauptet hatte, zur Isolierung der Wände und Fussböden. Für Hypokaustanlagen aus der Schweiz ist die Behauptung Krells unter anderem schon widerlegt von J. Meier, Über römische Heizanlagen, Anzeiger 1902, S. 336 f., der darauf hinwies, dass in der römischen Anlage im Schalchmatthau, Gemeinde Lunkhofen (Aargau) an den Heizlöchern ganz deutliche Russreste zu finden waren. Auch in Irgenhausen waren die Heizzüge und ebenso das gleich zu nennende Praefurnium in der Südecke im Innern des Turmes mit einer starken Russkruste überzogen, um von den Aschen- und Kohlenhaufen, die sie fast verstopften, zu schweigen. Vgl. auch Th. Wiegand, Arch. Anzeiger, 1908, S. 505 (Faustina-Thermen in Milet).

zum Bau des Turmes und anderer Teile des Kastells geliefert. Daher die zahlreichen gesägten Tuffsteine und behauenen Sandsteine in den Mauern.

Da, wo die Mauern der Villa rustica der Errichtung des Turmes hinderlich waren, wurden sie einfach abgeschlagen, wie sich deutlich in der Ecke, wo die Kurtine vom Südeckturm nach Norden abgeht und sodann ganz besonders an dem interessanten Mauerklotz an der Ostwand des Turmes, auf dem sich die Profillinien *AB* und *EF* schneiden, zeigt. Dieser Mauerklotz, 1,75 l., 0,50 br., 0,75 h., bildet den Rest der in Tafel III weiss gelassenen, ausgebrochenen Mauer, der der Zerstörung Widerstand leistete; vgl. Fig. 13. Er ist auch deshalb interessant, weil er auf beiden Seiten Ritzfugen aufweist, die Rechtecke bilden. Auffällig ist nur, dass dann über diese Ritzfugen ein ziemlich starker, zum Teil abgeblätterter Mörtelbelag gelegt ist, der die dekorative Wirkung der imitierten Quadern wieder aufhob. Wir sind sonst gewohnt, Ritzfugen auf den Aussenwänden von Gebäuden zu sehen und zwar im Bestich über dem Mauerwerk aus Rollsteinen, damit sie entweder geradezu Quadermauern uns vortäuschen oder doch wenigstens eine dekorative Wirkung erzeugen. Bei diesem Mauerklotz ist solche Annahme undenkbar, weil die Ritzfugen sich auf beiden Seiten der geglätteten Wand befinden und erst darüber der Verputz angebracht ist. Man kann also nicht annehmen, eine der Seiten sei ursprünglich Aussenwand gewesen und etwa durch eine Anbaute zur Zimmerwand geworden, die dann erst einen Verputz erhalten habe. Dem widerspricht auch die Einheitlichkeit der ganzen Anlage mit Hypokaust. Es ist daher vielleicht die Vermutung gestattet, dass hier die Ritzfugen dazu bestimmt waren, dem Verputz auf den Zimmerwänden den nötigen Halt zu geben, weil er auf Kieselsteinen nicht gut „anzog“. Ausserdem fand ich solche Ritzfugen im Innern des Südturmes an der ersten 0,55—0,60 hohen und 0,70—1,00 dicken Mauer längs der Ostwand, wo er nach der Freilegung sehr bald abblätterte, so dass er nur im Bilde festgehalten werden konnte. Auffällig ist es immerhin, an solch elend ausgeführtem Mauerwerk, wie diese Mauern im Turminnern waren — es fehlte fast jeder Mörtel zwischen den Steinen — Bestich und Ritzfugen, die sonst immer als feinere Arbeit galten, zu finden.

Fig. 15. Praefurnium und Mauerreste der Villa rustica im Südeckturm (1907).

Die Reste der Villa rustica hörten in 8 m Entfernung von der Ostwand des Eckturmes gänzlich auf. Dort bestanden sie, wie Tafel III zeigt, aus abgebrochenen Estrichböden mit Ziegelschlag. Der südliche dieser Böden war von einem kaum 20 cm breiten Ziegelmäuerchen gegen die ausgebrochene Mauer begrenzt, während beim oberen Ziegelmörtelestrich eine solche Einfassung

fehlte. Die von einzelnen Besuchern geäusserte Vermutung, es könnten diese beiden Gemächer Baderäume gewesen sein, wird kaum das Richtige treffen; denn gerade hier fehlt die Hypokaustanlage, und die Untersuchung des Untergrundes ergab, dass diese beiden Estriche direkt auf dem Naturboden liegen. Sie dürften daher lediglich zu etwas besser ausgestatteten Wohnräumen gehört haben.

Wie brutal der Eckturm in die Villa rustica hineingebaut wurde, zeigte sich namentlich beim völligen Ausräumen des Innern des Turmes. Wie aus Tafel III zu ersehen ist, streichen zwei Mauern von der Aussenwand nach der Innenwand, die westliche 0,50, die östliche 0,70—1,00 stark. Die Fundamente des Turmes sind direkt über diese Mauern hinweg errichtet, so dass diese Mauern mit denen des Turmes in gar keinem konstruktiven Zusammenhang stehen. Die westliche dieser Mauern, die sowohl gegen die Süd- als die Nordwand abgebrochen ist und in der Mitte eine Höhe von 0,80 erreicht, war auch von der Nordwand des Turmes direkt überbaut; denn, wie bereits bei der Beschreibung der Ausgrabung von 1899 oben S. 66 erwähnt wurde, stiess Corradi beim Ausheben eines Probeloches in der südlichen Ecke des Kastellinnern auf ein Stück dieser Mauer. In der südlichen Ecke des Turminnern fanden wir die mit Kohlen- und Aschenresten vollständig ausgefüllte Feuerungsstelle für die Heizung, das Praefurnium, Fig. 15, dessen Wände so sehr ausgebrannt waren, dass sie an der Luft bald zu zerfallen begannen.

Der Befund gestattet mit Sicherheit den Schluss, dass bei der Anlage des Kastells die Aussenbauten beim Südeckturm mit Ausnahme des nördlichen Mauerzuges, der beiden Mauern im Turminnern und des Mauerklotzes bis auf das Fundament ausgehoben und im Eckturm verwendet wurde. Dass man die Hypokaustpfeilerchen und den zum Bau nicht verwendbaren Estrich mehr oder weniger unberührt liess, dagegen die grossen Deckplatten des Hypokausts dazu verwendete, bestätigt nur diese Auffassung. Nach dem Aufbau des Eckturms wurde die frühere zivile Baute zugedeckt, wie sich besonders deutlich in ihrer nördlichen Partie ergab. Denn hier lag durchweg bis an die Turmmauer heran ein ganz trockener, fast sandiger Mauerschutt, offenbar der aus der Zeit der Anlage des Turmes herrührende Bauschutt.

Die Auffindung dieser Villa rustica warf nun mit einem Schlage ein helles Licht auf eine ganze Reihe bisher nicht verstandener oder falsch gedeuteter Überreste auf dem Burghügel. Da sind vor allem die beiden Mauern im tiefen Grunde des Nordeckturmes, 1,47 unter der Eingangsschwelle, während der Boden des Turmes, zu dem die Balkenlöcher erhalten sind, mit der Oberkante nur 0,20 unter der Schwelle liegt. Die nördliche dieser Mauern ist 4,40 lang, 0,85 dick, die westliche 3,70 lang und 0,65—0,85 dick. Beide bestehen aus kleinen, ungemein schlecht gemauerten Steinen, die vielfach fast ohne Bindematerial aufeinander geschichtet sind. Aber nicht bloss diese zwei in Tafel II eingetragenen Mauern, sondern auch die ausserhalb des Turmes befindliche, jetzt mit einem Zementdeckel versehene Mauer (Kote 5,83), über deren weiteren Verlauf oben S. 68 berichtet ist, gehörte zu der Villa rustica. Ausserdem aber auch die in Tafel II nicht eingezeichneten, scheinbaren Fundamentabsätze, die im Turminnern auf gleicher Höhe wie die beiden rechtwinklig sich treffenden Mauern laufen. In der Südecke ist die östliche Mauer bis auf 0,10 übermauert, um sich bis zur Ostecke auf 0,30 zu verbreitern. Die Mauer der Südwand tritt in der Südecke noch 0,15 hervor, in der Westecke 0,35. Weder der Ausgrabungsbericht der „Lora“, die freilich diesen Turm nicht bis auf den Grund ausgeräumt hatte, noch Heierlis Berichte von 1898 und 1899, noch das Tagebuch Corradis erwähnen diese Mauern. Meinecke hatte sie zuerst in seine Blätter

eingezeichnet, verkannte aber ihren Zweck völlig, wie bereits oben S. 79 gezeigt ist.[1]) In ihrer flüchtigen, wenig sorgfältigen Bauart aus geringem Material und ihrer geringen Mächtigkeit erinnern diese Mauern durchaus an die Villa rustica im Innern des Südeckturms. Zur Gewissheit erhoben wird unsere Zuweisung dieser Mauern an die Villa rustica durch die wertvolle Angabe in dem S. 48 erwähnten Berichte des Präsidenten der „Lora", dass in der Brandschicht des Turmes u. a. gemalter Mauerbestich zum Vorschein kam. Dergleichen rührt sicherlich nicht vom zerstörten Turme her, sondern von gut ausgestatteten Wohnräumen der bürgerlichen Ansiedlung.

Ich stehe auch nicht an zu behaupten und werde in Kap. III den Beweis erbringen, dass die als „Kelleranlage" oder „Baderäume" betrachteten Innenbauten im nördlichen Viertel des Kastellinnern ebenfalls Überreste von Gebäuden der Villa rustica sind. Ich will hier nur das eine erwähnen, dass auch dort Wandbelag und Mörtel erster Periode, eben aus der Zeit der Errichtung der Villa rustica, gefunden ist (s. S. 70).

Nunmehr wird auch die S. 66 geäusserte Vermutung nicht mehr zu kühn erscheinen, dass auch die von Corradi in der Westecke des Osteckturmes gefundenen, im Tagebuch 1899 S. 9 beschriebenen Mauern, die noch 1,52 ins Kastellinnere hineinreichten, zu der Villa rustica gehörten. Auch hier wurden offenbar bei der Anlage des Turmes die Mauern einer früheren Anlage zerstört; denn die von ihm erwähnte 0,70 breite Mauer, die wir später nicht mehr fanden, war offenbar mit der Turmmauer nicht bündig. In dieser Annahme bestärkt mich ferner eine Angabe des Tagebuches S. 11 über das am 25. Juli 1899 im Kastellinnern in der Ecke des Osteckturmes getriebene Probeloch. Corradi konstatiert als Fundamenttiefe 0,70 und bemerkt, „der Ostturm weist eine Fundamentverstärkung von 0,40—0,60 auf. Die ganze Einfassungsmauer beim Osteckturm ist besonders stark". Ob hier nicht abgebrochene Mauern vorliegen? Fundamentverstärkungen von solcher Mächtigkeit sind uns sonst im ganzen Kastell nirgends begegnet. Wie sollten nun gerade für diesen entschieden flüchtiger als alle andern gebauten Turm so viel stärkere Fundamente angelegt worden sein? Dazu war doch hier nicht der geringste Anlass, während die starke Neigung des Terrains beim Süd- und Westeckturm eher stärkere Fundamente verlangt hätte. Zudem stimmt die Dicke der von Corradi beschriebenen Mauern mit der der Mauern der Villa rustica überein.

Ob auch die beim Haupteingange gefundenen Säulenreste und Gesimsstücke von der Villa rustica stammen, möchte ich nicht mit Bestimmtheit behaupten (s. oben S. 59); doch scheint mir diese Annahme wahrscheinlicher, als die einer dekorativen Ausgestaltung des nicht eben breiten Eingangstores mit einer „Säulenkolonnade".

Wir kommen also zu dem Ergebnis, dass der grösste Teil des aussichtsreichen Hügels vor Anlage des Kastells von den Gebäuden einer ziemlich weitläufigen Villa rustica besetzt war, die

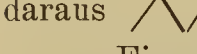
[1]) Aus dem Bericht Meineckes über seine Tätigkeit im Jahre 1903 (siehe oben S. 74), wo er sagt, er habe „die Fundamente des älteren Eckturmes ausgegraben und ergänzt" und wo er davon spricht, die von Heierli gezogenen Diagonalgraben hätten „nicht bis auf die Brandschicht der älteren Kastellanlage gereicht", ergibt sich, dass er diese Fundamente im Nordeckturm und die Mauern der Innenbauten, besonders der sogen. Kellerbaute, als Reste einer älteren Kastellanlage, nicht einer bürgerlichen Ansiedlung ansah. Dasselbe ergibt sich auch aus einer Zeichnung in seinem Notizbuch, wo der „alte Nordeckturm" mit seinen Aussenseiten in die Verlängerung der Kurtinen gezeichnet ist. Dabei hat Meinecke jedoch übersehen, dass seiner Auffassung die Richtung dieser Fundamentmauern widerspricht, vor allem aber ihre Dicke. Schlecht gemauerte Fundamentmauern von 0,80 Dicke wären wohl kaum imstande gewesen einen Turm zu tragen, selbst wenn nur ein unteres Stockwerk gemauert gewesen wäre und alle obern Teile aus Holz bestanden hätten.

sich nicht bloss auf das Plateau, sondern teilweise bis an den Fuss des Hügels erstreckte. Die bessern, als Wohnräume dienenden Anlagen scheinen in der Nord- und besonders der aussichtsreichen Südecke mit dem prächtigen Blick auf den See und das Hochgebirge gelegen zu haben, während andere wohl als Wirtschaftsgebäude dienten.

Es ist mir eine Freude mitzuteilen, dass bereits Ferdinand Keller lediglich auf Grund der in dieser Südecke sich häufenden Einzelfunde den richtigen Schluss gezogen hatte, den unsere Ausgrabung von 1907 bestätigte. Er sagt Mitteilungen der Antiq. Ges. XII 7 (1860) S. 313: „Übrigens liefern die aus dem Schutte, womit die Kastellfläche bedeckt ist, hervorgezogenen Scherben von aretinischer Töpferware (terra sigillata), von Heizröhren und Fensterscheiben und bemalten Wänden, die sich besonders in der südöstlichen Ecke häufen, den sicheren Beweis, dass die Besatzung dieses ohne Zweifel auf und aus den Überresten eines Landhauses (Villa rustica) erbauten Kastells keineswegs gut eingerichteter Wohnungen entbehrten.“ Unrichtig war bloss der Schluss, dass diese Funde von den Wohnungen der Besatzung des Kastells herrührten. Vielmehr werden die bemalten Wände, die ja tief im Schutt in der Brandschicht gefunden wurden (vergl. oben S. 48), eben von der Villa rustica stammen.

Von dieser stammen auch, wie bereits F. Keller richtig sah, noch viele Baustücke in der Kastellmauer, „rechtwinklig zugehauene Tuffsteinbrocken, die ohne Zweifel bei diesem Bau zum zweitenmal verwendet sind, nebst häufigen Einschiebseln von Bruchstücken gebrannter Platten, Heizröhren und Dachziegeln“ (S. 313).

Als eine interessante Einzelheit der Grabungen von 1907 erwähne ich die Auffindung von 3 Löchern in der Nordwand im Innern des Südeckturmes, zwei auf gleicher Höhe, nämlich 0,40 unter der Eingangsschwelle, das dritte 0,15 höher. Das erste 0,20 von der Nordecke, rund 7 cm im Durchmesser, mit Kalk ausgegossen, 0,50 tief, das zweite, ganz gleich beschaffene 1,20 östlich davon, das dritte etwas weniger regelmässig und nicht tief, 2,60 östlich, letzteres möglicherweise nur davon herrührend, dass bei der Mauerung der Kalk nicht in die Zwischenräume zwischen den Feldsteinen eingedrungen war. Zweifellos rühren diese Löcher von Gerüststangen her, die beim Bau des Turmes hier eingesetzt waren (Schulthess, Tagebuch S. 126) [1]).

In der gleichen Wand befand sich ein Sandstein, offenbar herrührend von der Villa rustica, aber, wie mir scheint, nicht ein Bauglied, sondern das Fragment eines ziemlich flachen Reliefs, vielleicht eines Schildrandes oder eines ähnlichen Gegenstandes. Jetzt ist es leider infolge der Witterungseinflüsse abgeblättert und nicht mehr deutlich erkennbar. Im Schutt an dieser gleichen Wand wurde ein Kieselstein gefunden mit eigenartigen Einritzungen, die mir nicht zufällig zu sein schienen. Wenn diese Einritzungen als Buchstaben betrachtet werden dürfen, so liesse sich daraus  herauslesen, also vielleicht die Spielerei eines Soldaten (?).

Eigenartig verlaufen in dem offenbar rasch gemauerten Südeckturm die Fundamentabsätze im Innern. An der Nordwand sind es deren zwei, ein erster, östlich, 0,25 br., nach links sich ausspitzend, darüber in 0,55 Entfernung ein zweiter 0,18 breiter Mauervorsprung, 1,60 unter der Eingangsschwelle. Die Verhältnisse sind also ähnlich, wie im Westeckturm, nur liegt dort der Fundamentabsatz viel höher, bloss 0,70 unter der Schwelle. Während er im Südeckturm auf der Westwand sich nicht fortsetzt, läuft auf der Ostwand nur der untere Absatz weiter in einer Breite von

[1]) Anderer Art waren die von Meinecke zugemauerten, ebenfalls 7 cm im Durchmesser haltenden runden Mauerlöcher der Westfront, da diese durch die ganze Mauer hindurchgingen.

0,10 – 0,12 und erstreckt sich über das Praefurnium hinaus. An der Südseite schliesslich springt das Fundament, das besser gemauert ist als die Turmwand, nur 0,07—0,09 vor.

Balkenlöcher befinden sich im Südeckturm keine; vielleicht sind hiefür die Turmwände zu wenig hoch erhalten, die Westwand 0,70—1,60, die Ostwand 0,30—1,30.

Die Ausgrabung wurde dann auf der Südfront fortgesetzt, musste aber 5,50 westlich vom Mittelturm abgebrochen werden, weil die beiden Stücke Reben gegen den Westeckturm hin noch nicht im Besitz der Antiq. Gesellschaft waren. Es wird daher über die Freilegung der ganzen Südfront richtiger im Bericht über das Jahr 1908 gehandelt werden. Um die Ausgrabung im folgenden Jahre in einem Zuge zu Ende zu führen, ergab sich die dringende Notwendigkeit, diese beiden Stücke unabträglicher Reben möglichst bald um jeden annehmbaren Preis zu erwerben.

Die Einzelfunde des Jahres 1907 waren, wie zu erwarten war, unbedeutend. Ausser einem 0,035 im Durchmesser messenden Bronzeknopf mit brustwarzenähnlichem Buckel von 0,014 und zwei Füsschen zum Durchstossen durch das Leder, gefunden beim Ziegelmäuerchen der Villa rustica, ergaben die Grabungen Fragmente von Heizröhren (tubuli), rohem Geschirr und einige wenige Terrasigillatascherben, Reste von Dachziegeln, darunter zahlreiche Hohlziegel mit zum Teil phantastischen Rillenmustern und ein Ziegel mit den Pfoten eines Hundes oder Raubtieres, das auf den zum Trocknen ausgelegten Ziegel getreten sein muss. Im Schutte des Hypokaustes kam die in Anhang I No. 4 beschriebene Kleinbronze des Gallienus mit ABVNDANTIA AVG zum Vorschein. Es wäre sehr gewagt, aus dieser einen Münze einen Schluss auf das Alter der Villa rustica zu ziehen. Allerdings wäre an sich die Vermutung ansprechend, dass die bürgerliche Baute, die durchaus nicht den Eindruck eines Baues aus der früheren Kaiserzeit macht, etwa um die Mitte des 3. Jahrhunderts unter Gallien entstanden wäre und am Ende des Jahrhunderts unter Diokletian dem Kastell hätte weichen müssen.

Die ganze ausgegrabene Partie wurde bis Anfang November offen gelassen und fleissig besucht. Besonders erfreulich war, dass die Bevölkerung der nähern und weitern Umgebung reges Interesse für die Resultate der Ausgrabungen zeigte, dass nicht nur zwei Lehrervereine, sondern Sonntag den 13. Oktober auch die vereinigten Altersvereine von Wetzikon und Pfäffikon unter der Führung von Dr. J. Messikommer das Kastell besuchten. Am 20. Oktober folgte der Besuch unserer Gesellschaft, nachdem schon am 7. Oktober die „Archäologische Kommission“ der Schweiz. Gesellschaft für Erhaltung historischer Kunstdenkmäler die Arbeiten in corpore besichtigt hatte. Eines der Mitglieder der Kommission, Prof. Dr. W. Cart in Lausanne, widmete der Ausgrabung einen sehr sympathischen Artikel in der „Gazette de Lausanne“ vom 5. November 1907; vgl. auch „Zürcher Wochenchronik“ 1908, Nr. 37, S. 355 ff.

Die „Archäologische Kommission“ war darin einig, dass die einzige Möglichkeit, die zu einem guten Teil aus Ziegeln bestehenden Reste der Villa rustica, die an der Luft rasch zerfallen, zu erhalten, darin bestehe, diese Reste wieder zuzudecken. Diese Arbeit wurde im November ausgeführt, wobei einige wichtige Eckpunkte durch aus dem Boden herausragende Pfähle bezeichnet wurden. Vorher nahm Lehrer E. Moser in Irgenhausen 18 Bilder der diesjährigen Ausgrabungen, hauptsächlich der Villa rustica, auf, und liessen wir durch den Sohn unseres Kastellwartes, Jakob Schneider, Geometerkandidat, genaue Pläne im Masstab 1 : 20, Grundriss und Aufrisse, aufnehmen, deren Originale sich im Archiv der Antiquarischen Gesellschaft und dem der Schweiz. Gesellschaft für

Erhaltung histor. Kunstdenkmäler im Landesmuseum befinden. Unsere Tafeln III und IV sind in Strichmanier umgezeichnete Reduktionen im Masstabe 1 : 50.

Die Kosten der Ausgrabungs- und Erhaltungsarbeiten des Jahres 1907 beliefen sich auf Fr. 5104.45 (darunter für Maurerarbeiten Fr. 3530.—, für Erdarbeiten Fr. 1299.55, für Pläne und Photographien Fr. 227.—). Dank der warmen Befürwortung des Präsidenten der Schweiz. Gesellschaft für Erhaltung historischer Kunstdenkmäler, Dr. A. Naef in Lausanne, wurden vom Eidg. Departement des Innern ausnahmsweise auch die Landankäufe, für die einschliesslich der Fertigungskosten Fr. 1914.10 ausgegeben worden waren, für subventionsberechtigt erklärt, weil sich die Erwerbung dieser Grundstücke für eine rationelle Durchführung der Ausgrabung als unumgänglich notwendig erwiesen hatte. An die Gesamtausgaben des Jahres 1907 im Betrage von Fr. 7018.55 leistete somit die Eidgenossenschaft einen Beitrag von Fr. 3509.30.

Fig. 16. Kastellmauer zwischen Südeck- und Südmittelturm, freigelegt 1907.

Im Frühjahr 1908 wurde es der Antiquar. Gesellschaft möglich, von den beiden Stücken Reben beim Westeckturm das eine ganz, vom andern wenigstens so viel zu kaufen, dass die Freilegung dieses Turmes ermöglicht wurde. Gleichzeitig konnten auf der Westseite, wo man seinerzeit nur einen schmalen Streifen erworben hatte, noch einige Wiesen hinzugekauft werden, so dass auch dort die Grenze gerade wurde. Ausgegeben wurden hiefür Fr. 2315.70.

Die Arbeiten des Jahres 1908[1]) wurden am 22. Juni da aufgenommen, wo sie 1907 hatten abgebrochen werden müssen, an der Südfront. Während man früher angenommen hatte, diese sei gänzlich zerstört, zeigte es sich, dass wenigstens die Kastellmauer hier am besten erhalten ist und bis auf ganz beträchtliche Höhe, stellenweise (s. Fig. 16) bis zu 2,50—3 m im Mauerkern, die Verblendung durchschnittlich bis zu 1,85 und an einer Stelle sogar 2,10 über dem Fundamentvorsprung. Freilich ist, wie in Fig. 16, noch deutlicher bei der Nebenpforte dieser Front (Fig. 17) und am Mittelturm (Fig. 18) zu sehen ist, der Ährenverband hier weniger regelmässig durchgeführt als an andern Stellen. Stellenweise befinden sich zwischen dem Ährenwerk 2—3 horizontale Lagen von Steinen und ein paar Male mitten im Ährenverband 1—2 horizontal eingemauerte Steinblöcke. Vor allem stehen die Köpfe der Kieselwacken nur wenig aus der Mauerfront heraus und sind die Fugen vielfach mit dicken Kalkmörtelklumpen ausgepflastert. Ausserdem enthält die Kurtine namentlich

[1]) Vgl. den Bericht von O. Schulthess an die Schweiz. Gesellsch. f. Erhaltung hist. Kunstdenkm. 5 S. fol. mit 11 Photographien, zum Teil abgedruckt im XLVI. Bericht der Antiquar. Gesellsch. für 1908 und 1909 S. 4 f, und dazu Schulthess, Tagebuch S. 157—197.

vom Südeckturm an westlich ausserordentlich zahlreiche vermauerte Ziegelstücke, darunter sogar Stücke von Hohlziegeln, gewiss ein recht unbequemes Baumaterial für Ährenverband. Während die Ziegelbrocken am Mittelturm noch zahlreich sind, so dass die Mauer stellenweise ganz rot aussieht, hören sie an der Kurtine westlich davon, also in grösserer Entfernung von der Villa rustica gänzlich auf, um dann erst gegen die Ecke beim Westeckturm in zwei kurzen Partien wieder zu erscheinen. Am Westeckturm selber fehlen sie gänzlich. Beim Konservieren dieser und der Ostfront wurde unser Prinzip, von jeder Rekonstruktion abzusehen, noch strenger durchgeführt, als es an der West- und Nordfront möglich gewesen war. Es wurde also grundsätzlich die Aufmauerung der Mauern nur so weit vorgenommen, als es die Erhaltung der Ruine unbedingt erheischte[1]).

Fig. 17. Nebenpforte der Südfront mit Balken- und Pfostenloch.

Bemerkenswert ist an der Südfront die Nebenpforte (Fig. 17), 2,90 östlich vom Mittelturm, 1,50 breit und 1,90 tief. Die ganze Breite nimmt ein grosser Sandstein, 1,40 breit, 0,40 bis 0,60 tief, ein. Die beiden äussern Steine des Gewändes weisen abgeschrägte, abgeschrotete Ecken von etwa 3 cm auf. Unter einer grossen Tuffsteinquader befindet sich auf der Aussenseite der Nebenpforte eine rechteckige Oeffnung, 0,18 breit, 0,24 hoch und 0,70 tief, vielleicht herrührend von einem hier eingesetzten vierkantigen Balken, der möglicherweise in Friedenszeiten eine Treppe trug. Die Schwelle der Nebenpforte liegt nämlich volle 1,50 über dem Fundamentabsatz. Das in Fig. 17 ebenfalls sichtbare runde Loch von 7 cm lichter Weite und 0,90 messbarer Tiefe, das aber vielleicht noch tiefer war, da der Eisenstab noch weiter eindrang, rührt offenbar von einer Gerüststange her. Ein gleiches Loch, ebenfalls 7 cm weit und 0,60 tief, fanden wir in der Mauer 1,60 östlich vom Westeckturm.

Fig. 18. Mittelturm der Südfront, freigelegt 1907.

[1]) Auf diese Weise war es möglich, den Südeckturm, dessen Seitenwände geborsten waren, und den Südmittelturm, dessen Ostwand einen Riss aufwies, zu konservieren, indem man die Risse einfach mit Zement ausgoss. Bei weitergehendem Aufmauern der Türme wäre es nötig gewesen, die unteren Partien durch Unterfangen zu sichern.

Der Mittelturm der Südfront (Fig. 18), der schon 1907 freigelegt worden war (s. Schulthess Tagebuch S. 128 ff) tritt 3,15 über die Mauerflucht der Kurtine heraus und hat eine Breite von 6,00 m. Die Aussenmauer ist 1,50 dick, die Seitenwände dagegen nur 1,00. Die Westwand hat aussen einen starken Fundamentabsatz, der von hinten nach vorn auf 0,20 wächst. Bei der Freilegung hatte diese Westwand bei dem auf Tafel II mit Kote 2,61 bezeichneten Punkte 2,00 Höhe über Fundamentoberkant, in der Mitte 1,40 und an der Westecke nur 0,65. Im Turminnern hat nur die Nord- und Ostwand einen Fundamentanlauf und zwar läuft er auf der Ostseite bis zur Südecke von 0,05 ganz spitz aus, während der auf der Nordseite gleichmässig 0,12—0,15 dick ist und 0,85 unter der Eingangsschwelle liegt. Auffallend tief im Verhältnis zum Kastellinnern, das sich hier stark senkte, liegt der Eingang, der sich bei 1,00 Tiefe vom Kastellinnern aus von 1,60 auf 1,42 verjüngt und durch eine obere Stufe von 0,35 Breite und 0,15 Höhe und eine untere von 0,60 Breite gebildet ist. Das Türgewände ist sehr wenig hoch erhalten, über der zweiten Stufe östlich 0,30, westlich 0,50 und über der ersten Stufe östlich nur 0,05, westlich 0,12. In der Westwand des Turmes befinden sich 3 Balkenlöcher, in der Ostwand 2 von je 0,22 × 0,22 und eines in der Nordwand 0,15 von der Ostecke. Die Oberkante des oberen Balkenloches der Westwand gegen die Nordecke liegt 0,20 unter der Eingangsschwelle, die der übrigen 0,35, so dass also der Bretterboden mit einem normalen Tritt erreicht wurde. Auf dieser Höhe lag im ganzen Turm eine 0,15 dicke Brandschicht, offenbar von den Balken und Bohlen des Bodens herrührend. Im Mauerschutt des Turmes fanden wir drei stark bestossene Reste von Sandsteinsäulen, wahrscheinlich Säulenbasen, 0,25—0,35 hoch, 0,20 Durchmesser. Da sie keinerlei Spuren von Mörtel aufwiesen, also nicht vermauert waren, rühren sie offenbar nicht von der Villa rustica her, sondern fanden an diesem besonders aussichtsreichen Punkte gegen den See vielleicht irgendwie architektonische Verwendung[1]). Bemerkt sei noch, dass der Turm einst bis zu erheblicher Höhe aus Mauerwerk bestanden haben muss; denn im Turm und ausserhalb desselben lagen ganz ungewöhnlich viele Mauertrümmer. Dass auch westlich vom Mittelturm die Menge der Bautrümmer ungemein gross war, obgleich dort die Mauer samt Verblendung durchschnittlich bis auf 2 m Höhe erhalten war, erklärt sich wohl daraus,

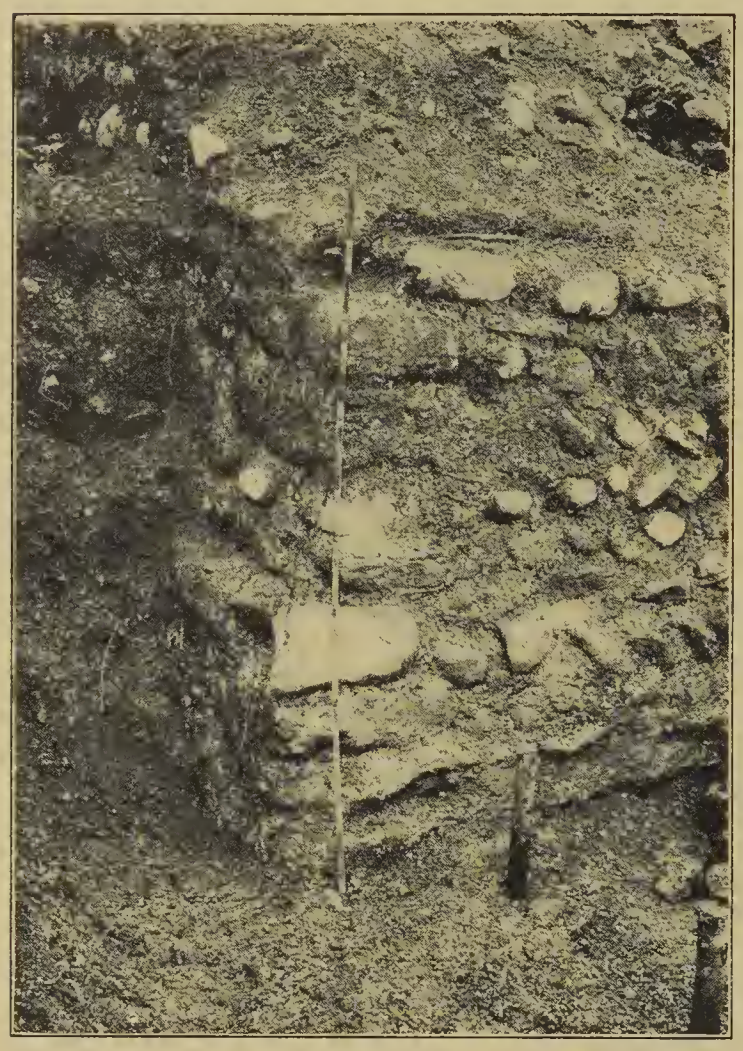


Fig. 19.
Westliche Ecke des Westeckturmes, freigelegt 1908.

[1]) Weil alle Mörtelspuren fehlen, könnte man daran denken, dass diese runden Sandsteinsockel Holzpfosten trugen, wie solche Sockel z. B. in mehreren Gebäuden des zweiten Lagers des Hügels von Castillejo, das vor dem Hauptlager Scipios vor Numantia erbaut worden war, verwendet wurden (A. Schulten, Arch. Anzeiger 1908 S. 479); doch ist solche Verwendung an diesem Turme schwer auszudenken.

dass an dieser für Wagen nicht leicht zugänglichen Südfront nicht, wie an den andern sanfter abgedachten Seiten des Kastells, im Laufe der Jahrzehnte und Jahrhunderte die herumliegenden Steine zu Bauzwecken abgeholt worden waren.

Erwähnung verdient noch die Ausräumung der beiden Wasserschlitze der Südfront, die sehr tief liegen und sehr starkes Gefälle haben (s. oben S. 54).

Um Mitte Juli rückten die Arbeiten gegen den bisher von uns unberührt gelassenen Westeckturm vor. Zuvor wurden in dem neuerworbenen Terrain mehrere tiefe Sondierungsgräben gezogen, unter anderem von der Westgrenze unseres Gebiets ein tiefer Graben in der Richtung auf die Westecke des Eckturmes. Durch diese Schlitze wurden weder Mauern noch Wege (s. S. 50) geschnitten. Durch den gegen den Eckturm und seiner Westseite entlang geführten Schlitz wurden die Fundamente freigelegt, stellenweise sogar unterfahren. Ausserhalb der Westecke, die, wie die meisten Ecken, im Fundament einige besonders grosse Steine aufweist (Fig. 19), stiessen wir auf roten, mehligen Belag, der auch in Fig. 19 zu sehen ist und offenbar von dem einstigen Ziegeldache des Turmes herrührt. Auch im Innern des Turmes wurden zum Zwecke einer genauen Untersuchung die Fundamente bis auf den Naturboden freigelegt und nachher wieder bis auf Fundamentoberkant zugedeckt.

Fig. 20. Eingang zum Westeckturm (1908).

Die Westwand dieses Turmes war in der Nordecke 1,40, in der Mitte 1,20, in der Westecke 0,80 hoch erhalten, die Ostwand in der Ostecke 2,35 hoch, um auf 2,10, 1,50 und in der Südecke auf 0,85 zu fallen. Die Höhe der Aussenwand, Südseite, betrug nur 0,60—0,70, alle Masse vom Naturboden aus gemessen. Die Höhe der Nordwand betrug, ebenfalls vom gewachsenen Boden aus, in der Ostecke 2,35, wovon 1,42 auf das Türgewände, 0,43 auf die Mauer bis Fundamentoberkant und 0,50 auf das Fundament selber kamen. Darauf folgt der verhältnismässig gut erhaltene Eingang (Fig. 20), 1,60 breit, mit einer betonierten, etwas zerstörten Schwelle von 1,65 Tiefe und zwei Stufen von 0,10 und 0,22 Höhe. Das westliche Türgewände war 1,25 hoch erhalten. Ein einziger verfaulter Sandstein musste hier ausgewechselt werden. Von diesem westlichen Gewände an war die Nordmauer über dem 0,60 hohen, mit einem Absatz von 0,8—0,10 Breite absetzenden Fundament in der höchsten erhaltenen Partie 1,75, in der niedrigsten gegen die Westfront 1,25 hoch. Der Fundamentabsatz liegt unter der Schwelle 0,15 tiefer als an den andern Stellen der Nordwand, also 0,60 unter Schwellenoberkant. In der Ostwand befinden sich 2 Balkenlöcher, das erste 0,15 breit und 0,20 hoch, 1,65 von der Ostecke entfernt, mit der untern Kante 0,90 über dem gewachsenen

Boden, das zweite, 0,15 hoch und breit, vom ersten 1,90 nach Süden entfernt. Von den entsprechenden auf gleicher Höhe liegenden Balkenlöchern der Westwand ist bloss das eine, 1,65 von der Nordecke, erhalten, das andere mit der Wand zerstört. Da, wie oben angegeben, die Ostwand in der Ostecke 2,35 über dem gewachsenen Boden lag, die Unterkante des 0,15 – 0,20 hohen Balkenlagers 0,90, so lag der Boden in diesem Turme ungefähr in Schwellenhöhe oder, die Balken und Bohlen eingerechnet, eher noch 0,10 höher als diese.

Da die Westfront in ihrer ganzen Länge höher aufgeführt worden war, als die Konservierung der erhaltenen Mauern erfordert hätte, musste trotz der grossen Kosten auch der Westeckturm wenigstens in seiner Westwand so hoch aufgemauert werden, dass er als Turm zur Geltung kam. Aus Sparsamkeitsrücksichten wurde 1908 nur die West- und Nordwand 0,45 höher geführt als die anstossende Kurtine (Kote 6,96 gegenüber 6,51), während die übrigen Seiten einstweilen nur durch einen Zementdeckel geschützt werden. Im folgenden Jahre wurde aus bautechnischen und ästhetischen Gründen der Turm völlig ausgebaut und präsentiert sich seither in der Tat besser, als vorher mit der abgebrochenen Südwand.

Nach Entfernung des den Nordosteckturm bedeckenden Rebhäuschens wurde auch dieser freigelegt, wobei zwei Brandschichten von 20—25 cm Mächtigkeit geschnitten wurden und sich ergab, dass dieser Turm im allgemeinen schlechter gemauert und auch weniger tief fundamentiert war, als die übrigen; s. auch S. 64 f.

Viel Arbeit erforderte und viel Kosten verursachte die bereits S. 61 erwähnte Konservierung des bei früheren Schatzgräbereien stark beschädigten, in der südlichen Hälfte völlig zerstörten Haupteingangs auf der Ostfront. Auch hier erwies sich uns ein kräftiger Zementüberzug und ein Rasenbelag als rationellstes Mittel zur Konservierung. Das Aushubmaterial wurde teils zur Planierung des Kastellinnern verwendet, teils zur Anlage der Böschungen, wie sie vor 1898 gewesen waren; anderes liess man abführen.

Am letzten Tage der Grabungen kam als einziger Kleinfund der ganzen diesjährigen Ausgrabungskampagne eine römische Gewandfibel von 8 cm Länge und 5 cm Breite, eine sogen. Armbrustfibel, ein ausgesprochen später Typus, zum Vorscheine. Ausserdem sei hingewiesen auf 3 Gefässscherben von hochroter, fast orangegelber Glasur, wie sie auch in Vindonissa mehrfach zutage gefördert werden. Dort betrachtet man sie als einheimische Versuche, die gallische Keramik nachzubilden.

Die Ausgrabungen, die von mir geleitet und fast ständig überwacht wurden, dauerten vom 22. Juni bis 29. August. Die Ausgaben betrugen, einschliesslich Fr. 2315.70 für Landankäufe, Fr. 8652.95.

Während die Erdarbeiten im Jahre 1908 von Hch. Bietenholz in Bussenhausen-Pfäffikon, die Maurerarbeiten, wie bisher, von der Firma Gull & Geiger in Zürich ausgeführt worden waren, übertrug der Vorstand der Antiquarischen Gesellschaft im Jahre 1909 eine Anzahl notwendiger Ergänzungsarbeiten Maurermeister Haselwanter in Irgenhausen, der folgende Arbeiten zur vollen Zufriedenheit ausführte:

1) den völligen Ausbau des Westeckturmes, der sich aus ästhetischen und technischen Gründen empfohlen hatte,

2) die Abtragung der willkürlichen Mauerabsätze an den Resten der Innenbauten,

3) die Ausfüllung des Bodens zwischen den ganz niedrigen Mäuerchen der Innenbauten mit Rollsteinen und Überdecken dieses Bodens mit Humus, so dass sich jetzt die Umrisse der Innenbauten sauber von ihrer Umgebung abheben,

4) die teilweise Erneuerung und Ergänzung der das alte Mauerwerk und die neue Aufmauerung scheidenden roten Striche.

Für diese Arbeiten, die vom 15. Juni bis 27. Juli gedauert hatten und von den Herren Prof. Meyer von Knonau, Prof. Rahn und Dr. Meyer-Rahn überwacht worden waren, wurden Fr. 1520.50 ausgegeben. Im Auftrag der Schweiz. Gesellschaft für Erhaltung histor. Kunstdenkmäler wurden sie von mir am 18. August inspiziert und in jeder Hinsicht als richtig und solid ausgeführt befunden.

Damit fanden die langjährigen, kostspieligen, aber auch ergebnisreichen Ausgrabungen in Irgenhausen ihren Abschluss.

III. Beschreibung des Kastells im gegenwärtigen Zustande.

Nachdem wir im vorigen Kapitel der Ausgrabung des Kastells seit 1898 Schritt für Schritt gefolgt sind und dabei genötigt waren, einzelne zu verschiedenen Zeiten in Angriff genommene Partien, wie die Westfront, wiederholt zu erwähnen, dürfen wir uns bei der Beschreibung des gegenwärtigen Zustandes der Ruine im allgemeinen kurz fassen. Das umso mehr, als aus dem Grundriss Tafel II alles Wesentliche sich ohne weiteres ergibt. Darin sind mit stehenden Ziffern die Höhenkoten sämtlicher Teile des Objektes, bezogen auf den ideellen Nullpunkt 560 m über Meer, eingetragen, ausserdem von allen Hauptmauern die Dicke in etwas grösseren, liegenden Zahlen. Die horizontalen Entfernungen lassen sich mit Hülfe des beigegebenen Masstabes mit Leichtigkeit abstechen.

Das Kastell ist ein nicht ganz regelmässiges, in der Nord- und Westecke etwas verschobenes Quadrat von ca. 60 m, rund 200 röm. Fuss (40 passus), Seitenlänge, von den äusseren Turmecken gemessen. Die genauen Zahlen sind:

Ostfront	60,60 m	=	204,70	röm. Fuss
Südfront	60,80 „	=	205,36	„ „
Westfront	61,25 „	=	206,88	„ „
Nordfront	61,80 „	=	207,96	„ „

Die Winkel der Süd- und Ostecke sind genau rechte, während der Winkel der Westecke mehr als ein rechter, der der Nordecke weniger als ein rechter ist. Diese Abweichung der Westfront von der Rechtwinkligkeit lässt sich vielleicht aus der Gestaltung des Terrains erklären; da jedoch die Ostfront, wo die Senkung nach Süden am allerstärksten war (vgl. Kote 564,01 der Ostecke mit Kote 560,11 der Südecke und Kote 5,81 des Eingangs zum Osteckturm mit Kote 3,04 des Eingangs zum Südeckturm), solche Abweichungen nicht zeigt, so ist vielleicht die Vermutung nicht unbedingt abzuweisen, die Baute sei auf dieser Seite mit dem Haupteingang zuerst in Angriff genommen worden.

Das Kastell besitzt vier quadratische Ecktürme und vier quadratische Seitentürme je in der Mitte der Fronten, von denen der der Ostseite zu einem von zwei rechteckigen Türmen flankierten Tore ausgestaltet ist. Die Ecktürme haben eine Seitenlänge von rund 8 m, die Mitteltürme eine solche von rund 6 m (20 röm. Fuss). Sämtliche Türme sind durch Eingänge von 1,10—1,40 Breite über betonierte Schwellen vom Kastellinnern zugänglich. Bei den Mitteltürmen ist der Eingang genau in der Mitte, bei den Türmen der Nord- und Westecke direkt an die Kurtine der Westfront angelehnt, bei denen der Ost- und Südecke an die der Ostfront. Am besten erhalten war bei der Freilegung der Eingang zum Westeckturm (s. oben S. 91). Verbunden sind sie durch eine Wallmauer von durchwegs 1,90 Dicke und unbekannter Höhe. Die nach aussen gekehrten Seiten der Türme sind zur Erhöhung der Verteidigungsfähigkeit jeweilen stärker gebaut, als die dem Kastellinnern zugekehrten Seiten. Während die ersteren im allgemeinen 1,40—1,50 Dicke haben, beträgt sie bei den letzteren nur 1,10—1,15. Bei der Aufmauerung der Westfront, die über das ursprünglich beabsichtigte Mass ausgeführt wurde, wurden beim Nord- und Mittelturm die alten Masse nicht

streng innegehalten. Nach der Ausgrabung massen beim Nordturm die Nord- und Westseite 1,50, die Ostseite 1,00, die Südseite 1,10, während bei der Aufmauerung die Nordseite auf 1,35, die Westseite auf 1,40, die Süd- und Ostseite auf je 1,15 gebracht wurden.

Corradi glaubte am Nordturm zwei scharf ausgeprägte Bauperioden unterscheiden zu können. In der untern Schicht sei der Mörtel sehr hart, ohne Beimengung von Ziegeln und stellenweise durch eine Reihe von Ziegelstücken und kleine Feldsteine von der jüngern Mauer getrennt. Die jüngere Mauer sei flüchtig gearbeitet. Der Mörtel, weil nicht verarbeitet, bröckelig. Im Ausguss

Fig. 21. Die 1897 zerstörte Partie der Kastellmauer der Nordfront.

zeigten sich Lücken. Ich konnte diese Unterschiede nicht bestätigen, sondern finde in der allerdings nicht mit besonderer Sorgfalt ausgeführten Mauer bald da, bald dort Beimengung von Ziegelbrocken, bald wieder nicht, ohne dass das ein Kriterium für verschiedene Bauperioden ergeben würde. Der scheinbar schlechter verarbeitete Mörtel der obern Schichten ist lediglich stärker verwittert, weil diese Partien der Verwitterung länger ausgesetzt waren, während die untern durch den Boden geschützt waren. Lücken im Ausguss finden sich allerdings hie und da in der Mauer, aber nicht eben häufig. Im übrigen möchte ich das Mauerwerk nicht geradezu als flüchtig bezeichnen. In dieser Hinsicht bedürfen auch die Angaben Ferdinand Kellers S. 313 einigermassen der Berichtigung. Seine Behauptung: „Das Bindungsmittel ist überall reiner Kalk, dem sonderbarerweise

alle Beimischung von Sandkörnern fehlt", beruht offenbar auf einer nicht weit genug ausgedehnten Untersuchung der Mauerreste und entspricht der Wirklichkeit nicht. Allerdings sind die Rollsteine in reichlich Kalk eingebettet, aber diesem ist durchweg ein ziemlich grober Sand beigemischt. Der Mörtel selber hat eine weisse, oft leicht rötliche Färbung, die weniger von der Beimischung von Ziegelschlag herrührt, als von der Zerstörung des Kastells durch Feuer. Auch die weitere Behauptung: „Das Füllwerk der Mauer besteht aus eben so sehr verschwenderisch ausgegossenem, unvermischtem Kalk und unordentlich hineingeworfenen Steinen" ist nicht richtig. Auch im Gusswerk zeigt der Kalk durchweg Beimischung von Sand. Ausser im Fundament, wo die Steine flüchtig hingeworfen und gemauert sind, sind die Steine des Füllwerkes sogar mit einer gewissen Sorgfalt und fast durchweg in regelmässigen Schichten in den Kalk gebettet. Das hat bereits Mayor S. 7 hervorgehoben und zeigt deutlich Fig. 21, welche die 1897 zerstörte Partie der Nordfront in Sagittalschnitt wiedergibt.

Auch die leeren Räume, die nach F. Keller in der Mauer sehr häufig vorkommen, haben wir bei unsern Grabungen im allgemeinen ebensowenig gefunden, als sie dieser Sagittalschnitt zeigt, der ein typisches Bild der Mauer gibt.

Die Behauptung, „die Beschaffenheit der Mauer . . . . trägt alle Kennzeichen eines in Eile vollendeten Werkes an sich", ist in dieser Allgemeinheit nicht richtig. Sie ist ungleichartig gebaut, an einzelnen Stellen sorgfältiger, an andern zweifellos eiliger, an einzelnen Stellen fast durchgängig in opus spicatum, an andern so, dass auf zwei horizontale Lagen eine Lage in Ährenwerk folgt, aber doch im allgemeinen gerade auch in der Einhaltung der vertikalen Richtung gut und sorgfältig, wie namentlich auch die Abbildung der Südfront (Figur 16) zeigt. Hervorzuheben ist, was Mayor ganz richtig angemerkt hat, dass die Mauern der Kurtinen im allgemeinen fast nur aus Kieseln bestehen, während die Turmmauern ausser den hier zum zweiten Mal verwendeten Tuffblöcken ziemlich viele Ziegeleinlagen aufweisen, an denen die Brandspuren gut zu sehen sind. Für die vorspringenden Turmecken sind an der Basis, wo möglich, besonders grosse, viereckige, behauene Blöcke verwendet (s. Fig. 19).

Durchbrochen sind die Kastellmauern durch vier Eingänge, den Haupteingang auf der Ostfront und drei schmalere. Der eine südlich vom Mittelturm der Westfront, der zweite, bereits oben S. 54 beschriebene, östlich vom Nordeckturm, sind je 1,60 breit, derjenige der Südfront östlich vom Mittelturm 1,50, letzterer nach aussen durch eine grosse Sandsteinschwelle, 1,40 breit und 0,55 tief, abgeschlossen. Die ersten zwei haben nach aussen Stufen, die möglicherweise als Anschlag für eine Türe gedient haben; doch war im aufgehenden Mauerwerk von einem Anschlag keine Spur zu sehen. Denkbar ist ja auch ein Verschluss durch einen blossen Sperriegel, wie bei den Nebenpförtchen in Kaiseraugst (s. Burckhardt-Biedermann, Westd. Zeitschr. XXV [1906] S. 169). Ausser in Kaiseraugst haben wir in der Schweiz diese Schlupfpförtchen auch auf dem Kastell Burg bei Stein a/Rh.; hingegen führen sie dort nicht durch die Kastellmauer neben dem Turm hinaus, sondern durch die Türme hindurch, ebenso bei einem diesen Sommer im Legionslager von Vindonissa am Büel freigelegten Turme. Zahlreiche Parallelen von andern Kastellen hat Burckhardt-Biedermann S. 170 f. zusammengestellt. Sicherlich können diese schmalen Pförtchen nicht dazu gedient haben, bei einem Sturm auf das Kastell den bis an die Berme vorgedrungenen Feind durch einen Ausfall zurückzuwerfen; denn bei ihrer geringen Breite gestatteten sie ein rasches Ausrücken einer erheblichen Anzahl von Leuten nicht. Es ist daher wahrscheinlicher, wie bereits Lehner, „Antunnacum", Bonner

Jahrbücher 107 (1901) S. 18 gesagt hat, dass durch diese kleinen Pforten „in friedlichen Zeiten der Verkehr nach aussen sehr erleichtert wurde, während sie bei Kriegsgefahr leicht und fest zu verrammeln waren". Wichtig für die Zeitbestimmung ist, dass nach der Zusammenstellung von Burckhardt-Biedermann solche Schlupfpforten in älterer Zeit nicht nachzuweisen sind, sondern dass für „sämtliche Bauwerke, bei denen sie angetroffen werden, das Ende des dritten oder das vierte Jahrhundert entweder nachgewiesen oder mit Wahrscheinlichkeit angenommen ist". Wir werden sie daher im Schlusskapitel für die Bestimmung der Entstehungszeit des Kastells verwerten dürfen.

Ich gebe nun, in der Westecke beginnend, eine kurze Beschreibung der Fronten möglichst unter blosser Zurückverweisung auf die früheren, eingehenderen Darlegungen.

Über den Westeckturm, der, wie S. 46 erwähnt, schon von den Gebrüdern Vontobel teilweise ausgegraben wurde, ist alles Nötige S. 91 f. gesagt.

Von dort nach Norden gehend, treffen wir auf den ersten Mauerschlitz, den wir nach der Zumauerung durch Meinecke nach Analogie der übrigen auf 0,40 innere und 0,25 äussere Breite wieder ausbrechen liessen (s. S. 47).[1]) Nach den Angaben Meineckes und Corradis, die den grossen, fast 1 m breiten Deckstein als in situ in den Trümmern liegend bezeichneten (s. S. 55, 64, 75), durften wir diese übermauern. Seine Ansicht von innen zeigt Fig. 11. Alle übrigen Mauerschlitze, deren je einer zwischen jedem Eck- und Mittelturm sich befindet, mussten wir unabgedeckt lassen, da wir nicht wissen, wie hoch sie waren. Ihre Höhe wird sich nach der des Wehrganges gerichtet haben; denn wenn wir das von Meinecke an der Westfront willkürlich aufgeführte Kommandement von 1 m Höhe wieder abtragen liessen (s. S. 79), so wollen wir damit natürlich nicht bestreiten, dass einst hinter der Wallmauer ein Wehrgang als Standort für die Schützen nötig war. Die Höhe dieses am besten erhaltenen Mauerschlitzes dürfte vielleicht einen Schluss gestatten auf die einstige Höhe des Wehrganges. In diesem Falle hätten, wie ich in teilweiser Berichtigung zu der Vermutung S. 49 hier beifügen will, die Mauerschlitze lediglich als Wasserabläufe gedient. Bei der Saalburg beträgt die Höhe des Wehrganges durchschnittlich 2,20 m gegenüber einer Mauerhöhe von 4,80 m.

Nach dem Mittelturm der Westfront, über den besonders S. 66 f. zu vergleichen ist, sollten in der Kurtine jene sechs in je 1,25 m Entfernung voneinander befindlichen, durchgehenden, runden Löcher von 7 cm Durchmesser mit Gefälle nach aussen folgen; jedoch hat Meinecke sie zumauern lassen und liess sich deren Lage nicht mehr mit Sicherheit feststellen (s. S. 79 f.). Im Vorbeigehen sei aufmerksam gemacht auf den grossen aus dem Fundament hervortretenden erratischen Block (s. S. 44).

Wir kommen zum Nordturm, dessen Ausgrabung durch die Lora S. 48 erwähnt ist. Über die Balkenlöcher s. S. 51, über weitere Grabungen S. 68 und über die in seiner Sohle befindlichen Mauern der Villa rustica S. 84 f.

Von der Nordfront an ist die Aufmauerung nie höher aufgeführt, als für die betreffende Strecke die höchste Höhe des erhaltenen Mauerkerns betrug. Diese war z. B. an der 1906 zum

[1]) Nach einem erst später bekannt gewordenen Zeichnungsblatte Corradis von 1899 mit der Aufschrift „N. W. Turm — N. Turm (Innen) 1:50" betrug damals die Breite innen 0,50, aussen 0,25. Als Höhe der südlichen Wand notierte er 0,93, als die der nördlichen 0,85 über Fundamentoberkant. Übrigens war damals der Schlitz noch nicht bis auf den Grund ausgeräumt.

erstenmal unter strenger Beobachtung dieses Grundsatzes aufgemauerten westlichen Kurtine der Nordfront 1,50, dann 1,85, dann 1,65 über Fundamentoberkant (s. Tafel II).

Beim Mittelturm dieser Front ist noch der Eingang, der jetzt nicht aufgemauert ist, zu markieren, 1,10 breit, je 2,50 von der Süd- und Westecke dieses Turmes entfernt. Erhalten war er eben bloss auf eine Höhe von 0,10, so dass die Stelle des aufgehenden Mauerwerkes leicht zu verkennen war. So nach Corradis Tagebuch 1899 S. 11 zu Ergänzung der Angaben oben S. 55.

Es folgt nach Osten die 1897 zerstörte Partie, (s. S. 50 und Fig. 21 S. 95), die wir nach Abschluss der Arbeiten zumauern liessen.

Über den Osteckturm, bei dem auf Tafel II irrtümlicherweise der Eingang nicht weiss gelassen ist, vergl. S. 64 f. und über den Irrtum Mayors hinsichtlich des Einganges S. 50.

An der Ostfront ist bemerkenswert, wie sich die Kurtine besonders deutlich vom Haupteingange aus so ziemlich der ursprünglichen Senkung des Naturbodens anschmiegt. Daher ist ein doppelter Fundamentanlauf vorhanden, den Corradi, Tagebuch 1899 S. 6 richtig so beschreibt: „0,70 unter der Sohle des Mauer-Schlitzes zeigt die Mauer eine Verstärkung, die nach 2,00 m mit einem roten aus der Erde aufragenden Nagelfluhfelsen (vom Speer) aufhört". Vgl. auch S. 8 zum 17. Juli und dazu „Südostseite Blatt Nr. 4 [1:50]" : „Die Verdickung der Mauer 0,20—0,30 erzeigt sich als Fundament, d. h. Hintermauerung, die bei 8,00 [1]) einen kappenartigen Absatz von 0,38 hat. In der Ecke dieses Absatzes (—1,66) befindet sich ein senkrechtes Loch von 0,04 Durchmesser und 0,60 Tiefe in der Verdickung. Ausgesprochen war dort eine Holzstange eingemauert.[2]) Das Loch enthielt noch vollständig verstickte Holzfragmente. Die eigentliche Verdickung (Fundamentabsatz) geht nur bis zu der aus dem Boden ansteigenden Nagelfluh, von dort aber ist in fortlaufender Linie bis 14,32 die gleiche Höhe der Mauer als Hintermauerung behandelt, geht aber bei diesem Punkte wieder in Fassadenmaurerei über. Die gewachsene Erde bildet so ziemlich die gleichen Linien".

Dass zum Haupteingang, über den S. 57 ff. erschöpfend gehandelt ist, eine Rampe oder Zufahrtsstrasse geführt haben muss, ist ohne weiteres klar. F. Keller spricht S. 312 von treppenartigen Zugängen, die nach der Aussage älterer Leute zu dieser Front geführt haben sollen (s. S. 51); vgl. auch die gleichlautende Behauptung Heierlis oben S. 71. Keller verweist auch beiläufig auf die alte Zugangsstrasse, die auf der Nordostseite gegen Ober-Hittnau geführt haben soll. Auch die in Anhang III erwähnte „Zeitung vom 31. Januar 1837", die einst ins Protokoll der Ant. Gesellschaft eingeklebt war, sagt, „neben dem Hügel seien Reste einer alten Strasse". Die Unbestimmtheit des Ausdruckes gestattet keine Entscheidung. Immerhin haben wir uns vor der Freilegung der Ostfront und nach der Neuerwerbung eines weiteren Streifens Land auf dieser Seite redlich bemüht, nach Treppen, Rampen und Aufgängen zu suchen, indem wir durch das ganze uns gehörige Gebiet vor dem Haupteingange in den verschiedensten Richtungen Schlitze ziehen liessen. Die Veranlassung bot u. a. die Beobachtung, dass an mehreren Stellen der Wiese das Gras nur spärlich wuchs und trotz reichlicher Düngung bald wieder abstand, was auf das Vorhandensein von Mauerzügen oder einem Steinbett schliessen liess. Wir stiessen aber lediglich auf

[1]) Die Längen sind gemessen vom Anschluss der Kurtine an den Haupteingang, dessen Schwellenoberkant als Nullpunkt für das Nivellement angenommen ist.

[2]) Corradi vermutet darin eine Signalstange, bringt in kühner Phantasie den Mauerschlitz und das senkrechte Mauerloch miteinander in Verbindung und sagt: „Es wäre also nach dieser Seite (Osten) eine sichtbare Verbindung zu suchen mit irgend einem anderen römischen Militärposten."

Trümmer und Steine vom Kastell; gefunden haben wir nichts (Schulthess, Tagebuch S. 88 ff. und S. 118). Ich darf nicht unerwähnt lassen, dass im Winter 1905/06 beim Planieren des zum See hinunterführenden Gütersträsschens (s. Tafel I) in der Nähe der muldenartigen Senkung, etwa bei der Strassengabelung nach Punkt 550,4, lauter grosse Steine zum Vorschein kamen. Wenn diese Steine nicht erst bei der Anlage des Strässchens dorthin geführt worden sind, so könnte dort der Anfang der zum Kastelleingang hinaufführenden Rampe gewesen sein. Seit ich Kunde hievon erhielt, war eine Untersuchung des betreffenden Strässchens nicht mehr möglich, sie soll aber im Auge behalten werden.

Hinsichtlich des Südeckturms und der ganzen Südfront mit der auffallend hoch über dem jetzigen Niveau des Aussenterrains liegenden Nebenpforte darf auf S. 81 ff. und 88 ff. verwiesen werden.

Es bleiben schliesslich noch die Innenbauten zu besprechen. Zunächst die, welche sich vom Mittelturm der Südfront gegen die Westecke erstrecken. Dass ihre Mauern da, wo sie auf die Kurtinen treffen, nicht bündig, sondern lediglich angesetzt sind, ist bereits S. 61 bemerkt. Leider ist auf Tafel II an der Westfront bei Kote 6,61 die Linie der Kurtine nicht durchgezogen. Dass diese Innenbauten mit dem Kastell gleichzeitig errichtet wurden, darf wohl mit ziemlicher Sicherheit angenommen werden, da für ein Kastell eine ganze Anzahl von Räumen nötig war. Für die Benennung dieser Räume steht eine grosse Auswahl von Namen zur Verfügung. Man erwartet in einem Kastell eine Waffenhalle (armamentarium), ein Lagerheiligtum (sacellum), eine Registratur und Kanzlei (tabularium), ein Militärbad, ein Kalt- und ein Warmbad, also Heizeinrichtungen, ein Lazarett (valetudinarium), Getreidemagazine (horrea), ein Gebäude für Verwaltungszwecke (quaestorium), Räume zu Versammlungen (scholae), schliesslich auch ein Arrestlokal (carcer). Aber gerade weil uns eine so grosse Musterkarte von Namen zur Verfügung steht, wird es vorsichtig sein, sich hinsichtlich der Zweckbestimmung und Benennung dieser Innenräume jeder Vermutung zu enthalten. Ich mache lediglich darauf aufmerksam, dass von den drei rechteckigen Räumen nur der mittlere einen allerdings breiten Eingang von 3,57 hat, und bemerke, dass über die Mitte seiner Schwelle der Länge nach früher ein jetzt zerfallenes Mäuerchen von ca. 25 cm Breite sich erstreckte, das als Anschlag für irgend einen Verschluss gedient haben könnte. Von diesem mittleren Raume führt je eine Türe, die westliche 1,80, die östliche 2,78 breit, letztere ebenfalls mit einem 25 cm breiten Mäuerchen auf der Mitte der Schwelle, nach den beiden andern Räumen, die daher mit dem Hofe nicht direkt in Verbindung stehen. Dass durch diese Innenbauten die Kommunikation mit dem Westeckturme sehr erschwert war, ist klar; jedoch ergibt sich daraus meines Erachtens kein zwingender Grund für die Annahme, dass sie erst aus späterer Zeit stammen.

Welchem Zwecke die kleinen Räume mit Apsiden mit den zum Teil ausserordentlich schmalen Eingängen [1]) gedient haben, wird sich ebenfalls nicht ausmachen lassen. Richtig hergestellt wurden bei der Konservierung nur die Mauern dieser Räume; die der rechteckigen Gemächer, die nur 0,10 bis 0,20, über den Boden herausragten (s. S. 70), durften nicht bis zu 1,00 und 1,20 aufgeführt werden. Wahrscheinlich haben diese verhältnismässig schwachen Mäuerchen von 0,50—0,60 Dicke,

[1]) Der Zugang zur südlichen, kleineren Apsis ist jetzt 0,93 breit, wurde aber offenbar bei der Konservierung zu breit angelegt. Corradi, Tagebuch 1899, S. 2, hat die eigentümliche Angabe, „äussere Breite 0,40, innere 0,70“. Dort findet sich auch die nachher von ihm wieder vergessene Angabe „nirgends eine Spur von Maueranschluss“.

die sehr wenig tief oder gar nicht fundamentiert sind, Holzbauten getragen, daher die starke Brandschicht, die der Längsmauer nach gegen das Kastellinnere freigelegt wurde (s. oben S. 61). Will man hier eine Vermutung wagen, so dürfte man sie am ehesten als Vorratsräume (horrea) bezeichnen.

Eine eingehendere Besprechung erheischen an dieser Stelle die Innenbauten im nördlichen Viertel des Kastells, die man bisher meistens als Keller bezeichnet hat. Ich habe bereits S. 70 erwähnt, wie Corradi beim Ziehen des Diagonalgrabens von Nord nach Süd darauf stiess. Am 17. Aug. 1899 wurde die mittlere, vereinzelt dastehende Mauer (Kote 5,72, 5,68) geschnitten, sowie die nördlich davon gelegene mit den Koten 5,72 und 5.73 (7,73 ist ein Fehler des Lithographen). Dazu heisst es im Tagebuch 1899 S. 22: „Die nördliche Wand zeigte nur die gewachsene Erde, allein die Mauer und diese Wand schliessen eine Bahn von 1,60 ein; zu beiden Seiten sind kleine Gräben von ca. 0,30 Breite und ca. 0,30 Tiefe, die viel Tannenkohlen enthalten. Der Aushub, meistens Mauerschutt, enthält Scherben von terra sigillata, ord(inäre) rot, grau und schwarz, von Amphoren, Glas, Knochen und einen Nagel, sehr viel Wandbelag, zum Teil mit Farben und Strichen, meistens auf der Rückseite gerippt (ähnlich wie Schilfbretter) und ein grösseres Stück Betonboden. Das Ganze machte auf mich den Eindruck eines Einganges in ein Souterrain (Kellerstiege mit Holztreppe)". Wir müssen hier schon fragen, wie kommt in einen Keller oder ein Souterrain gemalter Wandbelag? Ich könnte nun einfach sagen, dass die typisch gleichen Funde, namentlich immer wieder „gemalter Wandbelag", von nun an täglich zum Vorschein kamen, glaube aber die Ausgrabungsnotizen trotz ihrer Einförmigkeit ausschreiben zu sollen, weil gerade die grosse Zahl dieser charakteristischen Fundstücke für meine Auffassung ausschlaggebend ist.

Die Funde, die am 23. August zwischen den beiden Punkten 20,00—23,50 des Diagonalgrabens gemacht wurden, sind: ein Nagel, ein Eisen, eine rote Scherbe mit eingeritzter Lineatur, graue und schwarze Knochen, ein Zahn, Mörtel erster Periode[1]).

24. August (Tagebuch S. 24). „Es zeigt sich, dass die nach der Tiefe gehende Mauer auf der äussern Seite einen wohlerhaltenen Verputz hat, und es weisen Spuren daraufhin, dass die Krone mit Sandsteinplatten belegt war; Funde: Scherben ord. rot und schwarz, Knochen und Zähne, Nägel, Verputz und Betonstücke, viele kleine Bruchstücke von Dachziegeln, Heizröhren und Bodenplatten, ein glasierter Stein.

Am folgenden Tag wurde die westliche Mauer (Kote 5,59 und 5,56) geschnitten. „Zwischen beiden ein Gang von 1,50 Breite, dessen Sohle sich gegen Westen senkt. Die westlich nach 3 m unter rechtem Winkel abbiegende Mauer von 2,12 Länge zeigt ebenfalls zum Teil noch Verputz. Funde: Nägel, Knochen (Pfriem), Scherben; terra sigillata, ord. rot und schwarz, Glas: eine Masse Scherben von Falzziegeln, Hohlziegeln und Heizröhren (S. 24)". Diese Angabe ist am folgenden Tag, 26. August, genauer präzisiert: „Die Mauer des 1,50 breiten Ganges weist auf beiden Seiten einen ziemlich gut erhaltenen Verputz auf. An der südlichen Eingangsmauer beginnt, wenn man hinunter steigt, links bei Punkt 0,75 ganz scharf abgeschnitten und mit einer Mörtelnase der Verputz, der bis an die Mauerecke zwei Meter weit wohl erhalten ist. An einer Stelle von 1 m Länge fehlt aber ca. 0,40 hoch vom Boden der Verputz und er macht besonders an dem westlichen, beinahe scharfen Rande den Eindruck, als ob hier eine Schwelle den Gang durchquerte. Dieselbe Erscheinung

[1]) Diesen Mörtel erster Periode, den Corradi noch öfter erwähnt, kannte er sehr wohl. Wenn er auch annahm, er gehöre zu einer älteren Kastellanlage, so unterschied er ihn doch sicher von dem Mörtel des erhaltenen Kastells.

gegenüber an der Nordostseite.“ Auch hier glaubt Corradi zwei solche Stufen unterscheiden zu können, indem der Mörtelverputz in der untern Partie ausgebrochen sei und so einen Schwellenansatz bilde (S. 25). Funde (S. 26): „wie früher, dann ferner Wandbelag, zum Teil rot bemalt, ein grösseres Stück mit blauem Fries, 0,08, gelber Füllung und weiss liniert. Die Füllung zeigt 0,09 vom Fries Spuren einer roten Verzierung oder Lineatur, ferner verschiedene Brocken Beton“. Auf einem vom 26. und 30. August datierten Zeichnungsblatte mit der Beischrift „Textbilder zum Aushub Nord-Süd-Graben“, das Schnitte dieser ausgegrabenen Partie gibt, ist in der rechten obern Ecke der Wandbelag so beschrieben: Fries 0,08 blau, Stuck 0,01 weiss, Füllung gelb, Strich 0,09 vom Fries rot.

28. August (S. 25) Funde: Mörtel erster Periode, Beton, Wandbelag bemalt, Scherben: terra sigillata, schwarz, grau, ord. rot und gelblich, Ziegel, Heizröhren etc. Fragmente: Glas und glasierte Steine, Knochen, beinahe ausschliesslich von jenen ausgelaugten, porösen, Zähne von Pferd und Schwein. Eisen: Nägel, Ring und ein kleiner Haken. Längs der NO-Wand ca. 1,00 breit zieht sich ca. 0,80 unter dem Plateau eine Partie Mauerschutt hin, der sehr viel Ziegelmörtel aufweist, während die SW-Seite mehr Auffüllmaterial zeigt.“ Die jetzt freistehende mittlere Mauer war in ihrem nordwestlichen Ende abgebrochen. Daraus, dass dort überall eine gleich starke Brand- und Mauerschicht lag, schloss Corradi, bei Kote 5,68 sei wirklich das Ende dieser Mauer. In der 1,60 starken Schuttschicht des Innern zwischen den Höhenkoten 4,26 und 4,20 lagen laut Tagebuch vom 29. August S. 26 „reichlich Fundgegenstände, besonders von ordinären Tonwaren, etwas terra sigillata und schwarzes Glas, verschiedenes Eisen, Knochen, hauptsächlich von den ausgelaugten, porösen, Zähne, besonders vom Schwein, auch einige vom Pferd, Beton, mehrere grosse Stücke. Wandbelag zum Teil bemalt, gelb, rosa, rot, blau und weiss. Ziegelmörtel, grob und feinkörnig. Der feinkörnige scheint als erster Verputz auf Heizröhren verwendet worden zu sein, wenigstens fand ich ein Stück, das folgende Schichtung zeigt: Heizröhre 0,02, Ziegelmörtel 0,01, grauer Mörtel und ein dünner gipsartiger, weisser bemalter Verputz“. Corradi konstatiert, dass die beiden den Eingang begleitenden kleinen Gräben sich bis in die Tiefe des Bodens des gemauerten Raumes fortsetzen und dort durch einen Quergraben gleicher Dimension verbunden sind, der Asche und Kohle, überhaupt eine starke Brandschicht enthielt, auch angebrannte terra sigillata, Reste einer Amphore, Nägel etc. Zwischen dem Quergraben und der Aushubwand ist eine Art Schwelle von lehmiger Masse, darunter der Naturboden.

Eine gleiche Treppe von 1,00 Breite, links und rechts begleitet von Gräben von 0,25 Breite, so dass die ganze Breite 1,50 beträgt, auf der Südseite. Überall die gleichen Masse, nur dass sich kein Quergraben am untern Ende fand. Funde: Scherben von terra sigillata, schwarze und ordinäre Tonware, Glas, Verputz und Nägel, wovon ein echter römischer.

Auch zum folgenden Tag, 31. August, ist wieder notiert: „Funde: Wandbelag, bemalt, Knochen, Zähne, Topfscherben, Eisenring“. Am 1. September Knochen, diverse Zähne, ein Stück durchbohrt, eine Stecknadel von Knochen oder Elfenbein (Sonde?), 12 Nägel, eine Bronzescheibe, ein Bronzesegment . . . eine Bronze (Riemenzunge), Scherben aus terra sigillata, schwarz und ordinäre, Glas, Wandbelag bemalt.“ Die Mauern hatten sämtlich eine Dicke von 0,75 m.

Es ist fast nicht zu begreifen, dass die Ausgräber nicht auf die Idee kamen, hier müsse einst ein Wohnraum gewesen sein. Darauf weist doch die ganze Ausstattung, vor allem die Menge von bemaltem Wandbelag und die Heizröhren. Statt dessen schreibt Corradi in seinem Tagebuch

am 1. September, S. 28: „Dass wir es mit einem Souterrain zu tun haben, beweist am besten, dass die jetzige Mauerkrone mindestens 0,70 von der gewachsenen Erde überragt wird". Da haben wir also die deutliche Angabe, dass die gewachsene Erde darüber lag, d. h. die Mauern des tiefer gelegenen Gebäudes, zu denen diese Räume gehörten, waren bei Anlage des Kastells, als das Innere planiert wurde, mit Erde des Naturbodens zugedeckt worden. Diese Bauten hatten jedenfalls auch reichlich Holzwerk, denn am 1. September wird erwähnt, dass „an der ersten Treppe hinter der Schwelle eine gewaltige Brandschichte 0,50 hoch ist, die viele verbrannte Scherben und Splitter, hauptsächlich von Amphoren, enthält, aber auch ord. rot, schwarz und grau und terra sigillata, nebst diesen faustgrosse Kohlenstücke, Riemenzunge, Bronzesegment und ca. 12 Nägel. Auch das Fragment eines steinartigen Gefässes. Wandbelag mit gemalter Quaste." Sehr wichtig ist die Angabe vom 2. September: „Die Mauer (gemeint ist die mit den Koten 5,69 und 5,73) setzt sich in nordöstlicher Richtung fort, ist aber stellenweise sehr tief abgebrochen. Funde, wie oben in der Nordecke: Merkwürdig grosse Zähne, Mörtel erster Periode und 24 Nägel, davon einige auf Topfscherben fest oxydiert". Das ist ja alles richtig konstatiert, vielleicht gerade deshalb, weil die Bestimmung dieser Räume dem Ausgräber nicht klar war.

Auch am 4. September werden als Funde wieder notiert Knochen, Zähne, Nägel, Pincette, Wandbelag gemalt, Scherben: terra sigillata, rot und schwarz und ordinäres Glas. Bei 3,70 (nämlich von der Westecke dieser Baute) scheint die NW Mauer aufzuhören; wenigstens stosse ich auf der Verlängerung derselben nur auf Mauerschutt, so dass sich das Terrain senkt oder das Fundament ausgebrochen ist". „An der Nordostecke (jetzt Höhenkote 5,72) ist die Mauer ausgebrochen und zeigen sich in der Verlängerung noch Spuren des Fundaments. Funde: wie immer, wenig Knochen, Wandbelag, Scherben, terra sigillata, schwarz, und ordinär, auch wieder ein Stück von Steingeschirr, Nägel. Wichtig ist, dass sich im ganzen Aushube die grösste Zahl der Funde im untern Teile der Humusschichte befinden und meistens Nägel und Kohlen auf dem Estrich, d. h. im Mauerschutt. Die Lücke zwischen der NO-Mauer und der NW-Mauer muss mit Holzwerk gesperrt gewesen sein, worauf die vielen Kohlen in dieser Partie und die Richtung der noch ersichtlichen Holzfasern hinweisen."

Fassen wir zusammen, so ergibt sich folgendes: Die Mauern dieser Bauten waren entweder ganz ausgehoben, teilweise sogar die Fundamente oder sie waren nur bis zu einer Höhe von 0,10 bis 0,15 erhalten. Es war daher verkehrt, dass sie bei der Konservierung auf 1—1 ½ m Höhe aufgemauert wurden, wie man in Fig. 11, S. 73 sieht und aus dem Grundriss Tafel II ablesen kann. Dadurch hatte man sich natürlich das Verständnis für diese Bauten verschlossen.

Die Dicke der Mauern, ihre Beschaffenheit, soweit sich diese aus den bloss 1—2 Schichten kleiner Steine, die erhalten waren, beurteilen lässt, ihre Lage, gegen 1 ½ m unter dem Kastellniveau, vor allem aber die ausserordentlich zahlreichen Funde von gemaltem Wandbelag, von „Mörtel erster Periode", dazu die Reste von Heizröhren, lassen keinen Zweifel übrig, dass wir es hier mit Resten der Villa rustica zu tun haben. Vergleichen wir den von Corradi beschriebenen Zustand dieser Bauten zur Zeit ihrer Freilegung mit denen in der Südecke des Kastells, so haben wir ganz dieselben Erscheinungen: einzelne Mauern sind abgeschlagen, andere gänzlich ausgehoben, sogar mitsamt den Fundamenten. Wieso bei der Zerstörung des Kastells gerade die Mauern unterirdischer Kellerbauten bis auf die Fundamente zerstört, teilweise mitsamt den Fundamenten ausgehoben sein sollten, dafür wird sich wohl nicht leicht eine Begründung anführen lassen. Es

wird nun auch die Annahme nicht zu kühn erscheinen, dass die beiden von Corradi als Fundamentgruben für Schwellen betrachteten „Ansätze“ nichts anderes sind als die nach dem Ausbrechen von Quermauern übrig gebliebenen Fundamentgruben. Statt der merkwürdigen, kaum verständlichen zwei Eingänge zu einem und demselben Kellerraum erhalten wir nun durch schmale Mäuerchen abgeschlossene, allerdings recht kleine Räume der Villa rustica. Natürlich schliesst das nicht aus, dass die nach Anlage des Kastells unter die Erde gekommenen Räume durch treppenartige Zugänge als eine Art Vorratsmagazine oder Keller könnten verwendet worden sein. Dass sie aber nicht aus der Zeit der Errichtung des Kastells stammen, sondern von der alten bürgerlichen Niederlassung herrühren, scheint sich mir aus den Fundtatsachen unzweifelhaft zu ergeben.

Würden wir die alten Niveauverhältnisse besser kennen, so würden wir über diese Anlagen im Innern noch sicherer urteilen können. Wir müssen uns aber mit der Feststellung begnügen, dass der Kastellboden nicht bloss in neuerer Zeit, als er bebaut wurde, durch Zufuhr von Dünger und Humus bedeutend erhöht wurde, sondern dass offenbar schon in römischer Zeit in der tiefgelegenen West- und wohl auch der Südecke (s. S. 69 f.) Zufüllungen zum Zwecke der Planierung stattfanden.

Zum Schlusse ist noch eine Frage kurz zu erörtern. J. Heierli spricht in seinen Berichten wiederholt, so z. B. im 41. Bericht der Antiq. Ges. S. 6, von „zwei Bauperioden seit Entstehung des Kastells“, nimmt also im ganzen drei Bauperioden an. Als Beweis für diese Auffassung dienen ihm und auch Burckhardt-Biedermann, Westd. Zeitschr. XXV (1906) S. 140, die beiden Mauern in der Sohle des Nordeckturmes. Dass diese aber nicht anders zu beurteilen sind, als die im Südeckturm gefundenen Mauern, also zur Villa rustica gehört haben, glaube ich oben S. 84 f. gezeigt zu haben. Sie bezeugen nicht einen spätern Umbau des Kastells, sondern weisen auf jene ältere Periode hin, wo auf dem Hügel eine bürgerliche Ansiedelung stand.

Wiederholt führt sodann Heierli als Beweis für die zwei Bauperioden die Spuren von zwei nur wenig voneinander entfernten Estrichböden an. Entweder haben wir es da mit ehemaligen Hypokaustanlagen zu tun, falls an der betreffenden Stelle Spuren von Suspensuren gefunden sind, oder es ist ein und derselbe Estrich, der, weil schlecht gelagert, ungleichmässig eingestürzt ist (s. S. 63, Anm. 1), oder endlich wir haben mit der Annahme zu rechnen, dass Mauerschutt, der unter dem Einflusse durchsickernden Wassers zusammengeklebt war, bei der Ausgrabung als Estrich betrachtet wurde (s. S. 46). Welche Bewandtnis es mit den „zwei nur wenig voneinander entfernten Estrichböden“ im Mittelturm der Westfront hat, wurde bereits S. 66 f. dargelegt. Damit fallen die Hauptstützen dieser These von den zwei Bauperioden seit Entstehung des Kastells. In der Tat finde ich auch weder in Corradis Ausgrabungsberichten, noch in seinen Aufrissen je zwei Estrichböden über- oder nebeneinander erwähnt oder gezeichnet. Die ganze These von den zwei Bauperioden seit Erbauung des Kastells lehne ich mit um so grösserer Bestimmtheit ab, als das Kastell durchaus den Eindruck einer einheitlichen, nach wohl überlegtem Plane auf einmal entstandenen Baute macht.

Das Kastell Irgenhausen ist ein Werk aus einem Gusse, nicht besonders sorgfältig, aber auch keineswegs flüchtig gebaut. Selbstverständlich ist die Arbeit nicht gleichmässig, da offenbar an verschiedenen Stellen gleichzeitig gearbeitet wurde und von den verschiedenen Mannschaftsabteilungen mit ungleicher Sorgfalt. Das zeigt sich besonders klar an der gut erhaltenen Südfront, wo, wie bereits erwähnt (S. 96), die Partie vom Mittelturm aus östlich aus geradezu tadellosem Ährenwerk besteht (s. Fig. 16), während unterhalb des Mittelturmes selber und westlich von ihm die Mauerung weniger schön ist, die Köpfe der Steine nicht so plastisch hervortreten und die Fugen mit Mörtelkalk dicht ausgestrichen sind (Fig. 18).

IV. Schlussbetrachtung.

„Der Sage nach", heisst es in frühern Berichten (s. S. 44 und auch Henry Webers Neues vollständiges Ortslexikon der Schweiz, Zürich 1862, S. 285) „soll hier ein römisches Kastell gestanden haben." Durch lange geduldige Grabung haben wir das Kastell freigelegt. Wir dürfen uns dieses Erfolges freuen; denn das Kastell ist wegen der Gestalt und Anordnung der Türme eigenartig, ein, wie wir sehen werden, nicht gerade häufiger Typus. Hüten wir uns aber in der Freude darüber, nun das weitaus umfangreichste und besterhaltene Bauwerk der Ostschweiz aus römischer Zeit zu besitzen, seine Bedeutung zu überschätzen, sondern suchen wir, ruhig abwägend, die Frage zu beantworten, aus welcher Zeit dieses Kastell stammt, das, wie im Vorhergehenden wiederholt betont und, ich glaube sagen zu dürfen, auch bewiesen wurde, ein einheitlicher Bau aus einem Gusse ist. Der Lösung dieser Frage dürften wir am ehesten nahe kommen, wenn wir die Lage des Kastells ins Auge fassen und daraus einen Schluss zu ziehen suchen auf seine Zweckbestimmung, auf die Rolle, die dieser Burg von ihren Erbauern zugewiesen wurde.

Ferd. Keller, Die römischen Ansiedelungen der Ostschweiz I, Mitt. d. A. G. XII 7 (1860) S. 313, hat, vorsichtig wägend und prüfend, uns hier den sicheren Weg gewiesen. Jacques Mayor, „Notes sur le Castellum d'Irgenhausen" und J. Heierli, „Neue Zürcher Zeitung", 20. November 1899, Nr. 322 Morgenblatt, sind ihm gefolgt, und ich habe seinen Ausführungen nichts Wesentliches beizufügen, höchstens kann ich sie da und dort etwas erweitern und durch Heranziehung neueren Vergleichsmaterials sichern.

Das Kastell Irgenhausen [1]) liegt mitten in einem archäologischen Zentrum. Ich brauche nur an die zahlreichen Pfahlbauten am Pfäffikersee, vor allem an Robenhausen, zu erinnern, oder die Leser einzuladen, einen Blick zu werfen auf die archäologische Karte des Kantons Zürich von Dr. J. Heierli.

Kastell Irgenhausen liegt nicht an der Hauptheerstrasse Vindonissa-Arbor felix-Brigantium [2]), sondern von dieser südlich zurückgeschoben, so dass es vom Rheine annähernd sechs Stunden, von Vitudurum (Oberwinterthur) und Zürich je vier Stunden und von den südlich folgenden Stationen Kempraten und Jonen am obern Zürichsee etwa drei Stunden entfernt ist. Es liegt an dem Verbindungswege zwischen den Niederlassungen Kempraten und Jonen und dem Kastell Vitudurum. Von diesem Wege kennen wir ein etwa eine Stunde langes Stück zwischen Pfäffikon und Kempten (Campodunum); aber wir können ihn weder nördlich noch südlich mit Sicherheit verfolgen, da wir dort keine römischen Ansiedelungen kennen, die uns als Wegweiser bei der Strassenforschung dienen könnten.

---

[1]) Ich nenne die Befestigung unbedenklich Kastell. Die Ansicht Ferd. Kellers S. 311 Anm. 11. Irgenhausen sei ein *burgus*, und *burgus* habe seit dem 3. Jahrh. ein kleineres Kastell geheissen (Veget. de re mil. IV 10: *castellum parvulum quod burgum appellant*) ist irrig. Wir wissen jetzt durch eine ganze Anzahl von Bauinschriften, für das Gebiet der Schweiz durch die Bauinschrift der Römerwarte von Etzgen, dass die rund 8 m ins Geviert messenden *speculae* der römischen Rheinbefestigung *burgi* hiessen. Vgl. hierüber zuletzt O. Schulthess, Anzeiger 1907, S. 193.

[2]) Zur Namensform s. M. Ihm, Pauly-Wissowa, Realencyklopädie der klass. Altertumswissenschaft III S. 846. *Brigantium* hat Ptolemäus, *Brigantio* die Tabula Peutingeriana, *Bringantia* das Itinerarium Antonini und Ammianus Marcellinus; der letzte, am meisten gebrauchte Name ist also jedenfalls der spätere.

Das Kastell auf Bürglen beherrscht das Tal des Pfäffikersees und die durch dieses vom Rhein nach dem obern Zürichsee und weiterhin nach den rätischen Alpenpässen führende Strasse. Die Ebene zwischen dem Balmerberg und dem moorigen Seeufer ist verhältnismässig schmal, nur etwa 1200 m breit und war dereinst, als das Irgenhauser-Ried noch vom See überdeckt war, gewiss noch erheblich schmäler[1]). Es war also doch wohl möglich, auch mit einer nicht gerade starken Truppenabteilung einen von Norden andringenden Feind hier eine Zeitlang aufzuhalten. Wir dürfen demnach Irgenhausen als Strassenkastell oder modern Sperrfort bezeichnen. Freilich ist es uns nicht möglich zu sagen, auf welchen grösseren Waffenplatz es sich stützte, da wir die Strassen so schlecht kennen. Das ist ja ohne weiteres klar, dass dieses Kastell bei seinem verhältnismässig geringen Umfange einem längeren Angriff nicht zu trotzen vermochte. Für eine längere Verteidigung hätte das Kastell mit seinen kaum 0,36 ha (3600 m^2) zu wenig Leute gefasst; denn es vermochte noch lange nicht einer Kohorte, nicht einmal einem Numerus Raum zu bieten. Nach den Ergebnissen der Erforschung des Obergermanisch-rätischen Limes[2]) hat nämlich ein Numeruskastell durchschnittlich einen Inhalt von 0,6 bis 0,7 ha, ein Kohortenkastell ist dreimal grösser, 2 ha[3]). Ich darf auch daran erinnern, dass möglicherweise der Burghügel kein Wasser hatte, was ebenfalls die Möglichkeit einer längeren Verteidigung ausschloss (s. oben S. 48). Immerhin konnte, gestützt auf das Kastell, ein vordringender Feind hier aufgehalten werden, auch wenn die vielberufene Sperrmauer vom Kastell zum Seeufer hinunter nie existiert haben sollte (s. oben S. 50). Mit Anlehnung an den isolierten, das ganze Tal beherrschenden Hügel war es möglich, den Vormarsch des Feindes aufzuhalten, den Rückzug der eigenen Leute zu decken.

Daraus ergibt sich ohne weiteres der Schluss, dass das Kastell Irgenhausen in den letzten Zeiten der Herrschaft der Römer über das östliche Helvetien erbaut sein muss, eine Datierung, die auch aus bautechnischen Gründen ohne weiteres einleuchtend ist. Es ist also entstanden in jener Zeit, wo das rechtsrheinische Germanien längst aufgegeben war und der Rhein als Grenze des Römerreiches nur noch mit grösster Anstrengung behauptet werden konnte. Wir werden also die Errichtung des Kastells in Beziehung zu setzen haben zu der Befestigung und Sicherung der Grenze am Schweizerrhein. Diese war schon unter Augustus angelegt worden, dann aber nach der Errichtung des obergermanisch-rätischen Limes, weil zwecklos geworden, zerfallen. Ein erstes Mal wurde sie unter Diocletianus am Ende des 3. Jahrhunderts, ein zweites Mal in aller Eile unter Valens, Valentinianus und Gratianus in den Jahren 370 und 371 wiederhergestellt. Wir sind nämlich auf Grund der Bauinschriften der Römerwarten von Etzgen (B. Pick, Anzeiger 1893 S. 269 ff) und vom Kleinen Laufen *(Summa rapida)* bei Koblenz (O. Schulthess, Anzeiger 1907 S. 190 ff)

[1]) Soeben hat sich über diese Frage Dr. J. Messikommer im Feuilleton der „Neuen Zürcher Zeitung", 28. Nov. 1910 geäussert und auf Grund seiner Beobachtungen über die Vermoorung die Vermutung ausgesprochen, dass der Pfäffikersee sich einst viel weiter ausdehnte und bis gegen das Ende des ersten Jahrtausends unserer Zeitrechnung einen nördlichen Abfluss hatte.

[2]) Nach Ernst Fabricius, Die Besitznahme Badens durch die Römer. Neujahrsblatt der badischen hist. Kommission 1905, S. 77; vgl. auch die Zusammenstellung von Th. Burckhardt-Biedermann, Westd. Zeitschr. XXV (1906) S. 161 f. und Hettner, Bericht über die Erforschung der obergermanisch-rätischen Limes (1895) S. 24 f. und Anhang S. 35 f.

[3]) Um ein bestimmtes Beispiel anzuführen, erwähne ich, dass als Besatzung des 4,3 ha fassenden Kastells Welzheims die *ala I Flavia* nachgewiesen ist (Fabricius S. 84), die vorher in dem 3,7 ha grossen Alenlager Cannstatt stationiert war. Eine *ala quingenaria* als Besatzung für das Kastell Cannstatt hat M. Ihm, Wochenschr. f. klass. Phil. 1907 S. 1177 aus der Inschrift des Abnoba-Altars erschlossen, da dieser von einem *stator*, der Ordonnanz eines Alenpräfekten, errichtet ist.

berechtigt, anzunehmen, dass Valens und Valentinian den für die Donaulinie ausdrücklich bezeugten Grundsatz, teils Türme am Grenzwall wiederherzustellen, teils solche neu zu errichten, auch auf die Rheinlinie angewendet haben. Ein Erlass, wie er nach Cod. Theod. 15, 1, 13 an den Statthalter von Dacia ripensis erlassen wurde, erging also sicher auch an die Statthalter von Raetia und Sequania: *in limite . . . praeter eas turres quas refici oportet (si forte indigeant refectione) turres administrationis tempore quotannis locis opportunis extrue.*

Es wäre also möglich, die Erbauung des Kastells in die Zeit Valentinianus I (364—375) hinunterzurücken. Diesem Ansatze wären auch die Münzfunde (s. Anhang I) nicht ungünstig, da diese mit Valens und Valentinian abbrechen. Es ist nämlich ein Irrtum, doch wohl Gedächtnisfehler (s. Anhang II am Schluss), wenn F. Keller von Münzen des Valentinianus II (375—392) und des Theodosius (379—395) spricht, die auf dem Kastell gefunden sein sollen; ebensowenig sind Münzen der frühen Kaiserzeit hier konstatiert. Wir müssen aber bedenken, dass die Münzfunde für die Zeit der Entstehung nicht direkt beweisend sind, sondern uns lediglich sagen, dass das Kastell so lange, als Münzreihen vorhanden sind, benutzt worden sei. Wir würden also daraus schliessen, dass das Kastell vor dem Ende des vierten Jahrhunderts aufgegeben wurde, und diese Annahme stimmt mit dem überein, was wir auch sonst über die Preisgabe der Ostschweiz durch die Römer wissen.

Was aber die Zeit der Erbauung des Kastells anbetrifft, so sprechen, wie mir scheint, eine ganze Reihe von Gründen für die Annahme, dass es unter Diocletian errichtet worden sei. Es sind teils allgemeine historische Erwägungen, teils solche bautechnischer Art, die bei der Beschreibung in Kap. III bereits hervorgehoben worden sind. Ich erinnere namentlich an das, was ich oben S. 88 über die Nebenpforten gesagt habe. Vor allem aber ist daran festzuhalten, dass die bereits von Ferd. Keller, Anzeiger 1871 S. 240 f, vertretene Anschauung, die Rheinbefestigung sei, soweit sie nicht schon in augusteischer Zeit angelegt wurde, im wesentlichen das Werk Diocletians, nicht nur nicht erschüttert, sondern in neuerer Zeit durch die sorgfältigen und eingehenden Untersuchungen von Th. Burckhardt-Biedermann [1]) in jeder Hinsicht gestützt und bestätigt worden ist. Burckhardt-Biedermanns Ausführungen sind so erschöpfend und überzeugend [2]), dass ich ihnen nichts beizufügen habe. Es scheint mir darnach sicher [3]), dass die Rheinfestungen auf Burg bei Stein a. Rh. (bezw. Eschenz, *Tasgaetium*), Zurzach (*Tenedo*), Mumpf, Kaiseraugst, Horburg und auch Basel, obgleich hier eine solche Befestigung erst für die Zeit Valentinians bezeugt ist (Amm. Marc. 30, 3, 1 zum Jahre 374), der Grenzwehr Diocletians zuzuweisen sind, die in den Jahren 294—296 nach einem grossartigen, umfassenden Plane angelegt wurde. Das Jahr 294 ist inschriftlich gesichert für Vitudurum (Oberwinterthur), nur wissen wir nicht, ob es sich da um einen Neubau oder eine Umbaute handelte; doch ist letztere Annahme entschieden wahrscheinlicher. In dieser Zeit wird auch das Strassenkastell Irgenhausen errichtet worden sein. In dieser Zeit versteht man auch seine Zweckbestimmung am besten, denn es ist bekannt, wie man in der Spätzeit „auch im Innern

[1]) „Römische Kastelle am Oberrhein aus der Zeit Diocletians", Westd. Zeitschr. XXV (1906) S. 129—168; vgl. auch den Vortrag desselben Verfassers „Die römische Grenzwehr in der Schweiz", Bericht über den 7. Verbandstag der west- und süddeutschen Vereine für römisch-germanische Altertumsforschung in Basel, S. 51—54 des Sonderabdruckes aus dem Korrespondenzbl. des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine 1906.

[2]) Ähnlich urteilt Dragendorff, Bericht über die Fortschritte der römisch-germanischen Forschungen in den Jahren 1906/1907 (Frankfurt a. M. 1909), S. 146.

[3]) Vgl. namentlich auch die Zusammenfassung der gewonnenen Ergebnisse durch Burckhardt-Biedermann. S. 160 f.

des Landes die Strassen durch Kastelle sichern musste. Die Kastelle von Neumagen, Bitburg, Jünkerat, Alzey u. a. sind gute Beispiele dafür“ (Dragendorff a. a. O. S. 148). „Irgenhausen ist ein Fort, welches hinter den im ersten Jahrhundert angelegten und unter Diocletian wieder hergestellten Verteidigungsanstalten die Bestimmung hatte, teils als Verstärkung jener Linie zu dienen, teils die Wege nach dem Gaster und dem obern Rheintale zu sperren, wenn die Alemannen den Rhein überschritten hatten und die auf der Südseite des Stroms angeordnete Grenzwehr zu durchbrechen im Begriffe waren. In dieselbe Zeit und denselben Plan, den Zugang zu den Alpenpässen zu erschweren, gehören auch der Wall in der Kluse bei Masseltrangen (unweit Schännis im Gaster) zwischen dem Zürcher- und Walensee (F. Keller S. 335 f.), ferner die diesseits des Kastells Cur quer durch das Tal gezogene Mauer (Landwehr bei Masans, s. F. Keller S. 334 f.) und andere ähnliche Werke“ (F. Keller S. 312), denen wir das schon seit längerer Zeit bekannte, aber noch nicht genauer untersuchte römische Kastell auf dem St. Georgsberg bei Berschis oberhalb Walenstadt beifügen dürfen.

Ausschlaggebend ist für mich der Grundriss, vor allem die viereckigen Eck- und Mitteltürme, ein Typus, den wir mit Sicherheit fast nur aus der Zeit Diocletians nachweisen können. Schon Ferd. Keller hatte auf die Analogie von Schaan im Fürstentum Liechtenstein hingewiesen, das jedoch nur zum Teil erhalten und, so viel ich weiss, nur durch F. Keller, Mitt. d. Ant. Ges. XV (1864) Tafel III Fig. 7 bekannt gemacht ist[1]).

Deutlichere Analoga bieten spätrömische Befestigungen, die Max van Berchem und Ed. Fatio auf einer Reise in Syrien fanden und deren Grundrisse Mayor, Supplément aux notes sur le castellum d'Irgenhausen 1898 (s. oben S. 51) zuerst mitzuteilen im Falle war. Vor allem die Citadelle von Salamidje, dem alten Salaminias, an der Strasse von Apamea nach Palmyra stimmt in allen Stücken, sogar in den hier später als Schiessscharten ausgebauten zahlreichen „Mauerschlitzen“ mit Irgenhausen überein; nur ist dieses Kastell bedeutend grösser (Seitenlänge zirka 150 m gegenüber rund 60 in Irgenhausen). Etwas weniger gut erhalten ist das nicht weit davon entfernte Mouschrifé. Leider kennen wir weder die Zeit dieser beiden Anlagen mit Sicherheit, noch sind sie meines Wissens überhaupt seither genauer beschrieben worden.

Denselben Grundriss und die viereckigen Eck- und Mitteltürme finden wir sodann wieder in Kastellen der Provinz Arabia, die R. E. Brünnow und A. v. Domaszewski, „Die Provincia Arabia“ Bd. I 1904, Bd. II 1905, Band III 1909 musterhaft beschrieben und gezeichnet haben und die bereits Burckhardt-Biedermann zur Vergleichung mit Irgenhausen herangezogen hat. Burckhardt-Biedermann hat das einschlägige Material so gründlich verarbeitet und die Beweisgründe für die Entstehung dieser Bauten in diocletianischer Zeit so geschickt verwertet, dass ich lediglich seine Ausführungen im Auszuge wiederzugeben brauche. Besonders frappant ist die geradezu völlige Übereinstimmung des Grundrisses von Irgenhausen mit dem obern von zwei Muhâtet el Haddsch genannten Kastellen oben am südlichen Rande der fast senkrechten Wand des Arnontales, nahe bei der von Madeba bis Ain Sadaka (südöstlich von Petra) führenden Trajansstrasse (Brünnow & Domaszewski Bd. I S. 44 und Abb. 1; darnach Burckhardt-Biedermann S. 141 Abb. 1). Auch die Grössenverhältnisse stimmen

[1]) Über neuere Untersuchungen der Heerstrasse Brigantium-Curia auf dem Gebiete des Fürstentums Liechtenstein s. Dr. Samuel Jenny, Mitteilungen der k. k. Centralkommission 1900, wieder abgedruckt unter dem Titel „Römische Villa bei Nendeln“ im Jahrbuch des hist. Vereins für das Fürstentum Liechtenstein Bd. III (1903) S. 189—202 (mit 2 Tafeln).

annähernd, indem Irgenhausen 60 m Seitenlänge hat, das genannte arabische Kastell ungefähr 50. Nur haben beim letztern die Türme keinen Eingang vom Kastellinnern. Durchaus gleich ist namentlich auch der Toreingang im Süden, gebildet durch zwei viereckige Tortürme von 4,80 Breite und 5,50 Tiefe, die 1,45 über die Kurtine nach aussen und 1,85 nach innen vorspringen. Das Eingangstor liegt im Süden nach der Strasse zu, die es zu decken hatte, während bei Irgenhausen das Eingangstor von der Strasse abgekehrt und auf der für die Deckung der Rückzugslinie günstigsten Südostseite angebracht ist. Burckhardt-Biedermann datiert das von Domaszewski nur allgemein als „spätrömisch“ bezeichnete Kastell mit Wahrscheinlichkeit in die Zeit Diocletians. Bestätigt wird dieser Schluss durch zwei weitere Strassenkastelle am äussern arabischen Limes, der östlichen der arabischen Wüste entlang führenden Strasse, nämlich Kasr Bschēr, ebenfalls in der Nähe des Arnon (Brünnow & v. Domaszewski Bd. II S. 49 f, (Tafel XLIII), das durch die Bauinschrift als diocletianisch erwiesen ist, ein nicht ganz regelmässiges Quadrat mit 54 bis 57 m Seitenlänge, und Dadschanija, bedeutend südlicher, mit zirka 101 m Seitenlänge und daher je zwei Zwischentürmen an den Seiten und zwar auch an der Seite des von zwei Tortürmen gebildeten Eingangs, nach von Domaszweski bestimmt für eine *cohors quingenaria equitata.*

Eine weitere Stütze erhält die Zuweisung dieser Bauten mit viereckigen Türmen in die nach grossartigem System angelegte Grenzbefestigung Diocletians durch eine Anzahl nordafrikanischer Limesfestungen, auf die Burckhardt-Biedermann S. 144 f hinweist. In Betracht kommt vor allem der nordwestliche Teil von Rapidi, wo ebenfalls eine Inschrift Diocletians gefunden ist und das benachbarte Ain Bessem. Die beiden sind freilich erheblich grösser als Irgenhausen, ersteres 272 × 160, letzteres zirka 130 × 140 m.

Auf Grund dieses reichen Vergleichsmaterials ergibt sich folgendes: „Ganz gleich beschaffen wie Irgenhausen im Kanton Zürich und wie Schaan im Liechtensteinischen ist das Kastell am Arnon in Arabia, das seinerseits benachbart und in der Bauart verwandt ist mit dem als diocletianisch bezeugten Kasr Bschēr. Diesem wieder gleichartig sind Dadschanija und afrikanische Bauten aus Diocletians und Maximians Zeit. Ich glaube daraus schliessen zu dürfen, dass jene beiden ersten in der Schweiz und am Oberrhein ebenfalls in die diocletianische Grenzbefestigung einzureihen sind. Irgenhausen hatte nach dem Neubau von Tasgaetium und dem Wiederaufbau von Vitudurum den Verbindungsweg zu decken, der von den beiden aus an den Handelsweg von Zürich nach Chur führte, Schaan dagegen die Hauptstrasse von Bregenz nach Chur zu schützen“ (Burckhardt-Biedermann S. 145 f.).

Keinen besonderen Nachdruck möchte ich auf die von J. Mayor hervorgehobene, doch wohl ziemlich zufällige Tatsache legen, dass die Verbindungslinien des Kastells Irgenhausen mit Bürglen am Rutschberg bei Ottenhausen oberhalb Seegräben und mit dem Speckholz nördlich vom Pfäffikersee — an ersterer Stelle war sicher eine römische Ansiedelung, die einmal eine genauere Untersuchung verdienen würde, an der zweiten sehr wahrscheinlich — ein gleichzeitiges Dreieck von 2700 m Seite ergeben. Wenn die Anlagen gleichzeitig wären, was wir nicht wissen, so könnte man ja allerdings annehmen, dass der Hügel von Speckholz, der über die Ebene nördlich von Pfäffikon einen ziemlich weitreichenden Überblick gewährt — mit *specula* hängt aber Speckholz etymologisch nicht zusammen — dazu diente, den von Norden herannahenden Feind zu sichten, die beiden andern befestigten Punkte dazu, ihn an den ziemlich schmalen Durchgängen westlich und östlich vom Pfäffikersee aufzuhalten.

Über die Zerstörung des Kastells wissen wir nichts Sicheres. Das von Heierli, „Neue Zürcher Zeitung“ a. a. O. skizzierte Bild dürfte im allgemeinen richtig sein: „Das Römerreich erlag in wiederholten Anstürmen der Germanen, und mit vielen anderen Kastellen und Ansiedelungen teilte auch Irgenhausen das Schicksal, zerstört zu werden. Die Alemannen zogen ein und liessen sich auch in der Gegend am Pfäffikersee nieder. Weiler und Gehöfte entstanden. Um 811 werden Irincheshusa und Faffinchova genannt und wenige Jahre später das heutige Bussenhausen, das nicht bloss in seinem Namen, sondern auch in den alemannischen Gräbern, die im Gögel daselbst gefunden wurden, die Spuren unserer eigensten Vorfahren uns vorgeführt hat. Von Nordwesten her winkt das „alte Dorf“ (Fehraltorf) mit seinem uralten Kirchturm und im Bepper oder Betbur zu Fehraltorf mag das erste christliche Gotteshaus dieser Gegend gestanden haben.“

Mit diesen Feststellungen müssen wir uns für einmal begnügen; denn für eine sichere Entscheidung aller Fragen, zu denen das Kastell Veranlassung bietet, fehlen uns die Mittel. Vor allem fehlt uns, wie bereits angedeutet, eine genauere Kenntnis des römischen Strassennetzes. Hier liegt die Forschung in der ganzen Schweiz noch sehr im argen [1]). Möge es der Archäologischen Kommission der Schweizerischen Gesellschaft für Erhaltung historischer Kunstdenkmäler, die nach der Untersuchung der römischen Rheinbefestigung dazu übergehen wird, die Römerstrassen in der Schweiz zu verfolgen, gelingen, hier weiter zu kommen und so vielleicht auch auf die Verbindung von Irgenhausen mit andern Plätzen etwas helleres Licht zu werfen.

Ich betrachte es als nicht ausgeschlossen, dass eine wissenschaftlich genaue Bearbeitung der Einzelfunde von Irgenhausen, eine Arbeit, zu der die Heranziehung einer Reihe von Spezialisten notwendig sein wird, noch über einzelne Fragen etwas näheren Aufschluss geben wird. Möglich auch, dass die Verwendung eines reicheren Vergleichsmaterials aus diocletianischer und früherer Zeit noch die eine oder andere Frage etwas bestimmter zu beantworten gestattet. Beides lag aus Gründen der Ökonomie vorläufig nicht in meiner Absicht.

Als meine Aufgabe habe ich es betrachtet, vor allem einen Überblick über das bisher Geleistete zu geben, die zum Teil schwer zugänglichen Ausgrabungs- und Fundberichte kritisch gesichtet zu verwerten und einem für die ältere Geschichte unserer engeren Heimat interessierten Leserkreise vorzulegen. Möchte es mir gelungen sein, das Interesse für diesen wertvollen Besitz unserer Gesellschaft wach zu halten und auch etwa einen neuen Helfer zu gewinnen für die Erforschung der Spuren, die die Römer in unserer Heimat hinterlassen haben.

---

[1]) Das der ganzen Strassenanlage zugrundeliegende System ist uns allerdings bekannt und u. a. von J. Heierli, „Über das römische Grenzwehrsystem am Schweizerrhein“, Jahresbericht d. geographisch-ethnographischen Gesellschaft in Zürich 1904—1905 S. 66 f., zutreffend charakterisiert; vgl. auch Burckhardt-Biedermann a. a. O. S. 160 f.

Anhang.

I. Verzeichnis der von Irgenhausen stammenden römischen Münzen im Schweizerischen Landesmuseum in Zürich.*)

1. Denar von Iulius Caesar. Coh. I. 17. No. 49 stark abgenutzt und verbogen.
   Elefant rechtshin marschierend. CAESAR
   Opfergeräte, ohne Schrift. Kat. der Antiq. Ges. 1843.
2. Grossbronze von Antoninus Pius. Coh. II. 378. No. 1120.
   Kopf mit Lorbeer n. r. ANTONINVS AVG PIVS P P
   Antonin opfernd. VOT SVSCEPTA DEC III . . . . .
   mittelmässig erhalten. Kat. der Antiq. Ges. 1843.
3. Gelbbronze von Antoninus Pius (fraglich) schlecht erhalten.
   Stehende weibl. Figur mit Füllhorn.
4. Kleinbronze von Gallienus. Coh. V. 347. No. 5.
   GALLIENVS Kopf rechtshin.
   ABVNDANTIA AVG Im Felde B. Stehende weibl. Figur.
   Gef. Villa rustica ausserhalb des südl. Eckturms.
   Inv. No. LM. R. 877 und AG. 11840.16)
5. u. 6. Kleinbronze von Gallienus. Coh. V. 362. No. 155—166.
   nicht genauer bestimmbar. Revers: Hirsch, Reh, Antilope?
   (DI)ANAE CONS . . . .
   Zwei ähnliche Exemplare.
7. Denar, versilberte Kleinbronze, von Tetricus pater. Coh. VI. 99 Nr. 70. Kat. der Antiq. Ges. 1843.
   . . TETRICVS P . . . Kopf m. Strahlenkrone r.
   LAETITIA A . . . Weibl. Figur mit Kranz und Anker.
8. Unbestimmbar, wahrscheinlich Tetricus.
9. Rohe gallische barbar. Nachahmung einer kleinen Bronzemünze im Charakter derjenigen von Tetricus.
10. Kleinbronze von Claudius Gothicus. Coh. VI. 145. No. 159.
    IMP CLAVDIVS AVG Kopf mit Strahlenkrone r.
    MARS VLTOR Im Felde H. Mars n. r., schlecht erhalten.
11. Kleinbronze von Claudius Gothicus? Dem Kopf nach. Unterschrift erloschen.
    Revers Altar . . . ECRA (Consecratio). Kat. der Antiq. Ges. 1843.

*) Diese Münzen stammen zum allergrössten Teil aus der Sammlung der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich (s. Anhang III.). Das Verzeichnis hat Herr E. Hahn, Assistent am Schweiz. Landesmuseum, hergestellt, wofür ihm und der Direktion des Landesmuseums auch an dieser Stelle bestens gedankt sei.

12. Kleinbronze von Probus. Coh. VI. 284. No. 319.
    IMP · C · M · AVR · PROBVS AVG Büste mit Strahlenkrone.
    IOVI CONSERVAT Jupiter stehend. Im Abschn. VTI.
13. Kleinbronze von Diocletianus. Coh. VI. 416. No. 14. Gut erhalten.
    IMP DIOCLETIANVS AVG Büste mit Strahlenkrone.
    ANNONA AVG In Abschn. XXIA. Weibl. Figur mit Ähren, Füllhorn und Maass.

Kat. d. Antiq. Ges. 1843.

14. Mittelbronze von Maximianus Hercules. Coh. VI. 501 . No. 75. (306—310 n. Chr.)
    IMP · C · MAXIMIANVS P · F · AVG Kopf mit Diadem n. r.
    CONSERVATORES VRB · SVAE Tempel d. Roma mit 6 Säulen. Unten TT.
15. Kleinbronze aus der Zeit von circa 280—350, stark abgenützt.
16. Kleinbronze von Constantinus. Coh. VII. 242. No. 123. Sehr gut erhalten.
    CONSTANTINVS AVG Kopf mit Lorbeer n. r.
    D N CONSTANTINI MAX AVG unten TT.
    in Lorbeerkranz VOT XX.

Kat. Antiq. Ges. 1843

17. Constan . . .
18. CONSTAN . . . Kleinbronzen, nicht näher bestimmbar.
19. Kleinbronze von Valentinianus I. Coh. VIII. 92. No. 37.
    D · N · VALENTINIANVS P · F · AVG Kopf m. Diadem r
    SECVRITAS REIPVBLICAE Victoria.
20. Kleinbronze von Valentinianus? unbestimmbar.
21. Kleinbronze von Valens. Coh. VIII. 110. No. 46.
    D · N · VALENS P · F · AVG Büste mit Diadem r.
    SALVS REIPVBLICAE 4 Feldzeichen. Abschn. SMEQ
22. Kleinbronze von Valens. Coh. VIII. 110. No. 47.
    D · N · VALENS P · F · AVG Kopf mit Diadem.
    SECVRITAS REIPVBLICAE. Victoria.

Die seit den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts vom Antiquarischen Verein „Lora“ in Pfäffikon angelegte Lokalsammlung enthält eine ganze Anzahl römischer Münzen, die zu einem guten Teil vom Kastell Irgenhausen stammen dürften. Da jedoch im dortigen Verzeichnis versäumt wurde, die Provenienz anzugeben, so lassen sich leider die Münzen der „Lora“ für unsere Zwecke nicht verwenden.

II. Sonstige Einzelfunde.

Wie sich aus der Zusammenstellung der Protokollnotizen im Anhang III ergeben wird, wurden in früherer Zeit, bevor man auf dem Burghügel systematisch grub, fast nur Münzen aufgehoben. Andere Fundgegenstände gelangten nur gelegentlich an die Sammlung der Antiquarischen Gesellschaft. Um so mehr wird es geraten sein, die zerstreuten Angaben über weitere Einzelfunde hier zusammenzustellen. Herr D. Viollier, Assistent am Schweiz. Landesmuseum, hatte die Freundlichkeit, die Eingangsverzeichnisse der Antiquarischen Gesellschaft und des Landesmuseums daraufhin durchzugehen und mit den gegenwärtigen Beständen des Landesmuseums zu vergleichen. Leider gelang ihm bei den älteren Fundstücken der Idenditätsnachweis nur selten. Für die gefällige Mithülfe sei auch hier Herrn D. Viollier und der Direktion des Schweiz. Landesmuseums höflich gedankt.

F. Keller, Die römischen Ansiedelungen in der Ostschweiz I, Mitteil. d. Antiquar. Gesellschaft XII. 7 (1860) erwähnt S. 313 „die aus dem Schutte, womit die Kastellfläche bedeckt ist, hervorgezogenen Scherben von arretinischer Töpferware (terra sigillata), von Heizröhren und Fensterscheiben und bemalten Wänden, die sich besonders in der südöstlichen Ecke häufen“ und S. 314 „gebrannte zur suspensura von Hypokausten gehörende Platten, denen mit sehr abgenutztem Stempel die Worte Masti Of aufgedrückt sind, ferner durch Kunst

gerundete, mehrere Pfund schwere Kiesel- und Granitkugeln[1]), die zu Geschossen bestimmt waren und eiserne Waffen."

Leider wurde von diesen eisernen Waffen und den S. 313 aufgezählten Gegenständen nichts aufbewahrt; dagegen sind im Katalog der Antiquar. Gesellsch. Zürich II (1891) folgende Fundstücke aus Irgenhausen aufgeführt, denen ich die Inventar-Nummer (AG) und die Nummer des Eingangsregisters (R) beifüge.

S. 34. Eine Platte von einem Hypokaust, AG 2807 | R 2687, jetzt Landesmuseum Saal IV Nr. 3649, 18 × 18 cm, 5 cm dick mit dem Stempel MASTI OF.

S. 35. Der Deckstein (?) eines Säulchens, jetzt Landesmuseum No. 3635.

S. 124. Der Stempel einer Privatziegelei, AG 2808 | R 2757, jetzt Landesmuseum No. 3657. Es ist dies offenbar die zerbrochene Ziegelplatte, die auf Ersuchen Ferd. Kellers Vontobel, der Besitzer des Kastells auf Bürglen, aufgehoben und eingesandt hatte (s. unten Anhang III, Protokoll-Auszug vom 6. Dezember 1856). Das 1898 gefundene Ziegelstück mit dem Buchstaben M scheint verloren zu sein. Dieser Stempel MASTI OF(ficina) der, wie erwähnt, schon 1860 von Ferd. Keller, Mitteil. d. A. G. XII 7 S. 314 angeführt, dann von Keller u. Meyer, I. Nachtrag zu den Inscr. Conf. Helv., Mitteil. d. A. G. XV 5 (1865) S. 217 publiziert war, wurde nach einer aus Ferd. Kellers Nachlass stammenden Pause als „noch nicht publiziert" von Schneider, Anzeiger 1885 S. 192 mitgeteilt und Taf. XIII Fig. 5 in natürlicher Grösse abgebildet.

S. 146. Ein eiserner Schlüssel lakonischer Form AG 2977 | R 3411, jetzt Landesmuseum 1727.

S. 146. Ein Tonwirtel AG 2978 | R 1062, jetzt Landesmuseum 2150. Vgl. unten Anhang III, Sitzung vom 21. November 1857.

Ausserdem ist im Eingangsregister der Antiquar. Gesellsch. R 3879 | AG 2979 eine Sichel von Eisen als Geschenk Vontobels von 1859 angeführt, die es nicht zu identifizieren gelang.

Der Burghügel war vor dem Beginn der Ausgrabung durch die Antiquarische Gesellschaft Zürich an einer grossen Zahl von Stellen durchwühlt worden, wie sich bei der Freilegung des Kastells erwies. Der Eingang war sogar dieser Schatzgräberei zum Teil zum Opfer gefallen. Man durfte daher von vornherein bei den letzten Grabungen nur auf eine ganz bescheidene Ausbeute an Einzelfunden rechnen. Was zum Vorscheine kam, wurde sorgfältig aufgehoben und dem Landesmuseum übergeben. Es gelangten dorthin am 2. August 1903 lt. Eingangsregister des Landesmuseums 7038 (A. G. 11840) der Bronzefuss eines Gefässes (Vitrine 78 No. 16394), Scherben und Eisenresten (Schublade CLV No. 16395—16406), 3 Stücke eines zerbrochenen Mühlsteins (Souterrain No. 16407), ein Mörtelklumpen (Schublade CLVI No. 16408) und andere im Souterrain untergebrachte Gegenstände, und am 4. September 1908, ausser der Anhang I No. 4 genannten Kleinbronze des Gallienus, lt. Eingangsregister 10524 | AG 11840 ein kreisförmiger Bronzezierknopf (Panzerbuckel) (No. 19112), eine bronzene Armbrustfibel (No. 19113) und eine vorläufig im Souterrain des Landesmuseums magazinierte Kiste mit den Säulenresten, Ziegeln und Tonscherben, die oben im Ausgrabungsberichte erwähnt sind. Nicht hierher gehört der mittelalterliche Steigbügel von Irgenhausen im Landesmuseum No. 2864, vgl. Anhang III.

Es schien uns nicht ratsam, alle diese Einzelfunde in unsere Darstellung einzubeziehen. Da sie, soweit sie nicht im Textteile herangezogen sind, für die Beurteilung des Bauwerkes nicht von ausschlaggebender Bedeutung sind, so scheint es uns richtiger, sie gelegentlich im „Anzeiger f. Schweiz. Altertumskunde" im Zusammenhang zu beschreiben und abzubilden.

1) Diese meint wohl Rochholz, Katalog Aarau (1879) S. 14, der unrichtigerweise auf Anz. f. schweiz. Gesch.- u. Altertumskunde I (1855) S. 53 verweist.

III. Auszüge aus den Protokollen, Korrespondenzen und Berichten der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich über Funde im Kastell Irgenhausen.

Sitzung vom 15. Januar 1837. (Protokoll I S. 18). Nach Vorlage eines Briefes von Ingenieur Frei über Altertümer bei Irgenhausen wird beschlossen, an Vontobel zu schreiben, der Näheres davon wisse.

Sitzung vom 22. Januar 1837. (Protokoll I S. 19). Es werden 5 römische Münzen von Ulrich Vontobel in Irgenhausen und eine silberne aus dem Mittelalter vorgewiesen.

Sitzung vom 29. Januar 1837. (Protokoll I S. 19). Nach einem Brief von Kammerer Meier in Pfäffikon werden die Münzen abgetreten. Es soll dafür gedankt werden.

Nach der Notiz einer „Zeitung (welcher?) vom 31. Januar 1837," die ins Protokoll eingeklebt war, aber jetzt verloren ist, war darunter je ein Claudius Gothicus und ein Constantinus.

Brief von Dr. Hirzel vom 16. November 1843 (Korrespondenzen der Antiquar. Gesellschaft III 52). Er sende als Geschenk von Lieutenant Vontobel im Kastell Irgenhausen gefundene Münzen.

Dr. Ochsner in Luckhausen schickt mit Brief vom 16. November 1849 eine im Kastell zu Irgenhausen gefundene Kupfermünze des Maximianus (Korrespondenzen der A. G. VII 147), die in der Sitzung vom 23. März 1850 vorgewiesen wurde (Protokoll II S. 148).

Sitzung vom 8. November 1856. (Protokoll III S. 62). Dr. Meyer-Ochsner berichtet über die Vermehrung der Münzsammlung im Jahre 1856 und erwähnt u. a. 5 Münzen „der spätesten Zeit", Gallienus, Claudius Gothicus, Constantinus, Valentinianus, geschenkt von Herrn Vontobel, dem Besitzer des Grundstückes zu Irgenhausen, auf welchem die Ruinen eines römischen Kastells stehen und bemerkt, dass die Sammlung bereits „wertvollere Münzen" aus diesem Fundort besitze. (S. auch Berichte der Antiquar. Gesellsch. XII (1855/56) S. 5).

Sitzung vom 6. Dezember 1856. (Protokoll III S. 71): „Im Kastell zu Irgenhausen waren bisher noch keine römischen Ziegel gefunden oder wenigstens deren Fund nicht beachtet worden. Auf eine Einladung an den Besitzer, das Augenmerk darauf zu richten, sendete derselbe bald unserm Präsidenten, Dr. Keller, eine grosse Ziegelplatte. Dieselbe ist leider gerade durch ihre Marke hindurch entzweigebrochen, so dass zwei Buchstaben zugrunde gingen. Es ist auch zu bedauern, dass die Marke nicht den Namen der Legion oder Cohorte, sondern nur des Zieglers trägt; man liest *Masti* oder *Marti officina.*"

Sitzung vom 21. November 1857. (Protokoll III S. 124). Spindelstein (Tonwirtel), gefunden im Kastell Irgenhausen bei Pfäffikon.

Sitzung vom 30. Januar 1858. (Protokoll III S. 140). Dr. Meyer-Ochsner erwähnt im Bericht über die Vermehrung der Münzsammlung im Jahre 1857 4 Kupfermünzen aus dem Kastell Irgenhausen, je ein Probus, Claudius Gothicus, Valens und Valentinianus, welche die Gebrüder Vontobel der Sammlung geschenkt haben.

Sitzung vom 27. März 1858. (Protokoll III S. 166. Berichte der Antiquar. Gesellsch. XIV (1857/8) S. 3). Runge weist zwei eiserne Steigbügel aus dem Kastell Irgenhausen, ein Geschenk der Gebrüder Vontobel, vor.

Sitzung vom 10. April 1858. (Protokoll III S. 168—169). Ferd. Keller legt einen der Steigbügel von Irgenhausen vor. Prof. Koechly erhebt starke Zweifel dagegen, dass er römisch sei oder dass, wenn das Ding römisch sei, es ein Steigbügel sei. Die Römer und Griechen hatten keine Steigbügel. Diese kamen erst unter Justinian auf. Ferd. Keller bemerkt, dass das Objekt kaum etwas anderes als ein Steigbügel sein könne und dass es mitten unter römischen Münzen und Geräten 6 Fuss tief im Boden gefunden worden sei und fährt fort: „Wenn die Römer wirklich keine Steigbügel gekannt haben, so rühre vielleicht dieser etwa von einem gallischen oder rätischen Reiter her; übrigens erinnere er daran, dass, wenn die Steigbügel in den römischen Schriftstellern nicht genannt seien, die Pferdehufeisen auch nirgends genannt seien, und doch besitzen wir unzweifelhaft römische. Herr Dr. Giesker: Die alten Deutschen kannten die Steigbügel sicher nicht; leicht möglich aber ist, dass die Römer bei der Reise über Berge der Bequemlichkeit wegen sich solcher bedienten.

Man beschloss, den Steigbügel später noch einmal zur Besprechung vorzulegen, und inzwischen sich umzusehen, ob wirklich die Römer keine Steigbügel gehabt haben."

Eine erneute Vorweisung des Steigbügels scheint nicht erfolgt zu sein; wenigstens berichtet das Protokoll nichts davon, auch nicht der Bericht XIV (1857/58) S. 3, wo der Steigbügel S. 4 unter die römischen Gegenstände eingereiht

ist. Jetzt befinden sich diese zwei Steigbügel im Schweiz. Landesmuseum als No. 2864 unter den mittelalterlichen Gegenständen.

Sitzung vom 17. Januar 1863. (Protokoll IV S. 227 bis). Dr. Meyer berichtet, dass eine im Kastell Irgenhausen gefundene Kupfermünze des Gallienus in die Sammlung gelangt sei, auf der statt der *Diana Conservatrix Augusti* das ihr geweihte Tier, die Hirschkuh, abgebildet sei (s. oben Anhang I No. 5 und 6).

Im Anzeiger f. schweiz. Altertumskunde I (1869) S. 117 wird als Geschenk von Dr. F. Keller erwähnt eine im Kastell Irgenhausen gefundene Kupfermünze des Kaisers Tetricus; vgl. auch den Fünfundzwanzigsten Jahresbericht d. Antiquar. Gesellsch. Zürich (1868—69). Es ist der oben Anhang I No. 7 beschriebene Denar.

Es ist wohl nicht überflüssig darauf hinzuweisen, dass weder in diesen Protokollnotizen Münzen des Theodosius erwähnt sind, noch unter den aus Irgenhausen stammenden Münzen des Schweiz. Landesmuseums sich ein Theodosius befindet. Es wird daher ein Gedächtnisfehler sein, wenn F. Keller, Die römischen Ansiedelungen der Ostschweiz I., Mitteil. d. Antiquar. Gesellsch. XII 7 (1860) S. 314 sagt: „Fast alle diese Münzen, mit ganz geringer Ausnahme, sind unter der Regierung der spätern Kaiser, einige unter Theodosius und Valentinian II geprägt worden.“ Auch von Valentinianus II haben wir keine Münzen aus Irgenhausen; es liegt wohl Verwechslung mit Valentinianus I vor, s. Anhang I No. 19.

Inhaltsverzeichnis.

I. Das Kastell Irgenhausen vor der Ausgrabung 43 (3)

II. Die Ausgrabungs- und Konservierungsarbeiten (1898—1909) 53 (13)

III. Beschreibung des Kastells im gegenwärtigen Zustande 94 (54)

IV. Schlussbetrachtung 104 (64)

Anhang I. Verzeichnis der von Irgenhausen stammenden römischen Münzen im Schweizerischen Landesmuseum in Zürich 110 (70)

II. Sonstige Einzelfunde 111 (71)

III. Auszüge aus den Protokollen, Korrespondenzen und Berichten der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich über Funde im Kastell Irgenhausen 113 (73)

Tafel I—IV.

Topographischer Plan
des
Römerkastell's Irgenhausen
mit Umgebung.

Mitt. d. Ant. Ges. in Zürich. Bd. XXVII Heft 2.

Tafel I.

Aufnahme von K. Nörbel, Ing. 1910.

Maßstab - 1:2500

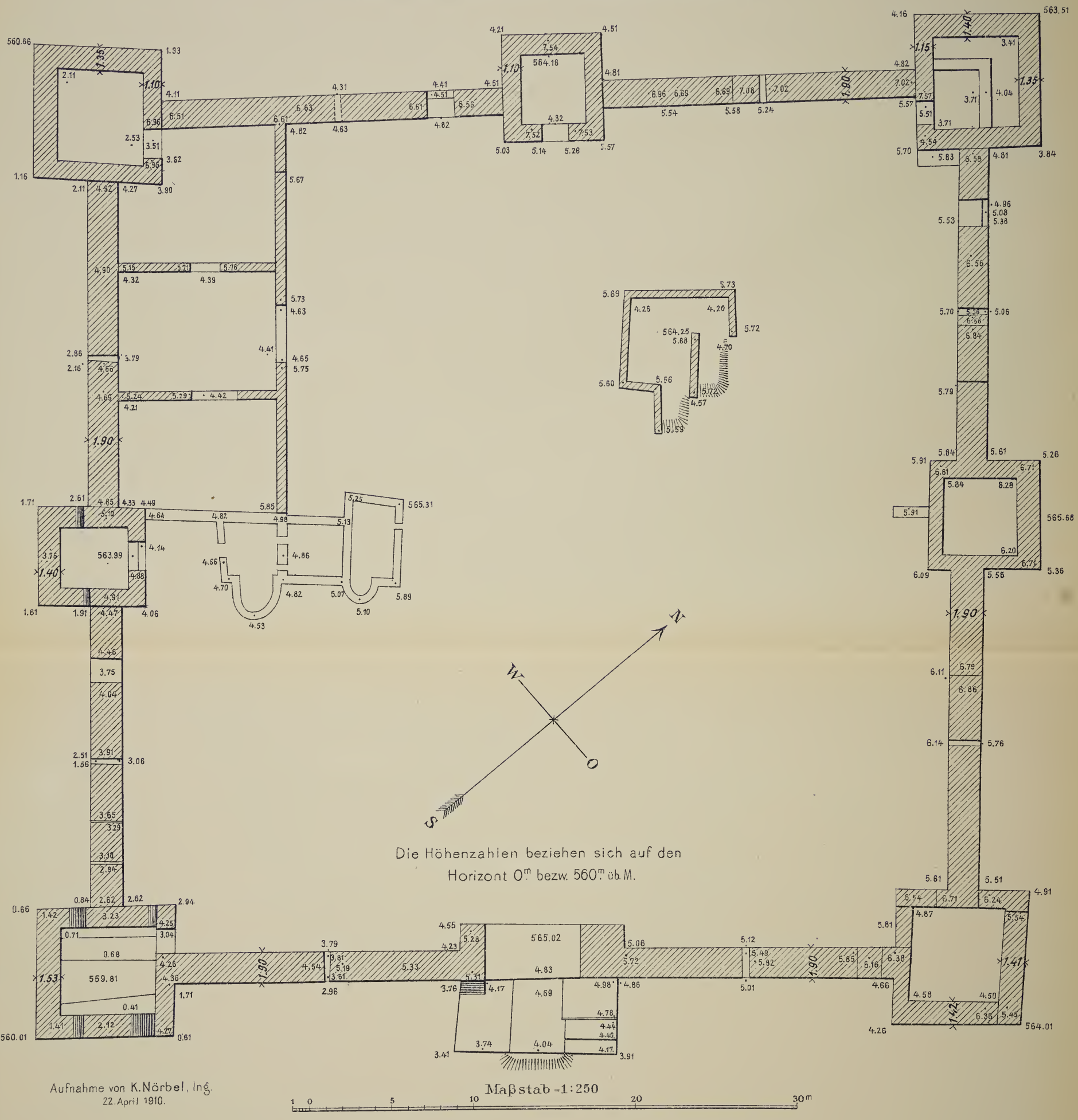
10 0 50 100 200 300 m.

Aequidistanz - 1m

Lith. v. E. Attorfer, Zürich.

Mitt. d. Ant. Ges. in Zürich
Band XXVII. Heft 2.

Grundriss
des
Römerkastell's Irgenhausen



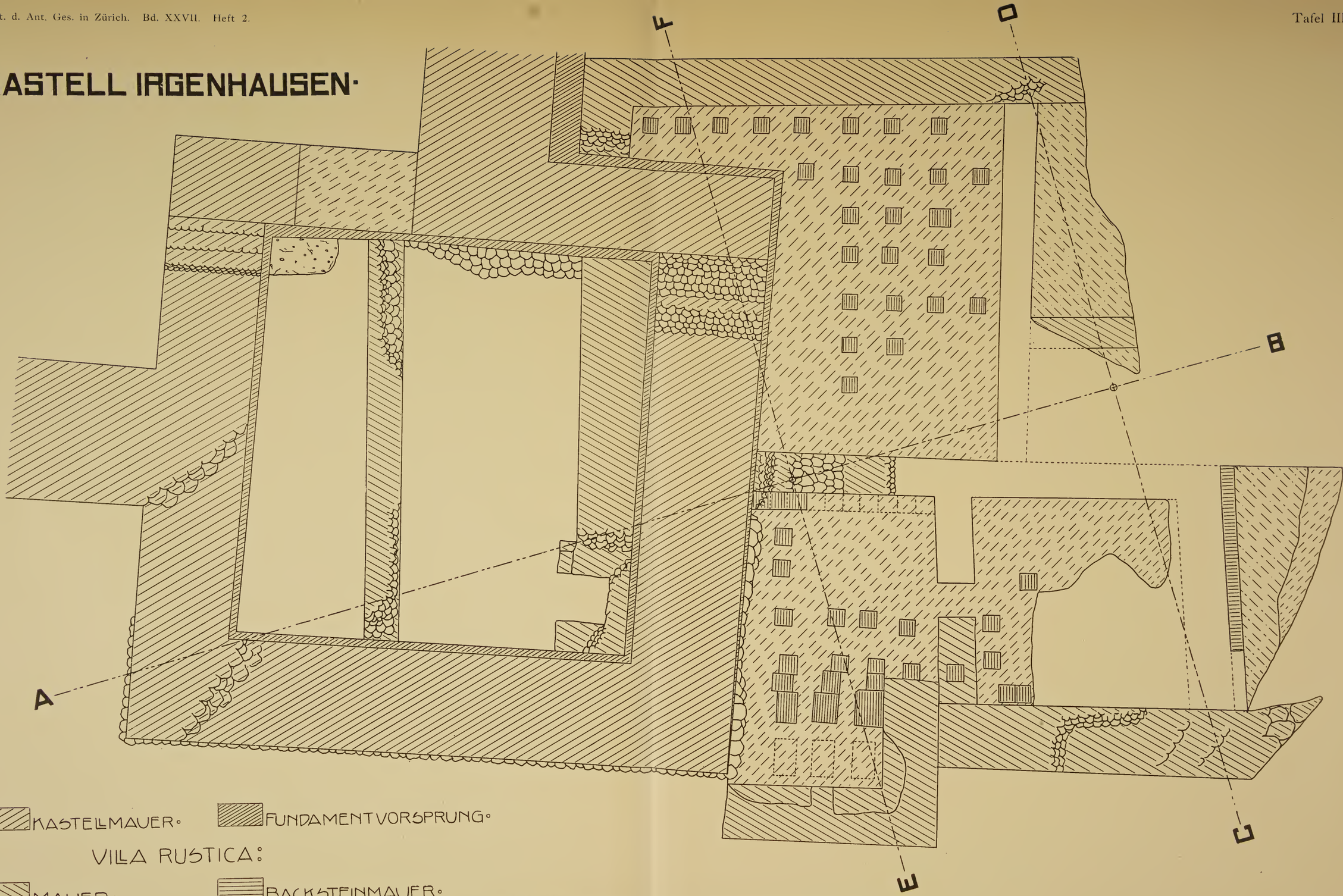
Die Höhenzahlen beziehen sich auf den
Horizont 0m bezw. 560m üb. M.

Aufnahme von K. Nörbel, Ing.
22. April 1910.

Maßstab 1:250

1 0 5 10 20 30 m

·KASTELL IRGENHAUSEN·



KASTELLMAUER. FUNDAMENTVORSPRUNG.

VILLA RUSTICA:

MAUER. BACKSTEINMAUER.

HYPOKAUSTPLATTEN. ESTRICH.

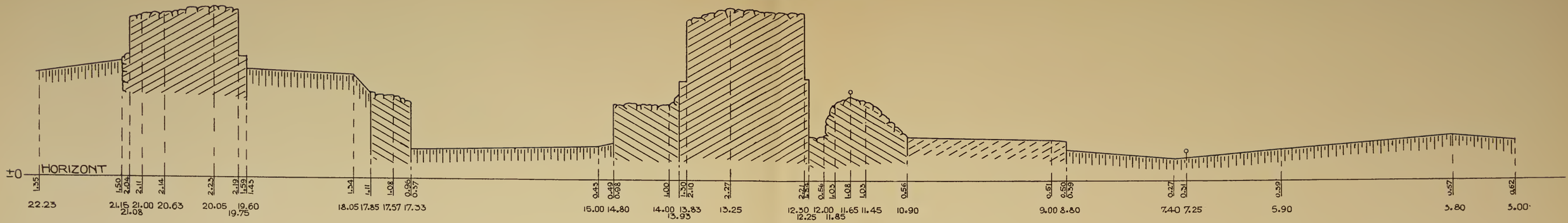
ESTRICH MIT ZIEGELMÖRTEL.

·GRUNDRISS DER SÜDOSTECKE·

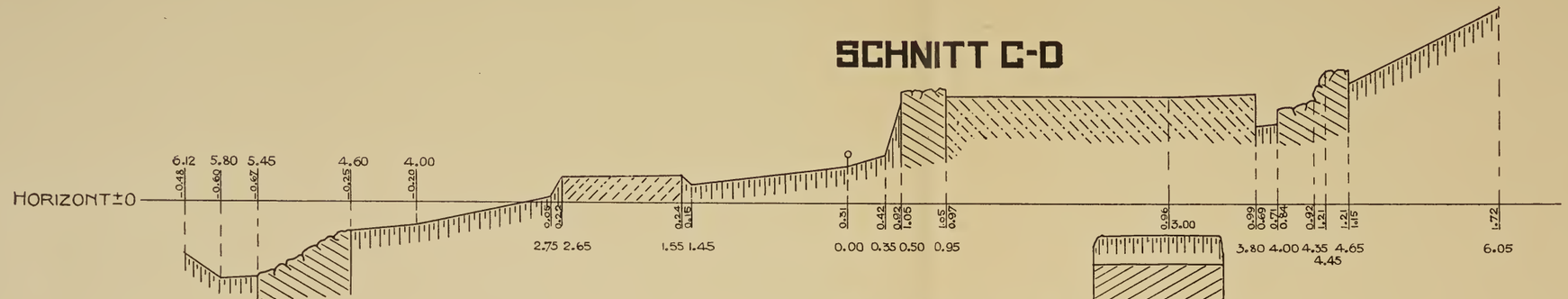
1 0 1 2 3 4 5

·KASTELL IRGENHAUSEN·

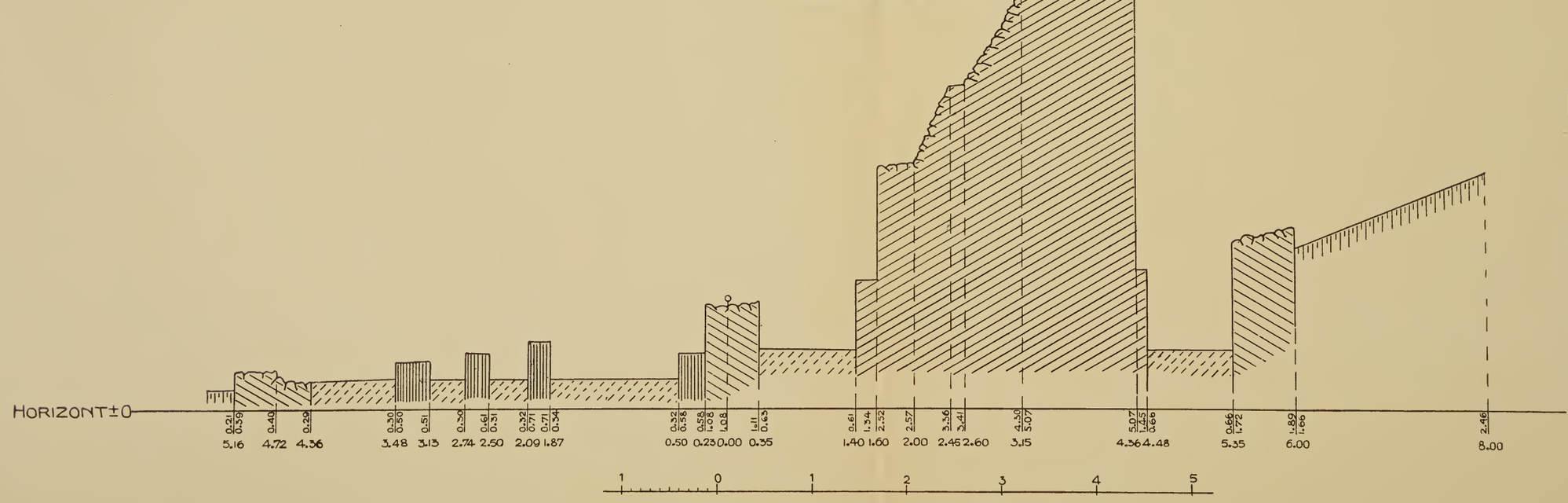
SCHNITT A-B



SCHNITT C-D



SCHNITT E-F



KASTELLMAUER.

VILLA RUSTICA:

MAUER.

HYPOKAUSTPLATTEN.

ESTRICH.

ESTRICH MIT ZIEGELMÖRTEL.

HUMUS.

(Stich von Hegi, aus Vogel: Denkwürdigkeiten).

Schloß und Städtchen Grüningen
wie es bis 1819 ausgesehen hat.

Das

Schloß Grüningen.

Von

Gustav Strickler,

Sekundarlehrer in Grüningen.

Mit 6 Tafeln und 37 Textillustrationen.

Zürich.

In Kommission bei Beer & Co.

Druck von Fritz Amberger vorm. David Bürkli. 8725

1913.

Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich.
Band XXVII, Heft 3.

Inhaltsverzeichnis.

A. Topographie 121 (5)
B. Das Schloß, Bauart und Teile 122 (6)
C. Geschichtlicher Überblick 126 (10)
I. Unter den Freiherren von Regensberg 126 (10)
II. Der Handel um Burg und Herrschaft Grüningen 128 (12)
1. Die Äbte des Klosters St. Gallen 128 (12)
2. Kauf durch Rudolf von Habsburg 130 (14)
3. Urkunde des Abtes Konrad von St. Gallen 133 (17)
4. Unter den Königen Albrecht und Rudolf 139 (23)
5. Unter den Geßlern 140 (24)
6. Herzog Friedrich von Österreich 142 (26)
III. Belagerungen im Alten Zürichkrieg 143 (27)
IV. Waldmannzeit 148 (32)
V. Zeit der Wiedertäuferunruhen 149 (33)
VI. Das Zeughaus im Schlosse 152 (36)
VII. Das Grüninger Quartier 154 (38)
VIII. Verpachtung des Schlosses und der Güter 156 (40)
IX. Die Pfarrwohnung im Schlosse 158 (42)
X. Abbruch des Schlosses 160 (44)
D. Die Schloßkirche 169 (53)
E. Jetzige bauliche Einrichtung 184 (68)

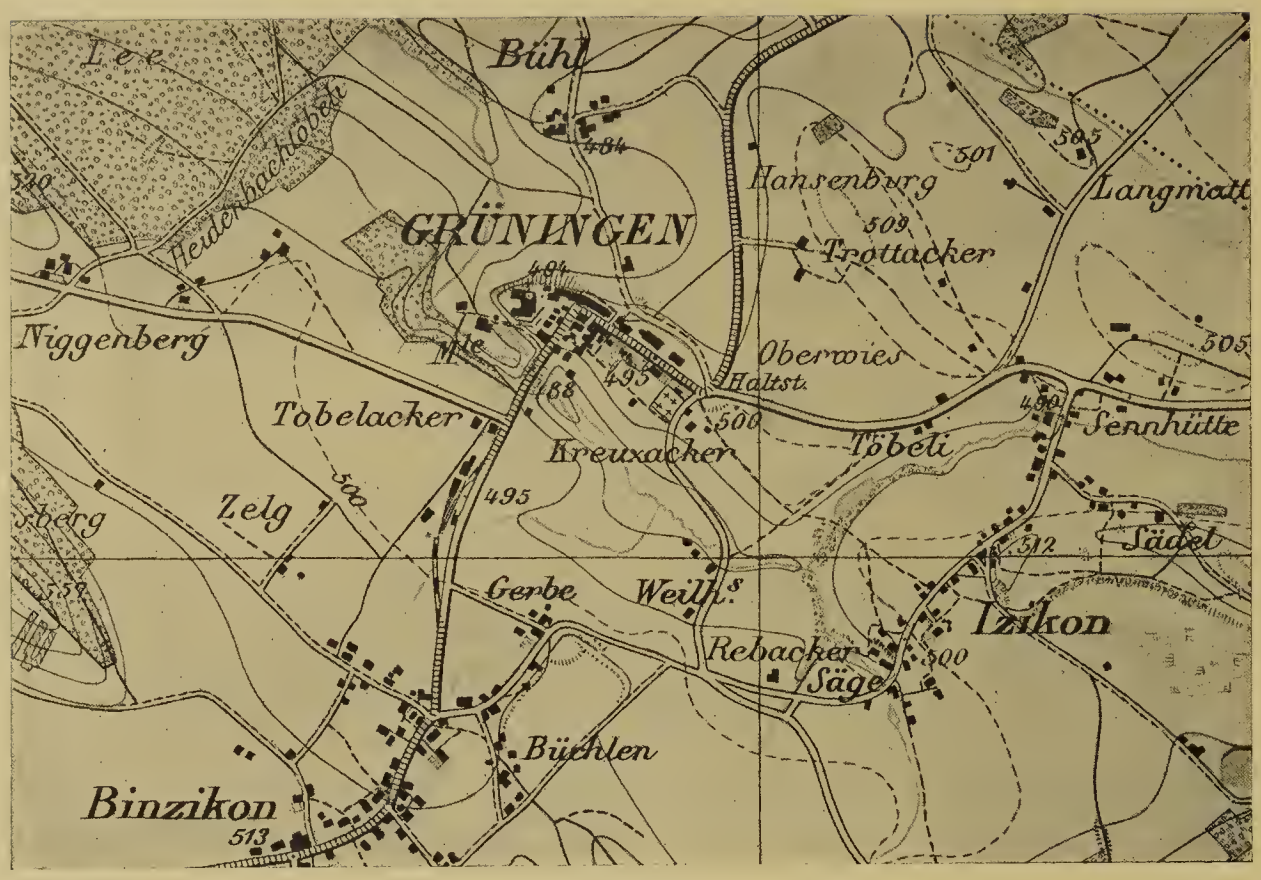
„Schön ist es, auf ein Land als seine Heimat hinschauen zu können, das mit den Reizen der Natur geschmückt ist; schöner noch der Blick auf die Geschichte der Heimat.“ M. Birmann.

Topographie.

Auf einem länglichen Felsenhügel aus grundfester Nagelfluh im obern Glatt-Tal (Bezirk Hinwil) erhebt sich 494 m über Meer das Schloß Grüningen. Der Hügel verläuft in der Richtung von Osten nach Westen, steigt im Osten sanft an, hat eine Länge von zirka 375 m und eine Breite von 70 bis 100 m und erhebt sich an seiner höchsten Stelle ungefähr 15 m über dem Bette des Aabaches, der den Hügel im Westen umfließt.

Zu äußerst auf dem westlichen Ende des Hügels thront stolz über dem wiesengrünen Gelände das Schloß, während der größte Teil des Höhenzugs vom Städtchen mit seinen zusammengebauten Häusern eingenommen wird. Imposant präsentiert sich das Schloß, wenn man sich ihm von Süden, Westen oder Norden nähert. Während das Terrain nach Norden in wellenförmigen Bodenerhebungen ziemlich steil abfällt, wird das Schloß auf der südlichen Seite von einem tiefen, mit Tannen, Buchen, Erlen und Gebüsch bewachsenen Tobel malerisch umgeben, das in Äonen vom rauschenden Aabach, dem Oberlauf der Glatt, ausgeschwemmt worden ist. Durch seine Erosionstätigkeit hat der Bach das Tobel immer mehr vertieft, sodaß es in Kriegszeiten ein ausgezeichnetes Annäherungshindernis bildete.

Vom Schlosse aus genießt man eine prachtvolle Aussicht auf das umliegende Land, die Allmannkette mit dem Bachtel und Rosinli, auf den Etzel, die Hohe Rhone, den Pfannenstiel, bis zur Lägern und dem Schwarzwald reicht der Blick und gegen Süden schließt der majestätische Alpenkranz mit seinen firngekrönten Häuptern, vom Säntis bis zum Pilatus, das entzückende Panorama. Diese außerordentlich günstige Lage war zum Bau eines Schlosses nur zu verlockend. Wohl hat es in der Nähe noch andere, gewaltigere, höhere Moränenhügel und Drumlins aus der Gletscherzeit, die hätten in Betracht kommen können; aber keiner bot zum Bau einer Burg so viele Vorteile wie der exponierte Hügel, auf dem Schloß und Städtchen Grüningen gebaut sind. Auch hier bestätigt sich wieder die Tatsache, wie äußerst findig unsere Vorfahren in der Wahl der Baustelle für Schlösser waren.



Das Schloß.

Bauart und Teile.

*) Der wichtigste Teil der ganzen Burganlage war der feste Turm, der stärkste Stützpunkt, der sich nach der Einnahme der übrigen Burg noch selbständig verteidigen ließ. Der Querschnitt des Turmes ist quadratisch, die äußere Seite des Quadrates mißt beinahe 12 m, die innere 4 m, sodaß die Mauerdicke unten fast 4 m und in einer Höhe von 11 m noch 3,5 m beträgt, demnach erweitert sich der Hohlraum von unten nach oben.

Im untern Teile war der Turm unzugänglich. Der Eingang zum Turm ist vom dritten Stocke des Wohnhauses zugänglich. Von dort aus führt nämlich eine Galerie hinüber, der sogenannte Hürdengang, der 1781 neu gemacht wurde.

Der Turm hatte bis zu einer Höhe von zirka 11 m gar keine Öffnung, weder Türe noch Schießscharte, und mag ursprünglich wohl seine 20 m Höhe gehabt haben. Der phantasiereiche Volksmund verbreitete die Sage, er gehe so tief in den Boden hinein, als er über ihn emporrage!

Als im August 1895 zum Zwecke der Erstellung einer Kirchenheizung die Mauer von außen durchbrochen werden mußte und aller Schutt hinausbefördert wurde, zeigte es sich, daß die Mauern des gewaltigen Turmes nur etwa zwei Meter in den Boden hineingehen und einfach auf die felsenfeste Nagelfluh aufgesetzt worden sind. Das Gemäuer war außerordentlich hart und schwierig zu durchbrechen. Die zwei Arbeiter, die angestellt wurden, brauchten eine ganze Woche, um in die

*) Dr. Zeller-Werdmüller, zürcherische Burgen, Mitt. d. Antiq. Ges. Zürich, 1894 und 1895.

vier Meter dicke Mauer ein Loch für eine Türe durchzuschlagen. Es war erstaunlich, was für Gesteinsmaterial zum Vorschein kam: Hauptsächlich große und kleine Kugelsteine aus dem Bette der Linth, die ja vor Äonen durchs Glatt-Tal floß, ferner Stücke von erratischen Blöcken, die einst von Linth- und Rheingletscher ins Zürcher Oberland gebracht worden waren (Quarzsandsteine, Sernifite, Verrukano, Neokom u. a.)[1]).

Der Schloßturm zu Grüningen ist kein Turm aus rohen Findlingsblöcken, sondern er gehört zu den Rustikabauten, d. h. die einzelnen Sandsteinquadern der äußeren Verkleidung haben glattbehauene Kanten und Ränder, während die innere Fläche, der Spiegel, roh gelassen ist. Das verrät also schon einen feineren Geschmack und das Schaffen erfahrener Bauleute. Allein die ursprüngliche Rustika am Grüninger Schloßturm sieht man nur noch auf einer Seite, nämlich vom Schloßhof aus, über dem alten Arrest, bis dort hinauf, wo die Galerie, der letzte Rest vom alten Hürdengang, zum Turme führt, während auf der Außenseite gegen das Städtchen zu, wahrscheinlich 1781, der Spiegel des Rustikagemäuers weggemeißelt, geglättet, am Rande verstrichen und mit Fugenschnitt versehen wurde. Auch die inneren Mauern des dunkeln, im Querschnitt 16 Quadratmeter messenden Hohlraumes sind mit behauenen Quadersteinen aufgeführt; stolz stehen sie da, felsengerade, wie für die Ewigkeit gebaut. Im Turme unten lag viel Schutt und alter Plunder. Als der Verfasser am Sylvester 1894 und noch an zwei Tagen in der darauffolgenden Neujahrswoche durch drei Mann, die an einem Flaschenzuge hinuntergelassen wurden, im Turme bei Laternenschein Ausgrabungen vornehmen ließ, fand man eine noch gut erhaltene Hellebarde, Ampeln, Knochen. Ein schauderhafter Modergeruch entstieg dem finsteren Loche. Oben, in einer Höhe von 11 m ist ein starker Bretterboden über den Hohlraum gelegt, den man leicht abdecken kann, und da ist eine große Kammer mit Gitterfenstern und starker Türe, wo einer hinter Schloß und Riegel doch gnädig noch ein Stück Welt sehen konnte. Gott erbarme sich aber der armen Menschenseele, die im Turme unten schmachten mußte.

Das Mauerwerk ist nach der Futterwerkweise aufgeführt d. h. es besteht aus großen und kleinen Kugelsteinen, die durch Mörtel miteinander verbunden sind. Bei einer so weitläufigen Anlage, wo der gesamte Bau zu langem Widerstand eingerichtet war, wurde auch die Ringmauer von bedeutender Stärke gemacht und entsprechend sorgfältig gebaut.

Südlich vom Turme, gegen Binzikon, befindet sich das dreistöckige Wohnhaus, das 1563 erneuert wurde und etwa 13 m im Geviert mißt, mit einer Mauerdicke von 2,40 m im Erdgeschoß. Dazwischen ist, mit dem Hause unter einem Dache, der innere Torweg mit dem Treppenhause angebracht, das zur Wohnung und zum Turme führt; dieser innere Torweg mit seinem originellen Steinbesatz, sieht recht altertümlich aus. Der äußere Torbogen war ursprünglich rundbogig, und ist 1833 durch eine viereckige Türöffnung ersetzt, der innere Torbogen, der nach dem Hofe geht, ist im Spitzbogen überwölbt.

Nördlich vom Turme zog sich eine Ringmauer hin, an deren Innenseite sich wohl schon die Anno 1396 vom Pfandherrn Heinrich Geßler erbaute und mit zwei Altären versehene Schloßkapelle ebenso anlehnte, wie die 1610 aus derselben entstandene Kirche. Im Jahre 1781 wurde die alte Kirche nebst Ringmauer abgebrochen und ein neues Gotteshaus im Zeitgeschmack erbaut. Vor dieser Stirnseite der Burg erstreckte sich ein Zwinger, in dessen Mitte sich das äußere

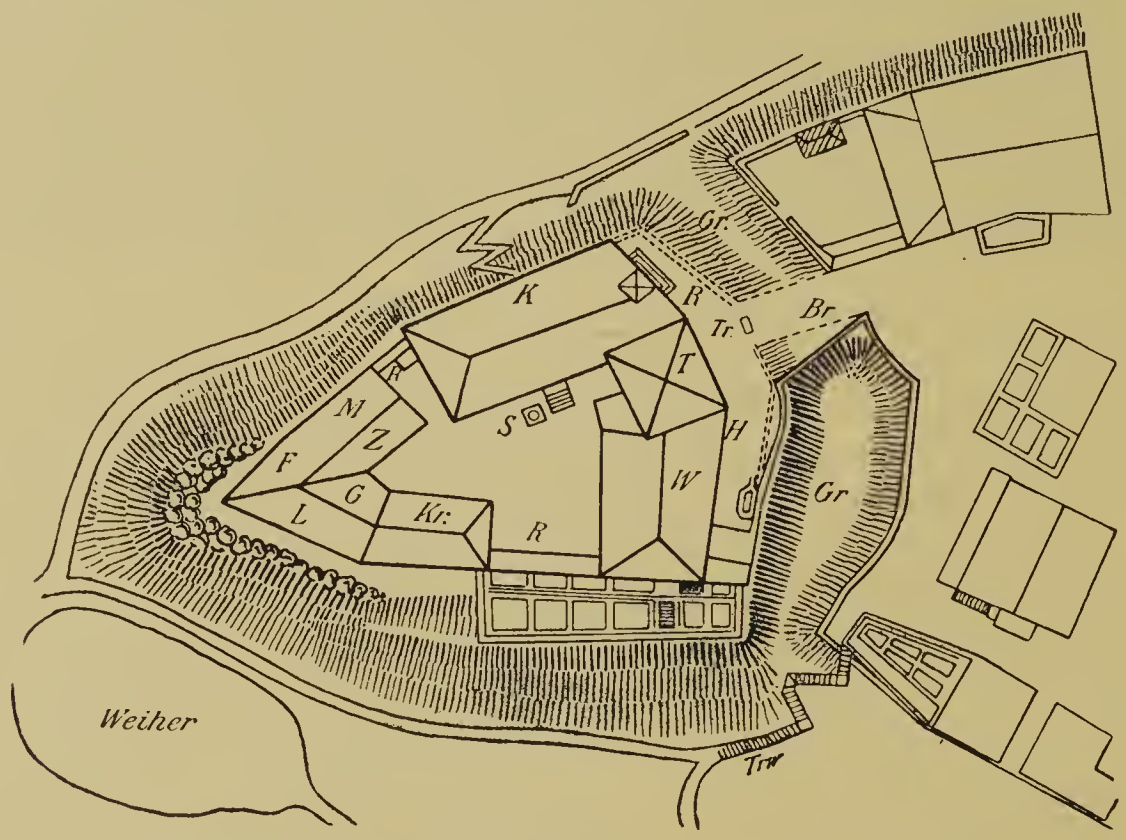
[1]) Siehe: „Der bezwungene Schloßturm zu Grüningen“ vom Verfasser, „Neue Zürcher Zeitung“ 1895, Nr. 227.

Tor und neben ihm ein Zwischengebäude befand, das an den Turm anlehnte und die Seite nach der Kapelle absperrte. Der Zwinger war die äußere Mauer, die sich um einen Teil der Burg zog und einen schmalen Zwingerhof bildete. Dieser von der Hauptmauer überhöhte Zwinger hatte den Vorteil, daß eine Besatzung an der Verteidigung tätigen Anteil nehmen konnte, während anderseitig die Zwingmauer bei schwach besetzter Burg ohne Nachteil unbewehrt bleiben konnte. Der Zwinger des Schlosses Grüningen war innerhalb des Grabens.

Den Zugang zum Tore vermittelte eine Brücke aus Holz, die über den Graben führte und leicht abgebrochen werden konnte.

Zum Situationsplan des Schlosses Grüningen

T alter Turm, *W* Wohngebäude, *K* Kirche, *M* Marstall, *F* Folterkammer, *G* Gefängnisse, *L* Landenberg, *Z* Zeughaus, *Kr* Keller, *R* Ringmauer, *S* Sodbrunnen, *Br* Brücke, *H* Haupteingang, *Tr* äußeres Tor, *Gr* Graben, *Trw* Treppenweg



Situationsplan des Schlosses Grüningen
nach einem Plan im Landesmuseum in Zürich aufgenommen im Mai 1787 von Joh. Fehr, Ingenieur (gez. v. Verfasser)

Bei fortschreitender Entwicklung des Kriegswesens suchte man vor allem aus das Burgtor zu verstärken und zwar durch Anlage eines mit der Burg engverbundenen äußeren Tores. Ein solches Doppeltor war eine eigentliche Falle für einen ungestüm vordringenden Feind und auch ein geschickter Sammelplatz bei Ausfällen. Auch Grüningen hatte eine Doppeltoranlage; aber es ist leider nicht möglich, aus den vorhandenen Ansichten und Plänen zu erkennen, wie das äußere Tor beschaffen war.

Hinter den Hauptgebäuden lag der dreieckige Burghof, in dem sich jetzt noch ein tiefer Sodbrunnen befindet. Die Rückseite des Hofes gegen Süden bildeten die in einen spitzen Winkel

auslaufenden Wirtschaftsgebäude des Hauses Landenberg: Der geräumige Roßstall, die Rüstkammer u. a., da stand auch das gewaltige Foltergerüst aus Eichenholz. Dieser Teil des Schlosses gegen Binzikon hat seinen Namen erhalten von dem jüngern Marschall Hermann von Landenberg-Greifensee, Vogt und Pfandherr in Grüningen, der im Jahre 1361 gestorben ist. Heute noch steht ein Teil der Mauer des Hauses Landenberg.

Was dem Schloß Grüningen ein ganz besonders malerisches Aussehen gab, das war der vorkragende, hölzerne Umgang, der Hürdengang, oben an der Ringmauer und am Landenberg. Sein Fußboden war mit Öffnungen, Gußlöchern versehen, durch die der anstürmende Feind mit Steinen, Wasser u. dgl. beworfen und begossen werden konnte. Wenn wir dies alles in Betracht ziehen, so müssen wir sagen: **Das Schloß Grüningen war eines der schönsten Schlösser.**

Burg und Städtchen Grüningen
Nach Edlibachs Chronik 1486.

Herwärts vom Turm, nahe beim Hauptportal, im Zipfel der kleinen Wiese, wo jetzt die beiden Kirchenwege abzweigen, stand die eichene „Stud“, an der strafbare Leute, Kinder und Erwachsene, mit Ruten ausgepeitscht wurden. Im Jahre 1835 wurde das Schloß einem Sensal Weber von Kempten und einem Konrad Huber von Bubikon zum Abbruch übergeben (s. hinten). Von da und dort kamen Leute und holten Steine und Eichenholz, um daraus Scheunen, Trotten u. a. zu erstellen. Im Schloß hat jetzt der Pfarrer eine geräumige, aussichtsreiche Wohnung.

Wir begreifen die Freude, ja den Jubel des damaligen Landvolks, daß dieses gefürchtete Schloß abgebrochen wurde, die Mauern zum großen Teil niedergerissen, das Foltergerüst, die Stud beseitigt und die dunkeln, morschen Arreste geöffnet wurden; aber schade ist es doch um das schöne Schloß!

Wie stand es mit dem unterirdischen Gang, von dem man sagte, er sei bis gegen Liebenberg hinunter gegangen?! Damit mag es sich folgendermaßen verhalten haben: Am Fuß des Schlosses liegt eine große Wiese, die Schloßwiese oder Erspelwiese, in der eine Stelle ganz sumpfig war und es heute noch ist; dort ist auch noch ein ganz kleiner Weiher, und jene Stelle heißt man die Hölle. Nicht unwahrscheinlich ist nun, daß aus dem nahen Burgverließ eine Öffnung dorthin führte, die nachher durch Schutt verstopft und von Sumpfpflanzen überwachsen wurde. Einmal in diese Erspelwiese gelangt, war es in jener Zeit leicht, namentlich in der Nacht, nach Liebenberg zu kommen, zudem es dort schon lange auf den Hügeln abwärts Wald gehabt hat. Diese heimliche Verbindung konnte dazu dienen, hin und her Bericht zu geben, Nahrungsmittel zu bringen, Verstärkung zu senden oder die Flucht zu begünstigen.

Geschichtlicher Überblick.

[1]) Im X. Jahrhundert war das Gebiet des jetzigen Bezirkes Hinwil im Besitze der Grafen von Rapperswil; dann erwarben es die Äbte von St. Gallen, die es im Anfang des XIII. Jahrhunderts den Freiherren von Regensberg zu Lehen gaben. Es ist nun höchst wahrscheinlich, daß **die Regensberger Schloß und Städtchen Grüningen erbaut haben**; aber urkundlich nachgewiesen ist es nicht.

Das Städtchen besteht aus zwei Häuserreihen zu beiden Seiten der Landstraße und gleicht in seinem Aussehen sehr dem Städtchen Regensberg. *Wann* Grüningen erbaut wurde, auch darüber gibt uns leider keine Urkunde sicheren Bericht; doch können wir mit Bestimmtheit sagen, daß das Schloß mit dem Städtchen im Jahre 1228 stand.

Die Entwicklung des ritterlichen Lehendienstes, die im X. Jahrhundert begann, führte zu regem Bau von Burgen und Schlössern. Als dann im X. Jahrhundert heftige innere Kämpfe ausbrachen und die kaiserliche und herzogliche Gewalt zerfiel, wurden befestigte Orte ein Bedürfnis der Grafen und Herren. Die zunehmende Auflösung des Staatswesens, sowie die Selbständigkeitsbestrebungen des höhern Adels, hatten sodann zur Folge, daß im XII. und XIII. Jahrhundert eine ganze Menge von Burgen gebaut wurden, wie denn zur Herrschaft Grüningen seinerzeit etwa 30 Burgen gehört haben sollen. Nicht nur Grafen und Freie, sondern auch ihre zum ritterlichen Wehrdienst herangezogenen, mit Lehen bedachten Dienstleute hausten in festen Schlössern und Türmen, die sie teils selbst erbauten, teils als Burglehen von ihren Herren erhielten. Zur zweckmäßigen Verlegung der Wirtschaftsgebäude, Scheunen und Stallungen entstand eine *Vorburg,* die auch die Wohnungen der Bediensteten und ritterlichen Dienstleute enthielt und in einigen Fällen zu einem eigentlichen *Städtchen* anwuchs, so: Kiburg, Neu-Regensberg, Greifensee, Grüningen. So lesen wir in der Chronik von Stumpf: *„Grüningen ist ein Castell, das ist ein Schloß mit einem angehefften kleinen stättlin, hat eine schöne Herrschafft darzu gehörig . . .“.*

Bluntschli sagt in seiner Chronik, gedruckt zwischen 1704 und 1742, S. 108: „Grüningen die Herrschaft ist anno 1218 in gewaltigem Ansehen gewesen und hoch gehalten worden: Dann es damalen wie noch jetzund 12 Pfar-Kirchen gehabt und ist mit Adel dermaßen besetzt gewesen, daß sie mehr als 24 Schlösser und Edel-Knecht erhalten, da unter diesen 4 Freyherren waren. *Grüningen das Schloß mit einem angehenckten Stättlein hat eine schöne Herrschafft und hat in der Länge 4 Stund und in die Breite 2 Stund.“*

Unter den Freiherren von Regensberg.

Unter den Freiherren im Zürichgau und Aargau, die mit den Rittern, Gotteshäusern und Bürgern der Städte in dem fruchtbaren Landstrich von den Ufern des Zürichsees über die Reuß bis an die Aare das meiste Grundeigentum besaßen, hatten in großer Ausdehnung zwischen Rhein

[1]) Siehe des Verfassers: Geschichte der Herrschaft Grüningen, Zürich 1908, Verlag Art. Institut Orell Füßli.

und Limmat ihre Besitzungen die Freiherren von Regensberg (zirka 1080—1331). Wie in Urkunden nachgewiesen ist, besaßen sie das Regensdorfer Tal, das Wehntal, Teile des Tales von Bachs bis Kaiserstuhl, die Gegend von Glanzenberg und Weiningen an der Limmat, Güter zu Lengnau und Ehrendingen im Aargau, die Burg Friedberg bei Meilen, Güter zu Männedorf, Rüti, Kempraten, Seegräben, Kloten, Güter im Thurgau, jenseits des Bodensees u. a. m.

Der Anfang der Regensberger liegt im Dunkel; doch hat sich nach den neuesten Forschungen ergeben, daß Lütold I. von Regensberg um 1080 lebte und Kastvogt zu Muri war. Lütold II. stiftete mit Lütold III. im Jahre 1130 das Kloster Fahr; Lütold IV., der schon 1177 lebte, gründete 1206 das Kloster Rüti und starb in Akko (Palästina) 1218; Lütold V. lebte 1209, gründete Neu-Regensberg und starb vor 1250. Wenn nun in Chroniken geschrieben steht, daß die Burg und Herrschaft Grüningen im Anfang des XIII. Jahrhunderts von den Äbten von St. Gallen den Freiherren von Regensberg zu Lehen gegeben wurde, so kann dies ganz gut schon Lütold IV. angehen, der sich in Urkunden sogar Graf nannte. Das Lehen erbte sich fort. Ein Amtmann von Grüningen kommt schon 1229 vor (Z. Urk.-Buch Nr. 449), der schon seinem Namen nach eher Regensberger, als Kiburger Beamter war.

Schloß und Städtchen Grüningen
Ansicht von Norden
Chronik von Stumpf 1548.

Grüningen muß nicht nur unter der Vogtei der Regensberger, sondern im tatsächlichen Besitze der Regensberger gewesen sein, da sie auch 1248 und 1260 dort einen Amtmann hatten (Z. Urk.-Buch Nr. 748). Dieser Pfandbesitz der Regensberger, den diese von Kiburg erworben hatten, ist dann zugunsten der Regensberger in Lehen verwandelt worden; denn die Urkunde von 1284 handelt ausdrücklich von einem Lehenbesitz Regensbergs. Diese Rechte der Regensberger suchten die Habsburger wieder herzustellen, was ihnen nur möglich war, weil dem Kloster St. Gallen jeder Versuch der Rückerwerbung mißlungen war.

Sowie nun einmal das Städtchen Grüningen mit seinem starken Schloß erbaut war, rückte es in den Mittelpunkt des Gebietes vor, gab der ganzen Herrschaft den Namen, wurde tonangebender, vielbegehrter Ort, eine Zentrale, von der aus und zu der hin alles strömte.

Der Handel um die Burg und Herrschaft Grüningen.

Die Äbte des Klosters St. Gallen.

Abt Berchtold von Falkenstein.

Im Jahre 1255 teilten sich die Regensberger in zwei Häuser, in Alt-Regensberg und Neu-Regensberg. Lütold VI., der 1219 lebte, erlangte Grüningen[1]), auch Rüti[2]) u. a. m. Er hatte Fehde mit Zürich und mit Rudolf von Habsburg 1267 und 1268 und starb im Februar 1286. Seit jener Fehde sank das hohe Geschlecht. Damit die Herren standesgemäß leben und ihre Schulden bezahlen konnten, mußten sie ein Gut um das andere verkaufen. So verkaufte Lütold VI. 1269 **Burg und Herrschaft Grüningen,** samt Vogtei und allen Rechten um 1500 Mark[3]) (= wenigstens etwa 750 000 Franken) an **Berchtold von Falkenstein,** Abt von St. Gallen, für deren Bezahlung der Abt Geiseln stellte[4]). Allein erst aus einer 15 Jahre später, am 30. September 1284, von Abt Wilhelm ausgestellten Urkunde hören wir von diesem Verkaufe[5]).

Schloß und Städtchen Grüningen
Nach der Landkarte von Josen Murer: „Eigentliche Verzeichnuß der Stätten, Grafschaften und Herrschaften, welche in der Stadt Zürich Gebiet und Landschaft gehörig sind", 1566.

Genau genommen hat Abt Berchtold einfach die Vogtei, welche die Regensberger über Grüningen hatten, ans Kloster zurückgezogen und die Regensberger dafür entschädigt.

Lütold VI. liegt wahrscheinlich in Rüti begraben. Seine Tochter Gertrud verheiratete sich mit Albrecht von Grießenberg, einem Verwandten von Abt Berchtold. Dieser versprach den Brautleuten eine Aussteuer von 40 Mark; allein, da er wohl den guten Willen, aber kein Geld hatte, verpfändete er an Lütold am 30. November 1269 als jährliche Einkünfte 40 Scheffel Weizen von den Höfen Mönchaltdorf und Dürnten. Also muß auch der Verkauf der Herrschaft Grüningen an Abt Berchtold von St. Gallen vor oder an dem genannten Tage stattgefunden haben, jedenfalls nicht später, da das Kloster jene zwei Höfe schon an diesem Tage besessen hat. (St. Galler Urk.-Buch III, Nr. 982).

---

[1]) St. Galler Urk.-Buch III, Nro. 1074. — [2]) Urkundenbuch der Stadt und Landschaft Zürich, Nro. 1122. — [3]) Anno 1238 war eine Mark Silber 49 Schilling, Anno 1266 dagegen 51, was mindestens 500 Frk. unserer Währung entspricht. — [4]) Kuchimeister, Nüwe Casus Monasterii sancti Galli, Kap. 31, neu herausgegeben v. Hrn Prof. Dr. Meyer von Knonau. — [5]) St. Galler Urk.-Buch, III, Nro. 1074, und Meyer von Knonau, die Beziehungen des Gotteshauses St. Gallen zu den Königen Rudolf und Albrecht, Jahrb. f. Schweizer Geschichte, VII. — Prof. Dr. Öchsli, Der Kanton Zürich um 1250. Dr. Adolf Nabholz, Geschichte der Freiherren von Regensberg, Dissertation.

Um jene Summe von 1500 Mark aufzubringen, legte Abt Berchtold seinen Untertanen wider Recht übermäßige Steuern auf; dies tat er auch zur Bestreitung der Kosten seiner Fehden, sowie des großen Aufwands für seine fast jährlich wiederkehrenden Festlichkeiten, indessen der Gottesdienst vernachlässigt wurde. Die Folge dieser Steuererpressungen war, daß die Leute von St. Gallen, von Grüningen, Wil, Wangen (Württemberg), Appenzell und Hundwil zusammen schwuren, wenn der Abt nicht nachlasse, einander beizustehen. Nun wollte der Abt jene Summe in Pfenningen zahlen; Lütold weigerte sich aber, sie in solcher Münze anzunehmen, da es für ihn 10 Mark oder 25 Pfund weniger ausmachte. Da — ehe die Auszahlung erfolgen konnte, starb der Abt hinweg, 10. Juni 1272, die Schuld blieb hängen, das Geld war nicht bezahlt.

Abt Ulrich von Güttingen.

Sein Nachfolger, **Abt Ulrich von Güttingen** (1272—1277), einer jener Herren, die ihr Stammhaus zu Güttingen am Bodensee, im obern Thurgau, besaßen, hatte die zusammengebrachte Summe bald vergeudet, wohl schon 1272, so reiste er z. B. auch nach Köln zur Krönung Rudolfs von Habsburg (1. Okt. 1273), um einen genehmen Klostervogt zu erhalten, und nach Lausanne, wo er scheint's nicht einmal seine Wirtshausrechnung bezahlen konnte.

So kam also Lütold wieder nicht zu seinem Gelde; es nützte ihm nichts, sich an die Bürgen zu halten. Was tat nun Abt Ulrich? — Er verpfändete die Herrschaft Grüningen an den Ministerialen Walter von Elgg, wohl Anno 1273.

Rudolf von Habsburg fing in der Zeit seiner Krönungsfeierlichkeiten an, die Abhängigkeit des Abtes und die mißliche Lage des Klosters rücksichtslos auszunutzen.

Als nun Abt Ulrich in Köln war, hielt ihn Rudolf lange an seinem Hofe auf, weswegen der Abt in neue Geldverlegenheiten geriet, mußte er doch seine Ritter ins Einlager geben. Da wußte der schlaue, diplomatische, geschäftsgewandte Habsburger auch gut, zur reifen Stunde die Herrschaft Grüningen in Verhandlung zu ziehen, vielleicht erst kurz vorher, als der Abt seine Abreise meldete. Rudolf bot dem Abte 2000 Mark für die Herrschaft Grüningen und mag ihn vielleicht durch Worte in die Enge getrieben oder sogar Druck ausgeübt haben. Vor dieser großen Veräußerung von Klostergut mag wohl der bedrängte Abt zuerst zurückgeschreckt haben, verblüfft über das unverhoffte Geschäft. In seiner mißlichen Lage wußte er sich gewiß anfänglich nicht zu kehren, und rundweg abzuschlagen wagte und konnte er nicht, um es mit Rudolf nicht etwa zu verderben, und so sah er sich zuletzt doch gezwungen, darauf einzugehen. „Also für er herdân (heim) und was trurig und laidig, das in des der küng betwungen hatt“ [1]).

Es war Rudolf ein Leichtes, diese Pfandschaft vom Hause Elgg an sich zu bringen. Oder, hatte er sie vielleicht schon vor seiner Königswahl von Walter von Elgg ausgelöst? — Möglich! Auf die beiden Höfe Dürnten und Mönchaltdorf mochte er schon deshalb einen gewissen Anspruch erheben, als sie von Abt Berchtold an Hartmann den Ältern von Kyburg verpfändet worden waren und so einen Teil des kyburgischen Erbes bildeten [2]). Darum nützte Rudolf die erste Gelegenheit, um die ganze Herrschaft völlig zu erwerben, was eben beim Besuche Abt Ulrichs in Köln geschah.

---

[1]) Kuchimeister, S. 148, siehe auch Redlich, Rudolf v. Habsburg, S. 547. — [2]) S. Zürcher Urk.-Buch, II, 335, Anmerk. 3.

Wir kennen ja König Rudolf als einen Mann, der — mit einer solchen Adlernase und solchen Augen kommt man weit! — in seiner eifrigen Hauspolitik mit zielbewußten Maßregeln, zeugend von schärfster Kenntnis und Ausnutzung der Verhältnisse, stets auf Mittel und Wege bedacht war, den Länderbesitz seines Hauses in der Schweiz zu erweitern und seinen Söhnen, glänzende Organisatoren wie er, auch geistliche Lehen zu erwerben. Das Gebiet der Herrschaft Grüningen, die sich von Rapperswil bis zum Greifensee und bis Pfäffikon ausdehnte (vier Stunden), mußte auch aus strategischen Gründen seine volle Aufmerksamkeit erregen, bildet es doch eine prächtige Fortsetzung und wertvolle Ergänzung des habsburgischen Landes von Kiburg gegen Süden und wichtige Umklammerung des Landbesitzes der Regensberger.

Konnte Rudolf dem Kloster St. Gallen zum Vogt einen Dienstmann aufnötigen, ohne Feingefühl und ohne die Autorität des Abtes in Berücksichtigung zu ziehen, so konnte er den Abt in Köln auch nötigen, auf Grüningen zu verzichten. Aber er begnügte sich mit der „Pfandschaft" allein nicht, sondern er begehrte vom Abte, daß er ihm die Pfandschaft als „Lehen" zu kaufen gebe. Jedoch ist eine diesbezügliche Urkunde von 1273 nicht vorhanden. Die Form der Abmachungen war im fernern die, daß die Herrschaft als Lehen des Klosters an die Söhne Rudolfs, Albrecht und Rudolf, übertragen wurde, und daß diese neue Erwerbung zu ihrem Hausbesitz zu gehören habe, woraus die scharfe Trennung von Hausgut und Reichsgut hervorgeht.

Kauf durch Rudolf von Habsburg.

Wegen der Schulden des Klosters hatte Abt Ulrich mit seiner Partei im Konvente beschlossen, Grüningen und andere Besitzungen auf öffentliche Gant zu bringen (. . . exposuit venditioni . . .). Als Käufer fand sich nun also König Rudolf von Habsburg, der die Ländereien noch vor der Ausschreibung kaufte und so das Kloster vor einer Schmach bewahrte. Für Ulrich war der Verkauf eine Erleichterung und Erlösung aus ökonomischer Zerrüttung, wurde er doch dadurch von der Schuldverpflichtung gegen Walter von Elgg und den Bürgschafts- und Einlagerausgaben befreit. Nur ward es ihm fortan unmöglich gemacht, den Besitz wieder zurückzukaufen, den das Kloster schon einige Jahrzehnte schlechterdings nicht mehr hatte. Aber das Oberlehensrecht blieb diesem gewahrt, wie ja auch die Urkunde von 1284 den Vorbehalt des Eigentums für das Kloster in dem Satze betont: proprietate ad ipsum monasterium permanente — wodurch es Eigentum des Klosters bleibe, und das Kloster die Besitzungen nur verkauft — „titulo feodi" — unter dem Titel eines Lehens.

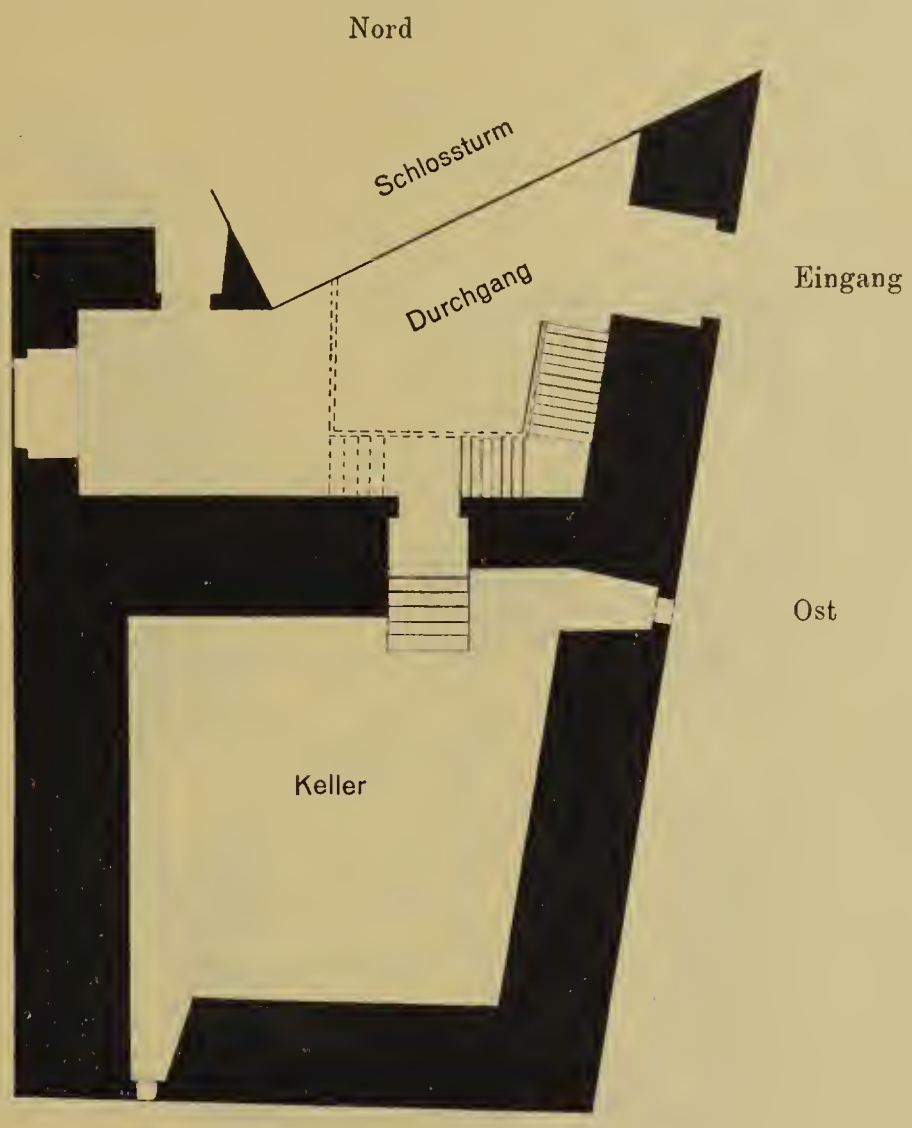
Schon durch die Lösung der Verpfändung hatte Rudolf von Habsburg den tatsächlichen Besitz gewonnen und wollte nur aus dem bloßen Pfandbesitz einen Lehenbesitz machen.

Um 2000 Mark, zirka eine Million Franken mindestens, verkaufte Abt Ulrich die Herrschaft Grüningen wahrscheinlich 1274 als Erblehen an König Rudolf von Habsburg, welcher Verkauf also so zu verstehen ist, daß das Eigentum daran dem Kloster bleiben sollte. An diese Summe machte Rudolf eine sofortige Anzahlung von 1450 Mark an Abt Ulrich zu handen von Lütold von Regensberg, der ja noch lebte, also für den vom Kloster niemals bezahlten Kauf und für den noch in Geiselschaft liegenden Bürgen, sodaß Lütold für sein Guthaben nunmehr befriedigt war. Der Rest von 550 Mark wurde nicht sofort bezahlt, wie es bei solchen Käufen damals gebräuchlich war.

Abt Wilhelm von Montfort.

Infolge von Zahlungsschwierigkeiten beim Verkauf der Herrschaft Grüningen gab es Mißhelligkeiten zwischen den Söhnen Rudolfs und dem Kloster St. Gallen, weshalb sich Abt Rumo um 1280 selber an König Rudolf um seine Vermittlung wandte. Da mußte Rumo 1281 als Abt abdanken, und es wurde Wilhelm, einer der Grafen von Montfort, zum Abte gewählt.

Jahrelang wurde von König Rudolf die Restschuld von 550 Mark nicht bezahlt. Da sie so lang ausstand, veranlaßte dies sieben Jahre später, 1284, nach des Güttingers Tod (1277) Abt Wilhelm, Einwendungen gegen die Verhandlungen zu machen. Allein, als Rudolf den Rückstand beglich oder, besser gesagt, beglichen haben soll und weitere 250 Mark darauf legte, wurde der Kauf auch von Wilhelm als vollgültig neuerdings geschlossen.



Grundriß des Erdgeschoßes
Gez. nach der Photographie einer Zeichnung im Staatsarchiv Zürich 1783. 1 cm = 3 m.

Laut den oben gemachten Angaben und Ausführungen betrug die ursprüngliche Kaufsumme 1500 Mark. Warum nun eine Erhöhung von 550 Mark? Wohl einfach darum, weil ohne Zweifel gerade so viel die Pfandsumme Walters von Elgg betrug, die dazugeschlagen werden mußte.

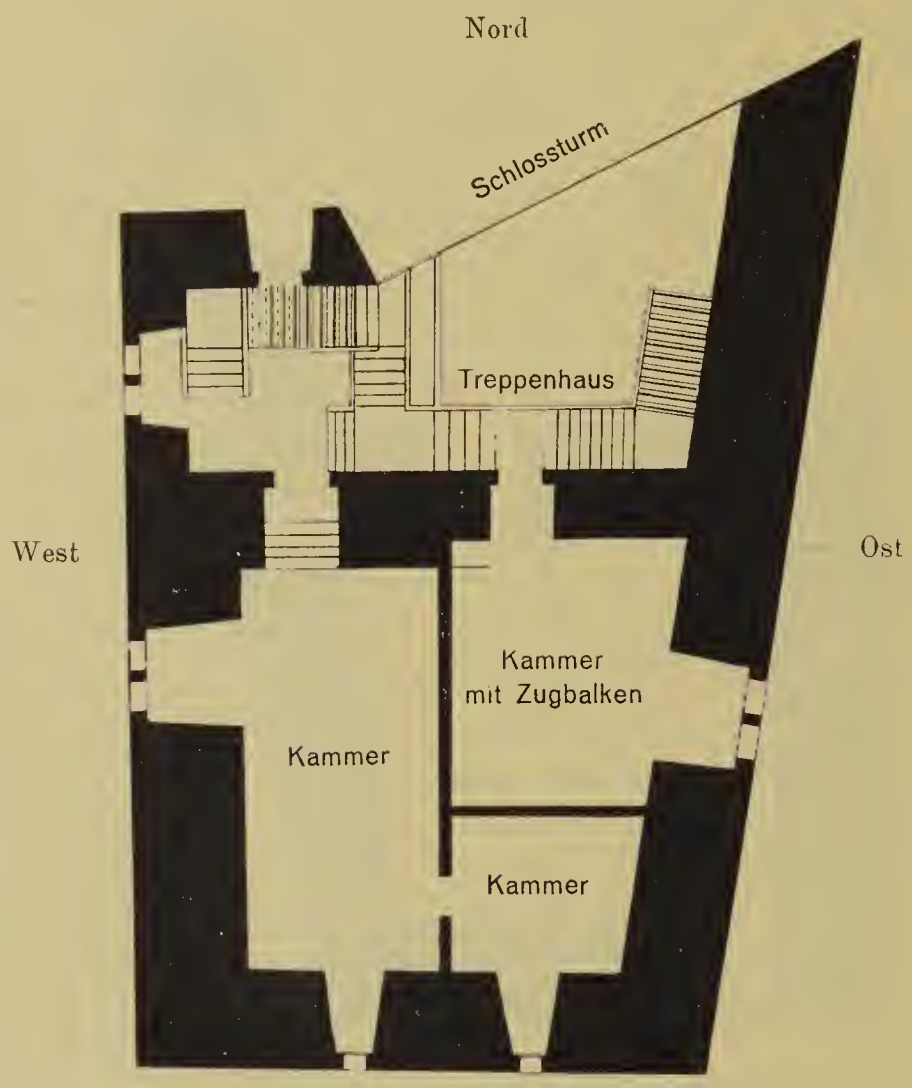
Die Verkaufsurkunde von 1274 ist leider nicht vorhanden; darum können wir auch nicht wissen, ob darin etwas über die Zahlung an Walter von Elgg erwähnt sei und in der Urkunde von 1284 steht nichts darüber geschrieben, weil inzwischen die Verpfändung schon gelöst war und Rudolf das Pfand eben schon besaß. Tatsächlich hatte Rudolf die fraglichen Besitzungen vor 1284 inne, wie er denn, gestützt auf den Anno 1279 verfaßten Rodel Wezilos die Einkünfte von Grüningen, Mönchaltdorf und Dürnten bezog.

Seit dem Jahre 1284 schien nun einmal ein Abschluß des langwierigen Streites zu stande gekommen zu sein, indem Abt Wilhelm dem König Rudolf in einer lateinischen Urkunde vom 30. September 1284 den Verkauf der Burg und Herrschaft Grüningen mit den dazu gehörenden

Rechten und Besitzungen auf eine Zahlung hin bestätigte. (Allein, es war gar nicht wahr, daß alles bezahlt wurde, und doch mußte es der Abt unter dem Zwang der Lage entgegen der Wahrheit bezeugen. Wir werden gleich sehen, wie sich die Sache verhielt).

Abt Konrad von Gundelfingen.

Dieser langwierige, unerquickliche Handel um die Burg und Herrschaft Grüningen wurde von Gegenabt Konrad von Gundelfingen in einer Weise zu Ende geführt, die den österreichischen Wünschen völlig entsprach und zwar am 31. Januar 1291, von welchem Tage die betreffende lateinische Urkunde datiert. Nach sieben Jahren hatte er nun endlich die seit dem Jahre 1284 noch nicht bezahlten 400 Mark erhalten, also die Differenz zwischen den 1850 Mark und den 2250 Mark, die König Rudolf im Namen des Herzogs Albrecht und des hinterlassenen Erben des 1290 verstorbenen Herzogs Rudolf entrichtet hatte. Abt Konrad bestätigt urkundlich diesen Kauf Rudolfs, derart zwar formal, daß Grüningen nur als Lehen vom Gotteshause gelten soll. Dieser Abt war übrigens, nebenbei gesagt, ein willfähriges Werkzeug der habsburgischen Interessen.



Grundriß des ersten Stockes
Gez. nach der Photographie einer Zeichnung im Staatsarchiv Zürich, 1783. 1 cm = 3 m.

In der lateinischen Urkunde vom 30. September 1284 hatte König Rudolf von Abt Wilhelm die Erklärung erhalten, daß er, der Abt, für 2250 Mark völlig befriedigt worden sei unter Bestätigung des endgültigen, rechtlich feststehenden Verkaufes. Allein jetzt, nämlich durch die Urkunde Abt Konrads vom 31. Januar 1291, geht zu unserer Überraschung hervor, daß erst jetzt Abt Konrad von König Rudolf die restierenden 400 Mark bekommen hat. Daraus geht aber auch ferner mit Evidenz und zu unserm Befremden hervor, daß Abt Wilhelms Urkunde von 1284 eine Unwahrheit enthält und zwar zu gunsten König Rudolfs. Nach Abt Konrads trockenen Worten hatte nämlich der König gar nicht zu den früher entrichteten 1450 Mark die geschuldeten 550 Mark oder gar die darüber hinaus versprochenen 250 Mark, den „zugesicherten Gewinn", wirklich bezahlt, sondern nur die Hälfte von 550 + 250 Mark, also 400 Mark, wurden wirklich bezahlt, somit nicht die ganze Schuld von 550 Mark zur Erreichung der 2000 Mark.

Im Jahre 1284 wurden 800 Mark quittiert. Von diesem Gelde erhielt aber Abt Wilhelm nur die Hälfte, die andern 400 Mark wurden erst 1291 seinem Gegenabt Konrad bezahlt und von diesem an einen Bruder Abt Wilhelms, den Grafen Rudolf von Montfort, zur Lösung des ihm von Wilhelm verpfändeten Neu-Ravensburg in Württemberg, welche Verpfändung Wilhelm zum Schaden des Klosters machte. Dafür verlieh Abt Konrad Burg und Herrschaft Grüningen neuerdings an die beiden Söhne Rudolfs von Habsburg, Albrecht und Rudolf.

Deutsche Übersetzung [1])

der

Urkunde des Abtes Konrad von St. Gallen

31. Januar 1291.

Konrad, von Gottesgnaden Abt und der ganze Konvent des Klosters St. Gallen, Benediktinerordens im Bistum Konstanz, macht allen gläubigen Christen, welche die vorliegende Urkunde sehen unter Begrüßung folgendes bekannt: Weil die menschlichen Verhältnisse nicht im gleichen Zustand verharren können, da sie entweder durch Wachstum vermehrt werden oder unter dem schädlichen Einflusse widriger Verhältnisse und besonders infolge der Verwischung durch Vergessen, welches das menschliche Gedächtnis trübt, abnehmen, so ist es von Vorteil, dasjenige, was zu einer gewissen Zeit abgemacht wird, durch schriftliche Abfassung einem dauernden und unveränderlichen Gedächtnis zu überliefern. Daher mögen alle, die später und die gegenwärtig Lebenden, Folg. vernehmen. Als Bertold sel. Angedenkens, unser Vorgänger, den Weg alles Fleisches gegangen und unser bereits genanntes Kloster durch die Menge der Bürgen und anderer Gläubiger in eine so hohe Schuldenlast verstrickt war, daß es ohne Zweifel in unrettbares Verderben geraten wäre, wenn ihm nicht durch ein rasches Heilmittel Hülfe geworden wäre, da hat Abt Ulrich von Güttingen, sel. Angedenkens, welcher dem vorgenannten Bertold in der Abtswürde gefolgt war, wie gesagt, im Drange der äußersten Not, und weil unter den Mobilien nichts mehr vorhanden war, durch die das Kloster von der so schweren Last der Schulden hätte befreit werden können, die vorgenannten Besitzungen [2]), das bereits genannte Schloß mit allen seinen Rechten und übrigen Zubehörden und auch andere Besitzungen des Klosters mit Zustimmung des Konventes oder wenigstens seiner Mehrheit zum Verkaufe angeboten, damit unter sorgfältiger Berücksichtigung der Umstände diejenigen Besitzungen verkauft würden, durch die die Kirche um so leichter wieder emporkommen konnte, damit sie nicht gänzlich und für immer dem Untergang geweiht wäre. Nach mancherlei Ereignissen hat daher der vorgenannte Abt Ulrich, als die Leiden und unerträglichen Schädigungen beständig zunahmen, mit Zustimmung des Konventes seines Klosters oder seiner Mehrheit Käufer ausfindig gemacht, welche nach stattgehabter Verfügung und nachdem nach Form Rechtens das Angebot gemacht worden war, nachdem ferner die öffentlichen und die geheimen Verhandlungen mit denjenigen, die ein Interesse daran hatten, nämlich mit dem Konvent und den Ministerialien unseres Klosters, vorausgegangen waren, das genannte Schloß mit dem Hofe

[1]) Übersetzung von Herrn Staatsarchivar Dr. Nabholz, Zürich, für die ich ihm hier den allerwärmsten Dank ausspreche. Der Verfasser.

[2]) Grüningen; vergl. Zürcher Urkundenbuch Nr. 1906, aus der dieser Passus herüber genommen ist.

Mönchaltdorf, ebenso mit einem andern Hofe, Dürnten, mit allen Rechten, realen und irrealen, mit den Patronatsrechten, die zu den genannten Höfen gehören, verkauft und dem gestrengen Herrn Rudolf, von Gottesgnaden ruhmreichen Könige des römischen Reiches, übergeben, der im Namen seiner Kinder erschienen war, damit diese selbst und ihre Erben diese Rechte als ewiges Lehen vom Kloster besitzen sollten, wobei das Eigentum über diese Güter bei dem genannten Kloster verblieb. Der Kauf erfolgte für 2000 Mark reinen und gesetzlichen Silbers, Konstanzer Gewichts, welche Summe dem bereits genannten Abt Ulrich, unserm Vorgänger, folgendermaßen bezahlt wurde: ein Teil dem bereits genannten Herrn von Regensberg und ein Teil den Bürgen, welche in teurer Giselschaft verweilten, verpflichtet durch den bereits genannten Berchtold, Abt des Klosters St. Gallen, und seinem Konvent bei Anlaß des Kaufes der obgenannten Stadt mit der Vogtei und allen ihren Zubehörden, sodaß die Bezahlung der genannten Summe auf 1450 Mark damals anstieg. Diese Summe Geldes erklärten und erklären jetzt noch der genannte Abt Ulrich und der Konvent unseres Klosters mit seinen Ministerialen erhalten zu haben. Und auch wir und unser Konvent erklären das gleiche durch vorliegende Urkunde und bestätigen auch, daß das Geld auf die genannte Weise zu demselben offensichtlichen Nutzen des Klosters verwendet worden sei.

Da nach dem Tode Ulrichs des genannten Abtes von St. Gallen aus diesem Vertrage Anlaß zu Streitigkeiten entstanden waren zwischen dem genannten Rudolf, Römischen Könige, und seinen erlauchten Söhnen Albrecht und Rudolf, Herzögen von Oesterreich und Steiern, Grafen von Habsburg und von Kyburg, Landgrafen im Elsaß, einerseits, und Wilhelm, damals Abt von St. Gallen, unserm Vorgänger, und unserm Konvente anderseits, da wurde nach langem, uns und unserm Kloster schädlichem Streite durch Vermittlung weiser und ehrenhafter Leute und nach vorangegangener feierlicher Unterhandlung, wie das bei solchen Verträgen gemäß kanonischem Rechte zu geschehen hat, folgende Vereinbarung getroffen:

Im früheren Vertrage nämlich, welchen unser Vorgänger Ulrich über die 2000 Mark Silber abgeschlossen hatte, verblieben noch 550 Mark zu bezahlen, denen der bereits genannte Römische König im Namen seiner genannten Kinder und ihrer Erben zu durchaus sicherer und vollständiger Anerkennung des erwähnten Vertrages 250 Mark des vorgenannten Gewichtes hinzufügte, um des Friedens und der Eintracht Willen, nicht infolge einer rechtlichen Verpflichtung, sondern vielmehr über eine solche hinaus, sodaß unter Hinzurechnung dieser Beigabe von der Summe des Gesamtpreises 800 Mark Silber des genannten Gewichtes zu bezahlen verblieben waren. Nachdem die Hälfte davon, nämlich 400 Mark Silber, diesem unserm Vorgänger Wilhelm durch den genannten Römischen König richtig bezahlt worden, so wie wir das in dieser Urkunde öffentlich bekannt geben, und nachdem diese Summe zum offenkundigen Vorteil unseres Klosters St. Gallen verwendet worden war, nämlich zur Abbezahlung seiner schweren Schulden, zu denen noch unerträgliche Zinsen und schwere Schädigungen durch Giselschaft in der Stadt Konstanz hinzugekommen waren, so hat der genannte unser Vorgänger Wilhelm mit Zustimmung unseres Konventes und unter Beobachtung der verlangten und gebräuchlichen Formalitäten den genannten Kaufsvertrag, so wie er oben von Wort zu Wort lautet, ratifiziert, anerkannt und überdies sicher gestellt. Wir aber, nachdem uns die übrig bleibenden 400 Mark Silber reinen und legalen Konstanzer Gewichtes ausbezahlt worden sind durch den genannten Römischen König im Namen und an Statt des erlauchten Albrecht Herzogs von Österreich und Steiern, Grafen von Habsburg und Kyburg, Landgrafen im Elsaß, seines Sohnes und seiner Erben, und im Namen und an Statt des Erben des verstorbenen erlauchten

Plan des Erdgeschoßes der einstigen Schloßgebäude in Grüningen

Nach der Photographie eines Planes
im Kant. Hochbauamt, 1830. (1 cm = 3 m).

Rudolf, Herzogs von Österreich und Steiern, seines Sohnes, welche wir von ihm erhalten zu haben und zum offensichtlichen Nutzen unseres Klosters nach dem Wortlaut der vorliegenden Urkunde verwendet zu haben erklären, nämlich zum Rückkauf und zur Lösung unseres Schlosses Neu-Ravensburg mit allen seinen Zubehörden von dem vornehmen Herrn Rudolf, Grafen von Montfort, der das genannte Schloß mit seinen Zubehörden als Pfand inne hatte, haben nach vorangegangener feierlicher Verhandlung, wie sie bei derartigen Verträgen abzuhalten ist und nach kanonischen Gesetzen voranzugehen hat, und nachdem wir uns mehrfach mit dem Konvent, den Ministerialen und Vasallen unseres Klosters eingehend beraten, nachdem wir ferner den Vorteil unseres Klosters auf das sorgfältigste geprüft haben, das genannte Schloß zu Grüningen und die Stadt mit der Vogtei, mit Leuten und allen andern Rechten, mit den genannten Höfen und den kirchlichen Patronatsrechten, die dazu gehören und damit verbunden sind, und mit allen Rechten dieser Orte, mit Grundstücken, Wiesen, Weiden, Wäldern, Gewässern und Wasserläufen, Fischenzen und Fischereieinrichtungen, Weg und Steg, Bebautem und Unbebautem und allen andern realen und irrealen Rechten, wie sie immer heißen mögen, und unter ausdrücklicher Ratifikation und Bestätigung des vorausgegangenen Kaufskontrakts, wie er von Wort zu Wort oben lautet, wobei zur Sicherheit mit allgemeiner Zustimmung aus dem neuen zu seiner Ergänzung dasjenige hinzutritt, was etwa von rechtswegen dem früheren Vertrage gefehlt hat, dem genannten Albrecht, erlauchten Herzog von Österreich und Steiern und seinen Erben und dem Erben des verstorbenen erlauchten Rudolf, seines Bruders, frei und ohne Vorbehalt gegeben und überantwortet; wir übertragen es ihnen durch die vorliegende Urkunde, als einen rechtlich vollwertigen Kaufstitel, um es als ewiges Erblehen ohne irgend welche entgegenstehende Bestimmung zu besitzen. Und damit die vorangehenden Abmachungen nicht irgendwie verletzt werden können, so versprechen und geloben wir an Eidesstatt unter Beifügung eines feierlichen Handgelübdes, daß wir in keiner Weise die vorangehenden Abmachungen anfechten werden, weder selbst noch durch irgend andere Persönlichkeiten, daß wir nichts gegen sie unternehmen, ins Werk setzen oder je versuchen werden, weder direkt noch indirekt, weder öffentlich noch im geheimen. Wir verzichten auch mit Bezug auf das Vorangehende und was dazu gehört, sowohl in unserm eigenen Namen, als auch in demjenigen unseres Klosters und unserer Nachfolger auf alle Zeiten, wer immer sie später sein mögen, auf die Wohltat der vollständigen Rückerstattung, nach höherm oder minderm Rechte, im allgemeinen oder im speziellen, durch Briefe, die wir vom heiligen Stuhle oder anderswoher erhalten haben oder erhalten sollten, auf den Betrug um mehr als die Hälfte des wahren Wertes, auf den Einwand des wegen Nichtbezahlung und Nichtübergebung des Geldes auf den Schutz und die Hülfe der Nichtbeobachtung der verlangten und gewohnten Formalitäten, auf alle Gesetze und Vorschriften, die bereits erlassen sind oder erlassen werden, auf jede Hülfe der Gesetze und kanonischen Vorschriften, auf die Einreden des Betruges, der Nichterfüllung oder der Nötigung aus Furcht, auf die Berufung auf allgemeinen oder besondern Gebrauches, und im allgemeinen auf alle Mittel und Einreden, sowohl im allgemeinen, wie im besondern, durch deren Hülfe die vorangehenden Abmachungen in ihrer Gesamtheit oder in irgend einem Teile zu irgend einer Zeit verletzt werden könnten. Wer offen oder im geheimen, direkt oder indirekt ihnen entgegentritt, soll des Treubruchs schuldig sein. In gleicher Weise verpflichten wir uns unter feierlichem Gelübde, dem genannten Herzog, dem Erben des verstorbenen . . . seines Bruders und ihren Erben, die Verluste, Ausgaben und das gemeinschaftliche oder besondere Interesse zurückzubezahlen, wobei der oben genannte Verkaufsvertrag, wie vorausgeschickt ist, in seiner

Gesamtheit oder in einzelnen Teilen gleichwohl in Kraft verbleiben wird. Und zur Beobachtung der vorangehenden Bestimmungen im gesamten und im einzelnen verpflichten wir uns und unser Kloster durch gesetzliches Gelöbnis, dem vorgenannten Herzog und seinen Erben und ebenso dem Erben des verstorbenen . . ., seines Bruders, unter Verpfändung des ganzen Klostervermögens, welche wir ihnen im besondern auf das ganze Klostervermögen gelegt haben, zu unverbrüchlicher Beobachtung aller vorstehenden Bestimmungen. Wir versprechen auch Währschaft und mit Bezug

Aus: **Thesaurus philo-politicus.** — Das ist: Politisches Schatzkästlein guter Herren unnd bestentiger Freund. Autore Dan. Meißnero, Comotan in Böhmen. — Cum gratia et privilegio S. C. M. speciali. — Franckfurt bey Eberhardt Kiesern zu finden. 1628. Sechs Teile. Grüningen ist Blatt 16 im III. Teil. Die allegorischen Bilder haben nirgends Beziehungen zu den abgebildeten Örtlichkeiten. — Höchst seltenes Werk im Besitze des Herrn Prof. Dr. Meyer von Knonau in Zürich.

auf gerichtliche Wiedererlangung geben wir ihnen in dem vorgenannten Kaufe in allen Dingen und in allen oben genannten Rechten Sicherheit, sowohl vor jedem weltlichen als geistlichen Gerichte, wobei von uns bei den oben genannten Dingen im gesamten und im besondern die verlangten und gebräuchlichen Formalitäten in Wort und Handlung verwendet worden sind. Und zur ewigen Befestigung dieser Abmachungen haben wir die vorliegende Urkunde aufsetzen und für jeden von uns, da wir des Schreibens unkundig sind, unterschreiben lassen und durch die Kraft der Siegel des

ehrwürdigen Vaters Rudolf, von Gottesgnaden Bischofs von Konstanz, als der zuständigen Stelle, unseres Abtes, und desjenigen des Konventes, befestigen lassen, das wir gegenwärtig benutzen, weil wir das Siegel des Konventes, dessen wir uns zuzeiten Wilhelms, des verstorbenen Abtes unseres Klosters, bedienten, als gesetzwidrig erklärt haben, weil jener gleiche Wilhelm jenes Siegel nach seiner Suspension in der Verwaltung der geistlichen und weltlichen Angelegenheiten, welche durch den verehrungswürdigen Vater Johannes, Bischof von Tuskulum, Legaten des apostolischen Stuhles in Deutschland, aus einigen gesetzlichen Gründen erfolgt war, zum Schaden unseres Klosters verwendet hatte.

Wir, Rudolf, von Gottesgnaden Bischof von Konstanz, haben, da das Vorangeschickte im gesamten und im besondern nach gesetzlicher Vorschrift eingeleitet und durchgeführt wurde, so wie es oben von Wort zu Wort ausgeführt ist, zugestimmt, die Dinge genehmigt und unsere volle Zustimmung und Autorisation im ganzen und im besondern gegeben; und zur unzweifelhaften Bestätigung dieser Dinge haben wir an die vorliegende Urkunde auf Bitte der genannten . . ., Abtes und Konventes des Klosters St. Gallen, unser Siegel hängen lassen. Ich, Konrad, von Gottesgnaden Abt des Klosters St. Gallen, gebe dem Vorangegangenen im ganzen und im einzelnen meine Zustimmung, da diese Dinge, wie mitgeteilt wurde, durch uns eingeleitet und ausgeführt worden sind, und habe daher diese Urkunde durch den Notar Otto unterschreiben lassen, da ich selbst des Schreibens unkundig bin. Ich, Bertold, Probst des Klosters St. Gallen, gebe zu allem Vorausgeschickten meine Zustimmung und habe sie gegeben und habe diese durch Otto geschriebene Urkunde unterschreiben lassen. Ich, Heinrich, Pförtner von St. Gallen, gebe zu allem Vorausgeschickten meine Zustimmung etc. (gleicher Wortlaut wie bei Bertold). Ich, Rûmo von Ramstein, Mönch des Klosters St. Gallen, gebe etc. . . . Ich, Hugo von Dürrenhayn, Mönch des Klosters St. Gallen, gebe etc. . . . Ich, Heinrich von Dürrenhain, Mönch des Klosters St. Gallen, gebe etc. . . . Ich, Friedrich von Gundolvingen, Mönch des Klosters St. Gallen, gebe etc. . . . Ich, Hiltbold von Werstein, Mönch des Klosters St. Gallen, gebe etc. . . . Ich, Ûlrich von Truhpurch, Mönch des Klosters St. Gallen, gebe etc. . . . Ich, Johannes von Güttingen, Mönch des Klosters St. Gallen, gebe etc. Ich, Heinrich von Lupphen, Mönch des Klosters St. Gallen, gebe etc. . . . Abgemacht und gegeben bei St. Gallen am Mittwoch vor dem Feste Mariae Reinigung, an der 4. Indiction, im Jahre des Herrn 1291.

Wir, Rudolf, von Gottesgnaden Römischer König, allzeit Mehrer des Reichs, erklären, daß das oben angeführte im ganzen und im einzelnen im Namen und an Statt unserer oben genannten Kinder in rechtlicher Form durchgeführt worden ist und haben zur Beurkundung dieser Dinge dem erwähnten Abt und Konvent des Klosters St. Gallen auf ihre Bitte hin die vorliegende Urkunde übergeben lassen, die mit dem Siegel unserer Majestät besiegelt ist. Gegeben zu Baden im Jahre des Herrn wie obsteht am nächsten Samstag nach dem Feste des heiligen Valentin, im 18. Jahre unserer Regierung.

Die Urkunde Abt Wilhelms von 1284 und diejenige Abt Konrads von 1291 geben in ihrem geschichtlichen Rückblick parallele Aufschlüsse, sie sind aber an manchen Stellen vorsichtig aufzunehmen.

So gebot nun **Rudolf von Habsburg** *über das ehemals regensbergische, auch militärisch wichtige* **Schloß Grüningen** *und ziemlich großes Gebiet um dasselbe herum. Dies machte auf die Zürcher einen großen Eindruck und trug nicht wenig bei zur Sage von der gänzlichen Verarmung des Freiherrn Lütold von Regensberg.*

Unter den Königen Albrecht und Rudolf.

Wenn in der Bezahlung eine Verzögerung vorkam, so wäre es ungerecht, den Habsburgern allein schuld zu geben, etwa wegen eigenmächtiger Vorenthaltung des Geldes. Nein, die Verzögerung beruhte, wie obenerwähnte Formel auch andeutet, auf mündlicher Verabredung der Parteien und ohne Zweifel auf damaligen Zahlungsgewohnheiten bei so großen Summen.

Die Burg Grüningen wurde von Abt Konrad mit Vogtei, Patronat und allen übrigen Rechten und mit den Höfen Mönchaltdorf und Dürnten ganz gleich, wie sie die Regensberger einst besaßen, an die Königssöhne Albrecht und Rudolf verliehen. Im Habsburgischen Urbar sind demgemäß diese drei Orte als Lehen von St. Gallen aufgeführt. Es wäre aber unrichtig, wollten wir weitere, im Urbar nicht als „Lehen" bezeichnete Orte des Amtes Grüningen oder gar die Vogtei über die dortigen Freien dazu rechnen und diese Lehen auf die ganze, spätere Herrschaft Grüningen ausdehnen; denn die Lehenurkunden reden überall nur von *oppidum* (Städtchen) oder *castrum* (Kastell, Burg) *Grüningen* und der Vogtei darüber und von den beiden Höfen Mönchaltdorf und Dürnten, aber nirgends von der Vogtei über die Freien von Binzikon. Die den Habsburgern verliehenen Besitzungen und Leute waren ihnen so unterworfen, wie wenn sie ihr volles Eigentum gewesen wären; Vogtei und Grundherrschaft floß hier in eins zusammen.

Am 16. Februar 1291 bekundet König Rudolf dem Gegenabte Konrad von St. Gallen, daß er seinen Sohn Herzog Albrecht mit der Herrschaft Grüningen neuerlich belehnt habe, nach erfolgter vollständiger Zahlung der erhöhten Kaufsumme von 2250 Mark. In der ersten Hälfte des XIV. Jahrhunderts war die Herrschaft Grüningen im Besitze der Herzöge Leopold und Albrecht von Österreich, die der Herrschaft das Recht verliehen, über das Blut zu richten.

Als im Jahre 1358 **Herzog Albrecht,** der 1354 Rapperswil von Graf Johann II. von Habsburg-Laufenburg abkaufte, Stadt und Schloß Rapperswil neu und schön aufbauen, auch die Rapperswiler Brücke schlagen ließ, setzte er seinen Vetter Graf Hans „wieder darauf und macht ihm das Grüöninger Ambt und alle Landschaft in der March . . . . underthening".

Von den Herzögen von Österreich wurde die Herrschaft Grüningen an die Herren von **Landenberg-Greifensee** verpfändet, dann kam sie an die **Geßler.** Die erstgenannten Herren waren es ohne Zweifel, die den „Landenberg" am Schloß Grüningen bauen ließen, jene gegen Westen vorspringende, jetzt abgebrochene, aber doch noch gut sichtbare Ecke.

Als die obgenannten Herzöge von Österreich den Herren von Aarburg, Rudolf und Lütold, Geld schuldeten, verpfändeten sie ihnen Grüningen, und als sie ihre Schulden bezahlen sollten, hatten sie kein Geld und mußten solches aufnehmen. **Heinrich Geßler,** Kammerherr Leopolds, lieh ihnen 4000 Gulden und die Herzöge gaben ihm als Pfand Grüningen mit großen und kleinen Gerichten. Die Pfandschaft geht hervor aus der Urkunde vom 17. Mai 1374 [1]). Die Herzöge bekennen sich gegenüber Heinrich dem Geßler zu einer Schuld von 4000 fl., die dieser „uns durch fleizzig bet und grozze trüwe bereit gelihen und für uns bezahlt hat unsern lieben, getrüwen Rudolffen und Lütolden von Aarburg, den dieselben sum guldin noch usse lag an der losung unser vest und stat ze Grüningen" usw.

[1]) Staatsarchiv Zürich, Stadt u. Land Nro. 2350, kopiert in Werdmüller, corpus documentorum Tigurinorum, Band XIX, S. 29.

Unter den Geßlern.

Die Geßler stammen von Meienberg (Bez. Muri, Kt. Aargau) und Brunegg (Bez. Lenzburg). Ritter **Heinrich Geßler** (geb. 10. März 1359, gest. nach 1405, aber vor dem 1. Juli 1408) hatte zwei Söhne:

1. **Hermann** (1397 bis 1447), Ritter, Hofmeister der Herzogin Anna, Pfandherr zu Rheinfelden, Herr zu Schenkenburg, Pfleger zu Gutenberg, Vogt zu Rapperswil und Grüningen; Gemahlin: Beatrix von Klingenberg.
2. **Wilhelm** (1404 bis 1438), Vogt zu Muri, Edelknecht; Gemahlin: Anna v. Stürfis.

Von diesen Geßlern existieren sehr viele Urkunden, Pfandbriefe, Lehenbriefe, Verpflichtungsscheine, Bestätigungsbriefe, von denen die meisten auf dem Staatsarchiv in Zürich aufbewahrt liegen. Die wichtigsten von ihnen, die auf die Geschichte der Herrschaft Grüningen Bezug haben, seien in ihrem Inhalte kurz hier angegeben.

1379, 19. April, Rheinfelden: Da **Heinrich Geßler** nachweist, daß er mehr als 2300 Gulden an Burg und Stadt Grüningen verbaut habe und die Ringmauer der Burg noch einer Besserung wohl bedürfe, so schlägt ihm Herzog Leopold fernere 1200 Gulden auf das Pfand mit dem Beding, die Ringmauer vom vordern Haus und vom Turm hinweg bis an das „Landenberg“ genannte Burgsäß mit einem verdachten Umlauf (Galerie mit Dach) zu versehen.

Dieser gedeckte, vorkragende Hürdengang war sehr malerisch; heute noch sieht man auf der innern Seite, vom Schloßhof aus, zwischen Pfarrwohnung und Kirchdach, oben beim alten Turm, an einem Verbindungsgang, wie der Umlauf ausgesehen haben mag.

Am 17. August 1406 schloß Ritter **Hermann Geßler** für sich, sein Land und seine Leute ein achtzehnjähriges Burgerrecht mit der Stadt Zürich. Die hierüber ausgefertigte, große Urkunde liegt ebenfalls im Zürcher Staatsarchiv[1]), enthält aber nichts Spezielles über die Herrschaft Grüningen, auch nichts über andere Ländereien, nennt keine solchen mit Namen, sondern redet ganz allgemein von „Slossen, Vestinen, Stätten, Tälr, Landen, Lüten, so Ich ietz hab oder fürbas gewünne“.

Im gleichen Jahre 1406 schloß Hermann Geßler von Grüningen, Ritter, mit der Stadt Zürich einen Vertrag wegen solchen Leuten aus dem Grüninger Amte, die ehedem ins Burgerrecht der Stadt Zürich aufgenommen wurden, nun aber wieder ins Amt zurückziehen wollten; in diesem Falle sollten sie ausschließlich dem Geßler gehorsam sein.

Im Jahre 1408 verpfändeten die **Brüder Hermann und Wilhelm Geßler** der Stadt Zürich für 8000 rheinische Gulden Burg und Herrschaft Grüningen, mit den Dinghöfen Stäfa, Hombrechtikon, Mönchaltdorf mit Leuten und Gütern, kleinen und großen Gerichten, Fällen, Steuern, Diensten, Wassern u. a., auch die Feste Liebenberg im Brand und den dortigen Hof. Gleich legte Zürich einen Landvogt nach Grüningen ins Schloß: Der erste war Berchtold Schwend.

In diesem Pfandbrief versprechen die Verkäufer, alles, was an den genannten Gütern Lehen ist, beim Lehensherrn zu Zürichs Handen zu ledigen, solange dies nicht geschehen sein wird, Zürichs „Trager“ (= verantwortlicher Einzüger aller Bodenzinserträgnisse) für diese Güter sein zu wollen und über Sämtliches, nichts ausgenommen, vor Gericht gut zu stehen.

[1]) Stadt und Land, Nr. 2360; Kopie in Werdmüller, corpus diplom. Band XIX, S. 59.

Plan des zweiten Stockes der Schloßgebäude in Grüningen

Gez. nach der Photographie eines Planes im Kant. Hochbauamt Zürich, 1830.

Eine hölzerne, mit Pergament überzogene Tafel im Schloß Grüningen, enthält über diese Verpfändung eine Inschrift, die ohne Zweifel 1563 gemacht worden ist.

Im Jahre 1412 wollte auch ein Heinrich Göldli sich die Burg und Herrschaft Grüningen verpfänden. Er stammte aus einem angesehenen, reichen Pforzheimer Bürgergeschlecht, mußte sich wegen Wucher in die Schweiz flüchten, kam nach Zürich und wurde der Stammvater des Zürcher Geschlechts Göldli. Die Verpfändung der Herrschaft Grüningen wurde ihm aber vom Zürcher Rat nicht bewilligt, weil die Bürger „mit dem Göldlin nit ze schaffen haben wellent".

Zur Beantwortung einer „Botschaft des Landvogts" wegen der Einlösung der Herrschaft Grüningen faßten der Bürgermeister, die Rät und die Zweihundert am 2. Mai 1414 den Beschluß, was sie gesiegelt hätten, dem wollten sie Genüge leisten und die Pfänder der Herrschaft um die 8000 Gulden gerne zur Einlösung geben, wie der Brief weise. Da die Geßler ihnen die Vogtei zu Männedorf („Menidorff") um 400 Gulden versetzt hatten, sei sie nicht der Geßler eigen und gehöre ebenfalls in die Pfandschaft Grüningen; aber auch diese wolle der Rat ihnen zu lösen geben, wenn sie zu den 8000 Gulden diese 400 bezahlen und dazu die 200 Gulden, die für Bauten am Schlosse Grüningen verwendet worden seien.

Herzog Friedrich von Österreich.

Im Jahre 1440 kam Herzog Friedrich von Österreich auf den deutschen Königsthron; er wurde aber erst 1452 in Rom zum Kaiser gekrönt, war überhaupt der letzte deutsche Fürst, der in Rom zum römischen Kaiser gekrönt wurde. War schon damals, 1440, Zürich mit Österreich verbündet, so wurde in dieser Zeit wegen Grüningen urkundlich eine außerordentlich wichtige Bestimmung getroffen, nämlich: Herzog Friedrich legte im Jahre 1442 noch 2000 Gulden auf die Pfandschaft Grüningen mit der Erklärung, daß Zürich sie besitzen soll, bis er oder seine Erben sie einlösen. **Dies geschah aber nie und so kam die Herrschaft Grüningen ganz in den Besitz der Stadt Zürich.**

Werfen wir einen zusammenfassenden Rückblick auf die vielen hypothekarischen Handänderungen, bis zum Übergang an die Stadt Zürich, so kommen wir zu dem Schlusse, daß sich das Schloß Grüningen und die ganze damit verbundene Herrschaft zirka 214 Jahre lang im Zustande der Verpfändung befunden haben. Allmählich wurde die Pfandherrschaft dem Kloster St. Gallen ganz entfremdet, sodaß von dessen Lehensherrlichkeit bald keine Rede mehr war[1]). **Nie wurde das Schloß Grüningen allein verpfändet, sondern stets die ganze Herrschaft damit.** Beide waren untrennbar miteinander verbunden, immer wurden beide als ein Besitztum, als ein Ganzes aufgefaßt und verbrieft. Stets war Zürich begreiflich eifrig bestrebt, sich den Besitz des Schlosses Grüningen, sowie des ganzen lieblichen, fruchtbaren Landesteils zu wahren und dies nicht nur aus materiellen, sondern ganz besonders aus strategischen Gründen in Hinsicht auf kriegerische Verwicklungen, die ja faktisch eintraten.

[1]) S. Prof. Dr. Paul Schweizer, Das Habsburgische Urbar, 14. und 15. Band der Quellen zur Schweizer Geschichte.

Belagerungen des Schlosses Grüningen im Alten Zürichkrieg.

Eine große Rolle spielte das Schloß Grüningen im Alten Zürichkrieg (1436—1450), dem unheilvollen Streit zwischen Zürich und Schwyz um das Erbe des Grafen Friedrich VII. von Toggenburg, der ohne Testament plötzlich aus dem Leben schied und keine Kinder hinterließ. Schlimm für die Zürcher war, daß Luzern, Zug und Bern es nicht mit ihnen hielten, sondern sich den Schwyzern anschlossen. Die ganze zürcherische Landschaft fiel in die Hände der Feinde.

Erste Belagerung.

Es war im November des Jahres 1440, als Schwyzer und Glarner mit Mannschaften aus der Inner-Schweiz nach Grüningen zogen, um Schloß und Städtchen zu belagern und zur Übergabe zu zwingen.

In ihrer Bedrängnis schickten die Grüninger einige Boten nach Zürich, um Hülfe zu erbitten, da sie den Gegnern nicht gewachsen wären. Stadtschreiber Graf, ein schlauer, diplomatischer Kopf, der immer etwas auszuklügeln wußte und mit seinem Scharfblick alles durchschaute, gab den Boten zum Bescheid, seine Herren seien wohl berichtet, was die Grüninger im Sinne hätten. Darum sollen sie tun, wozu der Eid sie verpflichte; denn, wenn die Grüninger zu Schwyz schwören, so werden ihnen die Zürcher vollends wieder nehmen, was die Schwyzer zurückgelassen haben.

Ohne Zweifel mag schon in jenen Tagen eine Partei in Grüningen an Ergebung an die Eidgenossen gedacht und bereits Schritte in diesem Sinn getan haben. Groll gegen Zürich, daß es alte Freiheiten und Rechte willkürlich eingeschränkt hatte, mag auch Grund genug dazu gewesen sein, sodaß offenbar keine große Anhänglichkeit an Zürich vorhanden war. Nun aber in solch einer kritischen Lage eine so abfertigende, entmutigende Antwort zu bekommen, ließ in den Gemütern eine gewaltige, allgemeine Umstimmung aufkommen: Die Grüninger sandten Boten ins Lager der Schwyzer und Glarner in Kilchberg, um Hülfe zu erbeten. Diese kam. Auch die Utznacher und Sarganser eilten herbei. Es waren im ganzen etwa 1100 Mann, die das Schloß und Städtchen Grüningen belagerten.

Zur Belagerung ließen die Schwyzer die große Büchse kommen, die sie in Wallenstadt erobert hatten und die früher den Zürchern gehörte. Leute aus dem Amt Grüningen mußten diese große Büchse mit ihren Rindern vom See herauf nach Grüningen führen. Hauptmann der Schwyzer war ein Sohn von Landammann Reding; auch Graf Heinrich von Sargans und der Freiherr von Raron waren vor Grüningen.

Das Schloß Grüningen war mit Lebensmitteln und Kriegszeug reichlich versehen. Die Besatzung, 40 Mann stark, stand unter dem Vogt Jakob Murer. Eine Belagerung von mehr als einer Woche hätte die ohnehin schon geschützt gelegene, starke Feste wohl aushalten können, wenn es der Besatzung nicht an Mut und Ausdauer gefehlt hätte.

Am St. Otmarstag 1440, es war an einem Mittwoch, übergab sich das Schloß Grüningen den Schwyzern und Glarnern. Im Schlosse waren Jakob Murer, der Vogt, der alte Hans Hagnauer, Rutschmann Usickon, Hans Zäg, zwei Brüder Studler und ein Schwarzmurer, alle von Zürich. Das Schloß wurde aber gar nicht stark beschossen, kein Schuß aus der von der March herbeigeschafften, großen Büchse sei abgefeuert worden, sodaß die „herrlich Vesti“ nur mit Worten und

Drohungen gewonnen wurde! Nicht ganz sechs Tage, nachdem das Amt den Schwyzern und Glarnern geschworen hatte, hielt es die Besatzung aus; es sei auch kein Mensch verletzt worden, weder in, noch außer dem Schlosse, nur „in der Vesti ward dem Vogt ain Zan ußgeschossen und durch ein baggen mit einer handbüchsen“! (Klingenberger Chronik).

Nach der Einnahme des Schlosses verblieben Schwyzer und Glarner noch vier Tage daselbst. Hätte die Zürcher Besatzung des Schlosses nur noch einen einzigen Tag ausgehalten, so wäre sie nicht zur Übergabe genötigt gewesen; denn am gleichen Tag wurde am linken Ufer des Zürichsees ein Waffenstillstand vereinbart, also „schicktend die von Schwitz und Glarus einen Botten, der die gantz Nacht von Kilchberg gen Grüningen luff und verkundt Inen den gemachten Satz und Anstandt, aber die Vesti Grüningen was schon gewunnen und erobert“ (Tschudi). Die Belagerten erhielten freien Abzug; das Schloß aber und seine Ausrüstung nahmen die Feinde in Besitz.

„Anno do. 1440, am 10.tag Nouemb. im Zürychkrieg ward das stättle Grüningen sampt dem gantzen Ampt un darnach in acht tagen das schlosß denen von Schweytz und Glariß aufgeben“ (Stumpf).

Am Martinstag 1440 schwuren Stadt und Amt Grüningen den Schwyzern und Glarnern den Eid der Treue.

In keiner Chronik finden wir mit bestimmten Zahlen berichtet, wie viel Stück von jeder Waffengattung im Schlosse Grüningen vorgefunden wurden. Worin die Ausrüstung des Schlosses bestand und wohin sie kam, darüber meldet der Chronist Hans Fründ folgendes:

„Darnach da santent die von Swytz ieren boten gen Grüningen, der fuort nu dannen, was zügs zur dem hus ghört hatte, es warint büxsen oder bulfer, armbrost, pfyl oder derglich, wan es beret was; und kam das alles herüber gen Pfäffikon uf das hus.“

Eine Besatzung ließen die Eidgenossen in Grüningen nicht zurück; dagegen befahlen sie den Grüningern, das Schloß nun selber zu besetzen und zu verteidigen. Darüber erschraken die Grüninger nicht wenig, fürchteten sie doch nicht ohne Grund, daß vielleicht die Schwyzer das Schloß den Zürchern wieder zurückgegeben hätten. Darum schickten die Grüninger Boten zu den Schwyzern, um diese dringlich zu bitten, sie möchten um keinen Preis Grüningen und das ganze Amt aus ihren Händen geben!

Aber auch die Zürcher blieben nicht untätig, sie mochten Lunte gerochen haben und schickten den Ritter Heinrich Schwend und den Ratsherrn Hans Brunner nach Grüningen mit dem Auftrag, die Grüninger zu bewegen, zürcherisch zu bleiben und ihnen Schloß und Städtchen wieder zu übergeben. Allein, da rannten sie schlecht an: Die Grüninger ließen sie nicht einmal ins Städtchen hinein, redeten mit ihnen vor den Mauern und schlugen die Bitte rundweg ab! (25. Nov.). Doch gingen die Zürcher Boten noch nicht von dannen, sondern weilten noch lange „zu Grüningen vor dem Stettli“, um die Grüninger vielleicht doch noch umstimmen zu können. Vergeblich!

Erst Samstag nach St. Otmarstag, 29. November 1440, da „zugend all Eydgnossen gemeinlich ab und rumptend das Veld“.

Friedensbestimmungen.

Nach dem Waffenstillstande von Kilchberg kam den 1. Dezember 1440 in Luzern der Friede zu stande; allein der Vollziehung der aufgestellten Friedensbestimmungen stellten sich allerlei Schwierigkeiten in den Weg. So mischte sich z. B. der neugewählte deutsche König Friedrich III.

Plan des dritten Stockes
der Schloßgebäude in Grüningen

Nach der Photographie eines Planes
im Kant. Hochbauamt Zürich, 1830. 1 cm = 3 m

ein, indem er eine Erweiterung seiner Reichsmacht im Plane hatte und deutlich durchblicken ließ. Um sich, wenn immer möglich, nichts entgehen zu lassen, ließ er gebieten, man solle über die Schlösser Grüningen, Andelfingen, Elgg, Ossingen und Pfäffikon vorläufig nicht verfügen; den Grüningern redete er eindringlich zu, den Zürchern vorläufig den Huldigungseid nicht zu leisten![1]) Allein aus seinen Annexionsgelüsten gab es nichts, und allmählich konnten die Schwierigkeiten gehoben werden, dank dem rechtlichen Sinn der Eidgenossen.

Nach den Bestimmungen des Friedens mußte Zürich die obern Höfe (Pfäffikon, Wollerau, Hurden und die Ufenau an Schwyz abtreten; umgekehrt wurden die Schwyzer verpflichtet, den Zürchern Burg und Herrschaft Grüningen wieder zurückzugeben. Aber sonderbar ging es dabei zu: Nicht den Zürchern direkt gaben die Schwyzer die Herrschaft Grüningen, sondern zuerst den Bernern[2]), von denen es die Zürcher zurückempfangen sollten! — Aber erst, als Zürich den Grüningern versprochen hatte, die alten Freiheiten und Rechte, in denen sie von den Zürchern beträchtlich eingeschränkt worden waren, wieder genießen zu lassen, leisteten die zähen Grüninger den Huldigungseid.

Zweite Belagerung.

Vom 11. bis 16. Juni 1443 wurde Grüningen von den Eidgenossen zum zweitenmal belagert. Schloß und Städtchen waren mit allem Nötigen gut versehen: Mit Speise und Trank, auch hatte es darin zwei gute Steinbüchsen, vier große Tarrisbüchsen und viel Handbüchsen, Pulver, Feuerpfeile und gewöhnliche Pfeile in Masse und „anders Zügs gnug, so man in einem Schloß bedarf“ (Tschudi); dazu ein wohlerfahrener Büchsenmeister.

Da der Stadt Zürich an Grüningen, diesem wichtigen strategischen Stützpunkte, viel gelegen war, wurde es mit einer Besatzung von 64 Mann versehen, Söldner und Bauern aus verschiedenen Gegenden, über die der Vogt Peter Kilchmann[3]) und der Obristmeister Iberger den Befehl führten. Ins Städtchen soll sich viel Volk aus der Herrschaft geflüchtet haben. Da es die Grüninger jedoch heimlich mit den Schwyzern hielten, ließen sie sich mit ihnen schon den folgenden Tag nach ihrer Ankunft in Unterhandlungen ein („sie machten ein Täding mit den Eidgenossen“). Das war nun allerdings den Hauptleuten gar nicht recht; denn sie waren ihres der Stadt gegebenen Treueides besser eingedenk, weshalb der Vogt Hülfe von Zürich verlangte. Von der Stadt kam ihm jedoch die Antwort zu, es sei kein Ersatz („Entschüttung“) möglich, er habe ja eine starke Festung, er solle aushalten. Jetzt richteten die Berner und Luzerner ihre Kanonen gegen Grüningens Mauern und „schussend etwa mengen Schutz hinin und sie (die Grüninger) ouch hinuß, doch beschach nit großer Schad.“ Also, daß sich die Besatzung tapfer gewehrt hätte — keine Rede! Allem Anscheine nach hatten die Grüninger eben keine große Anhänglichkeit an Zürich; zudem war es den im Städtchen eingeschlossenen Leuten angst und bang, und wollte die Mannschaft ihre Frauen und Kinder nicht umkommen lassen, kurz, viele drangen auf Übergabe, wieder

---

[1]) Klingenberger Chronik — Hupli, Stadtbibliothek Zürich, Manuskript A 113, S. 225, enthält beide Schreiben.

[2]) S. Berner Spruchbrief v. 17. März 1441, gedruckt und behandelt in des Verfassers „Geschichte der Herrschaft Grüningen“. Staatsarchiv Zürich, Stadt u. Land Nr. 2370 u. Nr. 3258, zwei Originalbriefe.

[3]) Alle Chroniken, auch die Klingenberger, die ja sonst die erste Quelle ist, geben den Namen des Vogtes unrichtig an. Aus den Verhörakten auf dem Staatsarchiv Zürich geht nämlich mit aller Bestimmtheit hervor, daß er nicht „Kilchmatter“, sondern „Kilchman“ (Kilchmann) hieß.

begannen die Unterhandlungen. Angesichts des großen Haufens von Eidgenossen, die das Städtchen belagerten, dachten überdies wohl auch viele Grüninger, daß sie einer solchen Übermacht gegenüber nichts machen könnten; einzelne mochten ergrimmt sein, daß Zürich keine Entsatzungstruppen schickte. Unter der Besatzung sollen es namentlich Diethelm Netstaller, Rudolf von Baar und Ulrich Ritter (von Lichtensteig) gewesen sein, die auf Kapitulation drangen. Am Sonntagmorgen, den 16. Juni 1443, kamen die Abgesandten der Eidgenossen an die Stadtmauern heran. Das kann, in Hinsicht auf die Bodengestaltung, wohl nur auf der Nordseite des Städtchens geschehen sein. Als Unterhändler der Besatzung verließen das Schloß der Landvogt Kilchmann, Iberger, Kilchmatter und Meister Hans Boßhard mit Geleit. Ihnen rieten nun die Berner Hauptleute Ringgoltingen und Erlach ernstlich zur Übergabe. Sowie die Grüninger ins Schloß zurückgekehrt waren, wurde eine Abstimmung vorgenommen: Die Mehrheit stimmte für Übergabe, ihrer 15 jedoch waren dagegen, worunter Kilchmatter, Iberger, sein Sohn, und der Büchsenmeister Peter Sigly. Die Besatzung erhielt von den Eidgenossen Sicherheit und freien Abzug, jeder mit seinen Waffen und allem, was er in die Festung gebracht hatte. Was aber der Stadt Zürich gehörte, Wein, Geschütz, Waffen, Rüstungen, Pulver, sollte den Eidgenossen zufallen.

Es war am Abend des 16. Juni 1443, nach Vesperzeit, als die Besatzung das Schloß verließ und zum Städtchen hinauszog. Zum zweitenmal also wurde Grüningen in diesem unheilvollen Kriege von den Eidgenossen eingenommen . . . „gwunnen uff der fart".

Da geschah nun aber eine Missetat („ein unfuog"), die den Eidgenossen sehr leid tat. Als der Landvogt Hans Kilchmann, dem doch von den Eidgenossen Sicherheit des Lebens und drei Tage Geleit versprochen worden war, um seinen „Plunder und Hausrat" nach Zürich zu führen, abziehen wollte, „kamen Heinrich an Steinen von Unterwalden und Ärni Willis Sohn ins Städtchen und schlugen den Vogt aus lauter Mutwillen tot". — Wären diese beiden Mordgesellen nicht schnell geflohen, sicherlich wären sie sofort geköpft oder gehängt worden; denn die Eidgenossen empfanden die begangene Mordtat als eine große Schmach und Schande und „hatten darum vil Hinderrede" (Fründ). Die Eidgenossen drohten, jeden, der nochmals in solcher Weise die Kriegsehre beflecke, aufs Rad zu flechten.

Mehr als 40 Mann der abziehenden Grüninger Besatzung kamen bei einbrechender Nacht vor das Tor von Rapperswil und baten um Einlaß. Dieser wurde ihnen aber nicht gestattet, weil sie sich nicht ehrlich und redlich zu Grüningen gehalten hatten; da mußten sie die ganze Nacht vor der Stadt Rapperswil im Freien liegen. Nur den Büchsenmeister ließ man hinein, weil er sich entschuldigte, er trage an der Aufgabe Grüningens keine Schuld. Am folgenden Tag (17. Juni) zog die Grüninger Besatzung von Rapperswil nach Zürich, wo sie sofort ins Gefängnis gesteckt und gebüßt wurde; nur einige Unschuldige wurden freigelassen.

Urner, Schwyzer, Unterwaldner, Zuger und Glarner blieben am 16. Juni 1443 noch zu Grüningen über Nacht; am folgenden Tage besetzten Schwyzer und Glarner die Feste Grüningen mit 120 Mann und setzten als Vogt den Schwyzer Werner von Rufi ein.

Im Staatsarchiv Zürich findet sich ein umfangreiches Bündel **Strafprozeßakten** betreffend die Übergabe des Schlosses, betitelt: „Man sol nachgân und richten, als die vesti Grüeningen den Eidgenossen ingeantwûrt und ûffgeben ist, wer das getân hab oder wie ald in welichem weg das zugangen sig".

Folgendes Verhör eines Söldners gibt uns ein anschauliches, interessantes Bild über das Erscheinen und den Empfang eines Parlamentärs in dem belagerten Schloß:

Bertschy Schöpffli von Bremgarten: „Er sig uff den samstag in dem hus umbgangen, wölt die wachten besehen und suß losen, was der mehr wär, fand also vogt Kilchman an einem balchen stan, der lugt zu einer schrunden us, sach, das sich einer hinder einer türen stalt; der rufft uff das hus, ob indert ein gut gesell von Zürich da wär, der im geleitt geben und im losen wölt, sin herren von Bern hettind im ettwas bevolhen ze redent. Also fragt der Kilchman den obgenannten Schöppffly, was der gerett hett, do sprach er: ich weiß nützet darumb. Also tett der Kilchman die balchen enwenig uff, winkt dem, so gerüefft hatt, mit der hand, das er beitten sölt, gieng enweg, reicht Meister Iburger. Der tett die balchen uff, fragt den, so gerüefft hatt, was er wölt. Also sprach er: sin herren von Bern hettind im bevolhen, ettwas mit inen ze redent; möcht im ein geleitt werden, so wölt er das tun. Also sprach der Iburger: gut gesell, so hab ein geleitt. Also hett der Schöppffly und ein kurtz gesell von Menndorf gern zu im geschossen; da verbott der Iburger inen das, wolt sy nit schießen lassen und losend der Iburger und der Kilchman dem, so gerüefft hatt."

Daß die Hauptleute suchten, die Verantwortung der Übergabe zum guten Teil auf die Söldner im Schlosse abzuladen, beweist uns folgendes Verhör:

„So bezeugt Heinrich Lupfdich der schuemacher von Bremgarten: Da er an den Iberger kam, sprach er: ich frag üch, ob wir daz hus uffgeben oder beheben weltind, darumb rattend. Also wart geratten und umb vil das mer, dz sy dz hus uffgeben wöltind und warend nur XV dawider, die des nit volgtend. Die hoptlüt fragtind allwegen och die armen gesellen (Söldner) ze dem ersten, darumb als in beducht, dz sy hörtting, was dero meynung wer, das sy denn och dester bas geraten köndint, gieng sölchs eben gevarlich zu ..."

Gesinnung und Aussprache eines Hauptmanns:

„Ulrich Kamrer rett och an dem ring, da die frag umbgieng, ob man das hus uffgeben oder beheben wölt offenlich: min herren van Zürich sorgen für die tuben und uns nit, sind böß wicht an uns worden, so wellend wir och böß wicht an inen werden." (!) [1])

Iburger erhielt eine Buße von 500 Gulden und Kilchmanns Erben eine von 200 Gulden. 10 Hauptleute wurden bestraft, darunter der obenerwähnte Ulrich Ritter XX Mark. Dieser, vermutlich ein Vasall oder Untertan des Junkers Petermann von Raron zu Toggenburg, soll besonders eifrig für die Übergabe geredet haben und denen, die für die Verteidigung des Schlosses einstanden, habe er „den Hals abstechen wollen". — Peter Kilchmatter kann gar nicht erstochen worden sein, es muß sich um den eigentlichen Landvogt Hans Kilchmann handeln; denn Peter Kilchmatter erscheint ja als Zeuge im Strafprozeß!

Waldmannzeit 1489.

In der bedeutungsvollen Waldmannzeit lebte das schwerbedrückte Landvolk beständig in großer Verbitterung wegen des allzustrengen Stadtregiments. Unklug handelte Waldmann, als er in einer Ratsversammlung im März 1489 den Bericht des Stadtschreibers über die Verhandlungen

[1]) Staatsarchiv Zürich A 29, 1 Kriegs- und Reissachen.

mit den Ausschüssen vom Lande in aufgebrachter Stimmung abändern ließ. Er stellte den Antrag, es solle in dem Abschiede stehen, daß die Landleute um Verzeihung gebeten und Unrecht getan hätten, als sie ihre Begehren um Aufhebung der neuen Mandate stellten. Dies vernahm das Volk, Aufruhr durchbrauste das Land, eine Abordnung erschien vor dem Großen Rate, legte Beschwerde ein und forderte, daß der Abschied vernichtet werde. Allein ihre Forderungen wurden abgewiesen, worauf ein allgemeiner Landsturm erging. Das Schloß Grüningen war nicht mehr zu halten, der Landvogt, Hans Stucki, fürchtete einen Überfall, er ließ das Schloß im Stich und zog nach seiner Vaterstadt Zürich.

Nach der Hinrichtung Waldmanns (Montag den 6. April 1489) wurden von den eidgenössischen Boten als Vermittler und Schiedsrichter den verschiedenen Herrschaften zur Erledigung ihrer Wünsche und Begehren die sogenannten „Waldmannschen Spruchbriefe“ ausgestellt. Es existieren sieben solche, den dritten erhielt die Herrschaft Grüningen. In diesem findet sich auch eine Bestimmung betreffend das Schloß Grüningen, nämlich: Wenn das Schloß reparaturbedürftig wurde, sodaß man Ziegel und Baumaterialien zuführen mußte, so hatten bis dahin immer die Stäfner einen Teil und die Grüninger zwei Teile führen müssen. Nun brachten die Grüninger vor, daß ihnen die Stäfner „davongezogen“ seien mit dem Begehren, daß ihre Herren von Zürich an ihrer Statt den einen Teil führten, wie von alters her. Die Grüninger wollten sich nun von vorneherein dagegen verwahren, auch etwa noch diesen einen Teil übernehmen zu müssen und erklärten sich bereit, ihre zwei Teile weiter zu führen, wenn die Zürcher den einen Teil übernähmen. „Desselben haben sich unsere Eidgenossen zu Zürich gütlich ergeben“.

Zeit der Wiedertäuferunruhen 1525.

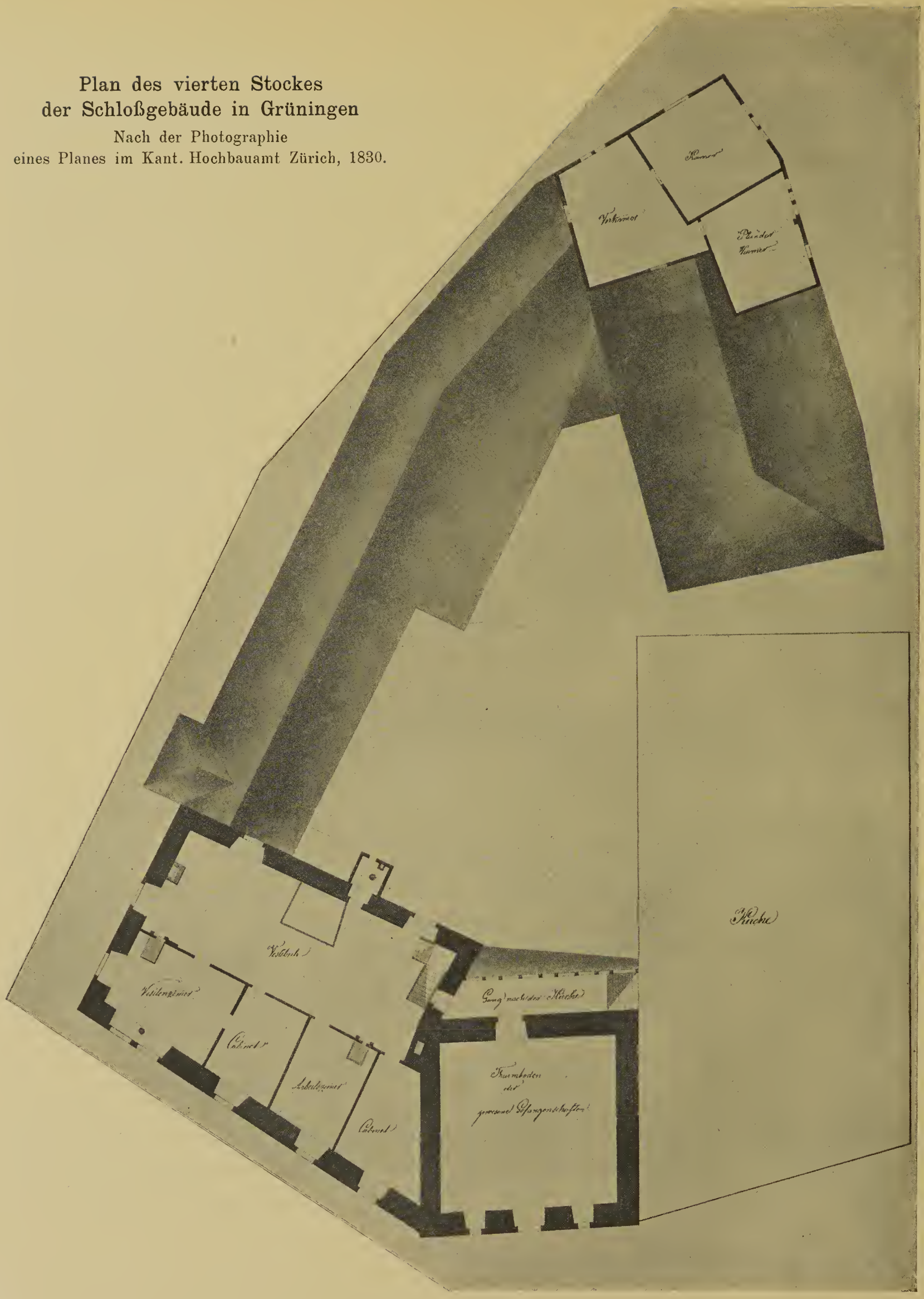
In der bewegten Zeit der Wiedertäuferunruhen und des Bauernaufstandes im Grüninger Amt vom April 1525 an wurden im Turm und in den andern Gefängnissen des Schlosses Grüningen eine Menge Aufwiegler und anderer gefährlicher Individuen eingesperrt. So wurden auch die berühmten Wiedertäufer Grebel, Manz und Blaurock wegen Nichtbeachtung eines Verbotes der Obrigkeit gegen die Wiedertäuferei auf Befehl von Zürich im Turm „bei Wasser, Brot und Mus“ hinter Schloß und Riegel gebracht. Der damalige Landvogt Berger klagte dem Rat zu Zürich, er habe „für sechs Vögte“ genug erlebt.

Am zweiten Weihnachtstage 1525 und wieder am 2. Januar 1526 fand im Schlosse eine Zusammenkunft von Täufern mit Abgeordneten des Großen und Kleinen Rates statt, deren Resultat war, aufwieglerische Pfarrer zu verzeigen und dem Rate Nachlaß der verhängten Bußen vorzubringen, die den „verstopften lätzköpfen der täufer“ auferlegt worden waren.

Durch Bestimmungen im Berner Spruchbrief von 1441 und im Waldmannschen Spruchbrief von 1489 waren die Leute in der Herrschaft Grüningen verpflichtet, allfällige Bauten am Schlosse ausführen zu helfen. Diese Last suchten sie in ihrer Eingabe an den Rat vom 25. April 1525 abzuschütteln; allein sie wurden mit ihrem Begehren abgewiesen. Auch ihre Reklamation gegen das Einsperren im Schloßturm fruchtete nichts, es verblieb alles bei den alten Briefen.

Plan des vierten Stockes der Schloßgebäude in Grüningen

Nach der Photographie
eines Planes im Kant. Hochbauamt Zürich, 1830.

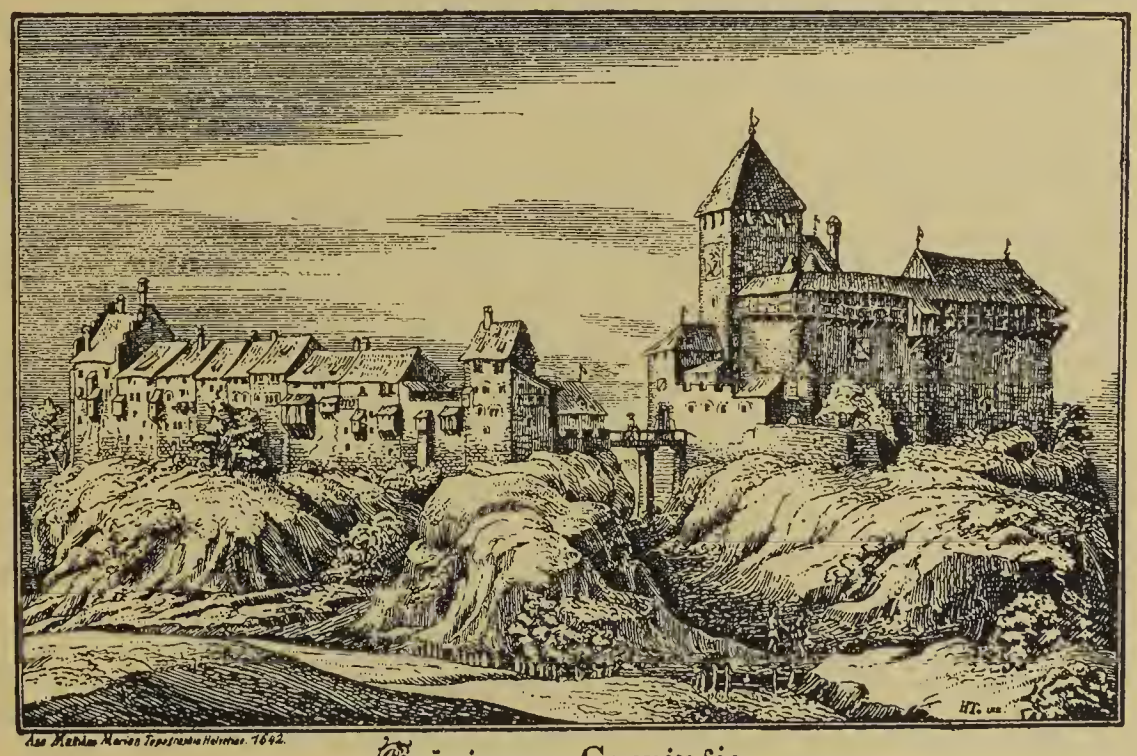


So ganz bombensicher scheinen gewisse Gefängnisse doch nicht gewesen zu sein, da im Dezember 1525 einige Täufer mit einem Bohrer eine Öffnung in die Diele eines Gefängnisses oben im Turm machten und dann durch weitere Vorkehrungen durch das Tor und über die Brücke entkamen!

Im Frühling 1526 füllten sich die Gefängnisse des Schlosses wieder mit einer Menge von widerspenstigen Täufern.

Neubauten 1563/64.

Laut den Chroniken sollen im Jahre 1563 am Schlosse viele Neubauten erstellt worden sein, offenbar wegen Baufälligkeit einzelner Teile. Leider sind hierüber im Staatsarchiv Zürich bis jetzt keine separaten Akten zum Vorschein gekommen, trotz eifriger Nachforschungen des Verfassers. Nur so viel konnte ausfindig gemacht werden, daß am 16. Dezember 1563 Landvogt Rudolf Escher die Erlaubnis erhielt, im Schlosse einen laufenden Brunnen zu erstellen. Hierüber enthält das *Ratsmanual* vom 16. Dezember 1563 folgenden Eintrag:



Grüningen. Groningia.

Schloß und Städtchen Grüningen
wie es bis 1783 ausgesehen hat.
Wo vorn an der linken Ecke bei den zwei Bäumchen der Erker angebaut ist, stand innen die Kirche. — Ansicht von Norden.
(Nach Mathäus Merian Topographia Helvetiae, 1642.)

„Donstags den 16. Dezembris, Ratsherr von Cham und beid Reth: Diewyl einem Herren vorstannd, daß mit ringem costen ein Louffender Brunnen jnn das Schloß zu Grüningen zebringen haben sy irem vogt gewalt geben, denselben machen zelassen."

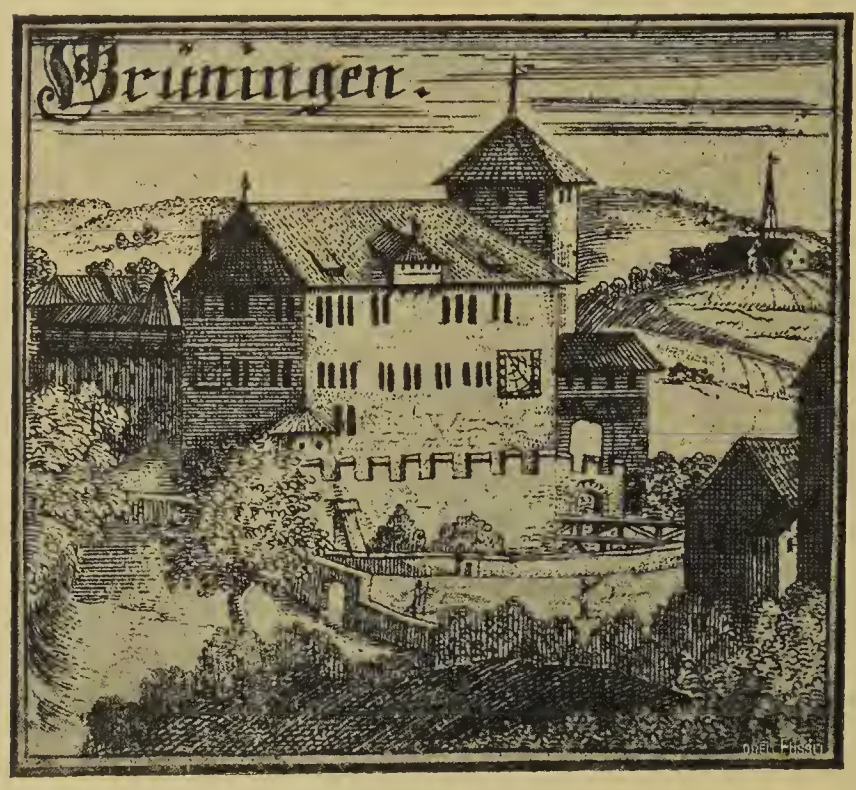
Was die erwähnten Bauten anbetrifft, so lesen wir im Ratsmanual vom Jahre 1565 folgende Notiz:

„Rudolf Äscher, daß er genannt Schloß samt dem Landenberg wieder neu verlegen und verbauen und darin seinen müglichen Flyß anwenden, damit er alles ordentlich volenfürt würde. Er habe sich wirklich große Müh und Arbeit gegeben, söllich Bau im verschienenen Jahr 1564 vollendet und lut siner gegebenen Rächnung um die siebentusend vierhundert sibenzig sechs pfund (7476 ℔) nutzlich verbuwen. Daran mußten lut Spruch und Briefen die Herrschaftsangehörigen zahlen 1395 Pfund, 10 Schilling, 8 Haller."

Das Zeughaus im Schlosse.

Das einst so gewaltige Schloß Grüningen hatte nicht geringe strategische Bedeutung und konnte für die Bewohner der nähern und weitern Umgebung in Kriegsgefahr eine sichere Zufluchtsstätte gewähren, auch für einen Teil ihrer Fahrhabe.

Bald, nachdem es in den Besitz der Stadt Zürich übergegangen war (1418), wurde im Schlosse auch ein **Zeughaus** angelegt, jedenfalls vor dem Ausbruch des Alten Zürichkrieges (1436). Im Zeughause wurden verschiedenerlei Waffen untergebracht, mit denen zunächst die Besatzung des Schlosses ausgerüstet wurde und von denen ein genügender Vorrat vorhanden war, um Zuzüger aus der Umgegend bewaffnen zu können, die zur Verstärkung der Besatzung unter Umständen herbeieilten.



Schloß Grüningen 1685
Nach Bluntschli, Memorabilia Tigurina.

Das Zeughaus wurde alljährlich einer genauen Inspektion von Zürich aus unterworfen, und die sorgfältige Aufbewahrung und Instandhaltung der darin untergebrachten Waffen war dem jeweiligen Landvogt, der ja im Schlosse wohnte, aufs angelegentlichste anbefohlen. Ein Landvogt war eben damals so viel, was an vielen Orten heutzutage ein Festungskommandant ist. Des Landvogts oberste Verpflichtung war die, das ihm anvertraute Schloß um allen Preis in Kriegszeiten der Stadt Zürich zu erhalten, eine hohe Verantwortung, weshalb es auch begreiflich ist, warum er aufs ernstlichste beauftragt war, den gesamten Waffenvorrat in einem brauchbaren Zustand zu erhalten.

Die Ausrüstung der Landzeughäuser war aber gar nicht etwa gleichförmig, sondern man legte Wert auf die Zweckmäßigkeit der Ausrüstung und diese richtete sich nach dem Bedürfnis, je nach der geographischen und topographischen Lage eines Schlosses.

Um einen Vergleich zu geben, seien hier sechs Landzeughäuser aufgezählt, die in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts neuerdings mit Waffen versehen wurden:

1. Nach **Grüningen** sind 1570 gekommen: 4 eherne Doppelhaken, 6 Böcke, 6 Ladsteckli; vorher sind da gewesen: 24 Spieße; seither nachgeschickt: 12 Hellebarden, 12 Spieße.
2. Im gleichen Jahre sind nach Greifensee gekommen: 4 eherne Haken samt den Böcken und dem Ladzeug.
3. Auf Regensberg wurden 1571 die alten Haken gesäubert und dem Vogt übergeben: 6 Doppelhaken, 3 Böck, 6 Ladstecken, 17 Hellebarden, 18 Spieß usw.

4. In Eglisau standen auf Rädern 9 Stück Büchsen, die einen Stein von ungefähr 1 Pfund schossen, 2 alte eiserne Haken, 9 eherne Haken, 3 Böcke, 22 Spieße. — Im Jahre 1571 wurden dazu hinausgeschickt: 6 eherne Haken, 6 Böcke und Ladstecken, 52 Hellebarden und 52 Spieße.
5. Nach Kiburg wurden 1572 geschickt: 6 eherne Haken samt Ladstecken und Böcken, Ladungen, Zündflaschen und was dazu gehört, und vorher sind dort gewesen: 23 Spieße, seither dazu geschickt: 24 Hellebarden, 36 Spieße.
6. 1572 kamen nach Wädenswil: 6 eherne Doppelhaken samt 6 Ladstecken, 2 Steine, 2 Luntenstecken, Ladungen, Zündflaschen, 8 Hellebarden und 18 Spieße. — 1573: 6 Doppelhaken.

Schloß Grüningen.
Nach einer Zeichnung von Heinrich Werdmüller 1693,
Kopie einer Strichzeichnung von Johann Meyer (1655—1712).
Stadtbibliothek Zürich.

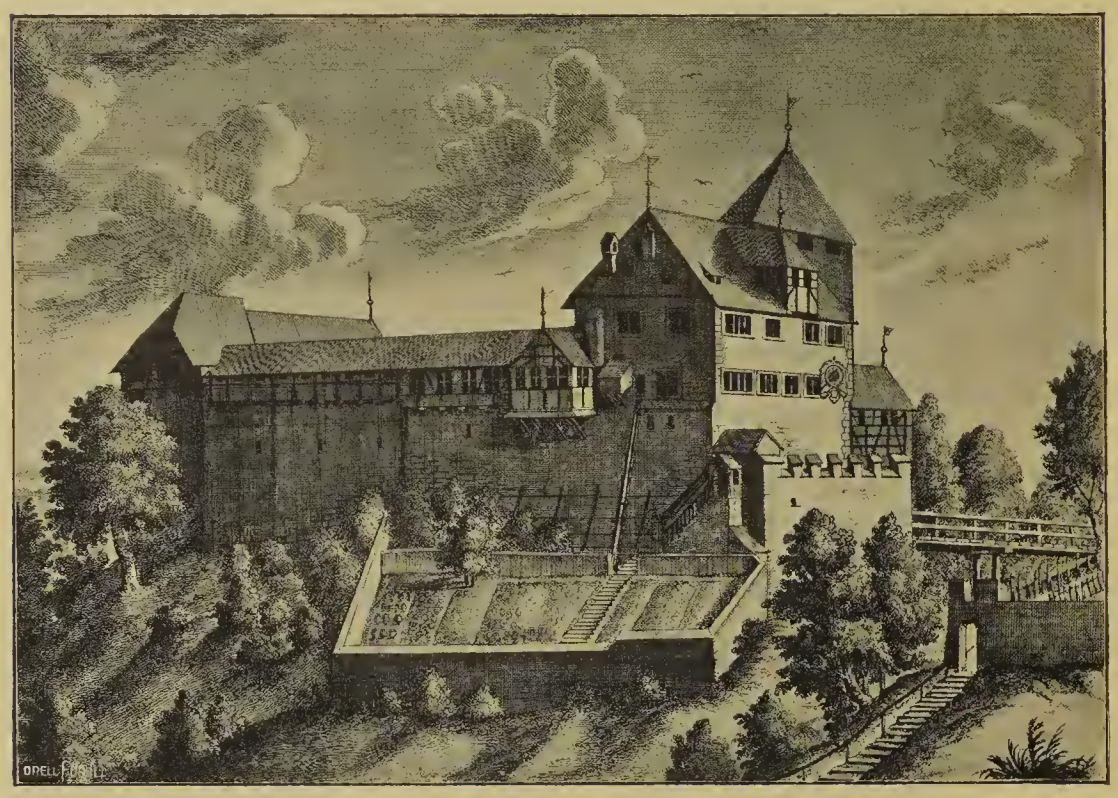
Ausrüstung des Zeughauses in Grüningen 1624.

Als die verhängnisvolle, schwere Zeit des Dreißigjährigen Krieges (1618—1648) kam, suchten unsere Vorfahren, wo immer möglich, die auch ihnen drohende Kriegsflamme von ihren Grenzen abzuwehren, und zeigte sich die Zürcher Regierung sehr rührig, ihre Verteidigungsmittel rechtzeitig zu vermehren. Das beweist die gedruckte Ordnung vom Bürgermeister und Rat der Stadt Zürich, April 1619, wie auf ihrer Landschaft mit den Musketen auf den Schießständen fürderhin geschossen werden soll, durch welche Anordnung mehr Gleichförmigkeit im Kaliber und in der Musketenlänge, überhaupt eine vollständige und brauchbare Bewaffnung erzweckt werden sollte. Das beweist ferner die verstärkte Bewaffnung der Zeughäuser auf der Landschaft, die im Spätherbst 1624 stattfand, gemäß dem „Verzeichnis der Feldstücke samt anderer Zubehörd, so aus Erkanntnuß Mr. Gn. Herren der Kriegsräthe, wegen allerley dem allgemeinen lieben Vaterland obliegenden groß- und schweren Kriegsgefahren, zu Hülf und Trost ihrer biedern Unterthanen und zu Schirmung ihrer Pässen, Land und Leuten folgenden Herren Vögten aus gemeiner Stadt Zeughaus überschickt worden anno 1624“ (Zeughausarchiv). Laut diesem Verzeichnis wurden am 26. September 1624 nach Grüningen geschickt:

4 Feldstücke, die 1 Pfund Eisen schießen, 4 Doppelhaken, 12 Doppelmusketen, 24 Feldmusketen, 60 Spieße, 19 Hellebarden u. a.

Das Grüninger Quartier.

Von alters her war die wehrfähige Mannschaft in ihre Stadt-, Grafschafts- und Herrschaftsfahnen eingeschrieben und so ins Feld geführt worden. Nun wurde aber, schon in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges, um 1635, eine in ihren Folgen tiefeingreifende Veränderung in Zürichs Kriegsverfassung eingeführt, indem Stadt und Landschaft in **10 Quartiere** eingeteilt wurden und diese wieder in Kompagnien. Gegen diese Einteilung erhoben jedoch die Landleute heftig Opposition; die Neuerung erregte in ihnen so großen Unwillen und veranlaßte sie zu solcher Widersetzlichkeit, daß sie sich durch in die Stadt abgeordnete Ausschüsse beschwerten, man wolle sie wider alle Freiheit und Gerechtigkeit „von ihren Herrschaftsfähnen absöndern". Allein die Neuordnung blieb.



Schloß Grüningen 1730
Südseite.
Nach der Chronik von David Herrliberger.

Die Herrschaft Grüningen umfaßte das **Grüninger Quartier.** Es bestand aus 9 Kompagnien samt der Freikompagnie und 2 Kompagnien zu Pferd, im ganzen 2359 Mann. Darunter waren 37 Mann als Besatzung im Schloß Grüningen, 14 Mann im Kloster Rüti, 11 Mann im Ritterhaus Bubikon, 12 Mann im Schloß Wetzikon. — Sammelplätze waren: Auf dem Schwesternrain (Hombrechtikon), zu Rüti, zu Wald, bei der Kirche im Fischental, zu Kempten und zu Mönchaltdorf. — Hochwachten waren: Auf dem Schwesternrain und auf Orn (unterhalb dem Bachtelkulm). Das waren die Höhenpunkte, auf denen bei drohender Kriegsgefahr Wachtposten aufgestellt wurden, die Alarmzeichen geben, solche auf benachbarten Höhen beobachten und weiter verbreiten mußten. Zu diesem Zwecke lag auf jeder Hochwacht Holz (Reisig) bereit und war ein Mörser da, um am Tage durch Rauch, bei Nacht durch Feuer und bei Nebel durch Schüsse zu alarmieren.

Nach dem Toggenburger Krieg (1712) wurden alle Zeughäuser auf der Landschaft fortwährend in einem möglichst guten Zustand erhalten und mit Kriegsmaterialien genügend versehen. Das zeigt uns ein ausführliches Verzeichnis vom Jahre 1734, in dem gleichzeitig auch in alphabetischer Reihenfolge der äußern und innern Vogteien die nötigen Reisgelder aufgeführt sind. So finden wir 3840 Gulden als **Reisgelder** für die ganze Herrschaft Grüningen notiert; sie lagen in der Amtssteuerlade verschlossen, zu welcher der jeweilige Landvogt vier Schlüssel hatte und der Untervogt zwei.

Bestand des Zeughauses im Schloß Grüningen.

In einem vom Marstall abgetrennten Gemach, dessen Eingang vom Hof her war, befanden sich unter Landvogt Spöndli im Jahre 1777:

„2 Kanonen von 2½ ℔ Kaliber G. G. und II mit Vorwagen und Lad. Zg. — 2 Kanonen von ¾ ℔ Kaliber A. B. — Munition: 100 Kugeln von 2½ ℔, 382 Kugeln von alte, 48 Kartätschen, Lunten genug, 269 ℔ Bleikugeln.

In einem vorüber ebenbenannten Gemach auf der 2. Etage, ob dem offenen Holzschopf liegenden Gemach, zu dem eine auswendig angebrachte Galerie führte, waren: 150 Ordonnanzgewehre mit stählernem Ladstock, Bayonetts, Kräzer, auf 2 Tragen, jede à 75; — 7500 Bleikugeln, 750 Feuersteine, 8 Doppelhaggen (gezogen, metallene) von 5 Lt. Kaliber. — Munition: Bleikugeln à 5 Lt. für Doppelhaggen; in dem Pulverhüsli auf dem Landenberg, Seite Goßau: — Pulver für Kanonen, 134 ℔ Pulver für Feuergewehr, scharfe Patronen; 100 Schanzgeschirre, alle mit Z. H. bezeichnet, 40 Schorrschaufeln, 10 Grabschaufeln, 20 Bickel, 10 Hauen, 10 Achsen, 10 Gertel, 2 Trommeln mit Schlegeln und ledernem Riemen, 4 Lanternen, in jedem Gemach 2; 2 Kugelmodell. — Vorüber dem Eingang und zu beiden Seiten in beiden Zeughäusern waren die Wände mit Harnisch und alter Armatur verziert. Zwey mit Eisen beschlagene Kugelfäßli standen bey den Kugelpyramiden". (Inventar im Zeughaus Zürich).

Schloß Grüningen
Südwestseite, 1750.
Nach Balthasar Bullinger (1713—1793), Kunstmaler und Professor an der Kantonsschule in Zürich.

Wenn man in Chroniken liest, es sei im Jahre 1708 im Schloß Grüningen „ein Zeughaus angelegt" worden, so hat man das demnach so zu verstehen, daß es mit Waffen neu ausgerüstet oder komplettiert und wahrscheinlich ausgebessert worden ist; denn in dem Berichte [1]) des Amtmanns Rahn in Rüti vom 29. Januar 1708 an den Rat in Zürich lesen wir, daß er sich unverweilt nach Grüningen begeben habe, um das dortige Zeughaus zu visitieren. Jedenfalls herrschte damals eine große Aufregung im Zürcher Oberland, speziell im Grüninger Amt, was gerade aus dem zitierten Schreiben hervorgeht. Amtmann Rahn ließ eilfertig den Effektivbestand der drei Amtskompagnien des ersten Auszuges vom

[1]) Staatsarchiv Zürich A 236 I.

Grüninger Quartier aufnehmen. Die des Freihauptmanns Heinrich Zeller bestand aus 15 Offizieren und 205 Mann, die des Hauptmanns Hans Heinrich Schneider in Kempten aus 15 Offizieren und 162 Mann und die des Amtshauptmanns Hans Jakob Büeller zu Walfershusen aus 16 Offizieren und 163 Mann.

Einem Berichte des Hauptmanns Leu vom 26. April 1708 entnehmen wir, daß wöchentlich zwei- bis dreimal Musterungen über zehn Kompagnien in den Dörfern des Amts abgehalten wurden und „daß die wackeren Herrschaftsleüt sich gehorsamlich eingestellt und mit genugsamer Munition wohl versehen sind".

Diese Kompagnien wurden vom Zeughause Grüningen mit Ausrüstungsgegenständen und Kriegsmaterialien ausgerüstet, die in genügendem Vorrat dort vorhanden waren. Ein Verzeichnis über den damaligen Bestand des Zeughauses an Waffen findet sich leider im Staatsarchiv Zürich nicht vor, weder in Akten Toggenburg, noch in Akten Grüningen, Rüti, Zeughausakten, Kriegssachen.

Aus dem Promptuar der Vogtei Grüningen[1]) ersehen wir, daß im 18. Jahrhundert für die gute Instandhaltung des Schlosses Grüningen von seiten der Obrigkeit in Zürich viel verwendet wurde. Es liegen Berichte vor aus den Jahren 1702, 1704, 1707, 1708 betreffend Visitation der Schloßgebäude und Baureparaturen, wegen Lieferung von Munition, Pulver im Zeughaus, dann wieder Gutachten und Berichte über Bausachen aus den Jahren 1714, 1718, 1720, 1722, 1728, 1729, 1750, 1763. Im Jahre 1776 wünscht Landvogt Hans Rudolf Spöndli, daß der neuprojektierte Platz zu einem Zeughaus abgeändert werde u. a. m.

Im Jahre 1752 wurde unter dem Boden der Gefängnisse ein ausgedörrter, steinharter Hund in der Stellung, als wenn er eingeschlafen wäre, gefunden, und von dem damaligen Landvogt Stocker der Pkysikalischen Gesellschaft in Zürich geschenkt.

Samstag den 28. Heumonat 1764 fuhr der Blitz in den Schloßturm, durch das Dach in die Stube, worin fünf Personen waren, dann in die Knechtekammer, ohne jemand zu treffen und ohne zu zünden.

In den 390 Jahren (1408 – 1798), während denen die Landvogtei Grüningen dauerte, wohnten im ganzen 66 Landvögte im Schloß Grüningen. Alle waren Bürger der Stadt Zürich und wurden vom Rat eingesetzt.

Verpachtung des Schlosses und der Schloßgüter.

Als im Jahre 1798 infolge der Aufhebung der Untertanenverhältnisse auch die Landvogtei Grüningen aufhörte zu existieren, und der damalige Landvogt, Heinrich Lavater, das Schloß verlassen mußte, handelte es sich für das Domänendepartement in Zürich zunächst darum, das Schloß und die dazu gehörigen Güter zu verpachten. Bald wurde denn auch in der Person eines **Jakob Egli** in Grüningen ein **Pächter** gefunden, dem 1798 alle Schloßgebäude und sämtliche Schloßgüter um den jährlichen Zins von 1056 Franken und 20 Mütt Kernen in Pacht gegeben wurden[2]). Dieser Egli war 1806 Präsident und Landrichter.

[1]) Promptuar der Vogtei Grüningen über 284 vorhandene Dokumente und Aktenstücke vom Schloß Grüningen, Staatsarchiv Zürich F II *a* 197.

[2]) Domänenprotokoll 1807, 29. Juli, S. 242. — Für alle diese Aufschlüsse waren zeitraubende Nachforschungen in den Protokollen der Finanzkommission, des Domänendepartements und der Justiz- und Polizeikommission nötig.

Sein **Unterpächter** im Schlosse selbst war bis Martini 1805 **Hans Kaspar Stocker,** der aber das Schloß zum Teil verlottern ließ. Die Schloßgebäulichkeiten litten aber auch unter den Militäreinquartierungen. Dieser Unterpächter wollte im Schlosse eine Wirtschaft (!) einrichten, was ihm jedoch nicht bewilligt wurde.

Am 15. März 1799 erhielt Bauten-Zimmermeister Ziegler den Auftrag, nach seiner der Finanzkommission vorgelegten Kostenberechnung die nötigen Reparaturen in und beim Schlosse um den Betrag von 301 Gulden 21 Sch. vorzunehmen, und die Forst- und Waldungskommission erhielt den Auftrag, ihm aus den Waldbeständen in Ober-Ottikon das nötige Holz anweisen zu lassen.

Auf Martini 1805 wurde dem Pächter des Schlosses, Jakob Egli, gekündet, weil er nachlässig war und den Gebäulichkeiten zu wenig Sorge trug. Deswegen richtete der Präsident der Finanzkommission, Pestalutz, in einem Schreiben vom 4. November 1805[1]) an die Justiz- und Polizeikommission in Zürich die Anfrage, ob es nicht zweckmäßig wäre, wenn einer der ersten richterlichen oder Vollziehungsbeamten des Mediations-Bezirkes Uster oder auch die Gerichtskanzlei sich dazu verstehen würde, gegen einen billigen Zins die Wohnung im Schlosse zu beziehen, und die Justiz- und Polizeikommission wurde ersucht, bei den ersten Beamten anzufragen, ob einer Lust hätte, im Schlosse zu wohnen. Zur Wohnung hätte einer auch Schloßgüter in Pacht haben können.

Kapitän Heinrich Stadtmann
von Grüningen (1769—1852).
Nach einem Aquarell im Besitze seines Urenkels Herrn Oberst Alfred Stadtmann in Zürich.

Notar Ulrich in Grüningen wurde von der Justiz- und Polizeikommission am 12. November 1805 um seine Meinung gefragt, und er antwortete am 19. November in einem Schreiben an den Bürgermeister Konrad Escher und die genannte Kommission, daß sich das Schloß für einen der ersten Vollziehungsbeamten (Statthalter) aus verschiedenen Gründen als Sitz vorzüglich eignen würde und auch dem Volk besser gedient wäre, wenn ein solcher Beamter seinen Amtssitz an einem bestimmten Orte hätte, weil ihm dann die Leute nicht immer von Dorf zu Dorf nachzuspringen hätten und allenfalls nicht einmal anträfen. Er selber hätte keine Lust, die Notariatskanzlei im Schlosse aufzuschlagen, da er schon stationiert sei. Zöge ein, wer wolle, meinte der Notar, so müßte jedoch das Schloß innen (Böden, Wände, Türen, Kästen, Stegen u. a.) zuerst wieder einmal tüchtig herabgewaschen werden!

Von Martini 1805 an scheinen aber die Schloßgebäude verlassen und geschlossen worden zu sein; nur die Pacht der Güter dürfte dem Pächter Egli bis Martini 1807 verblieben sein.

Da keine Gerichtsbehörden ins Schloß hatten einlogiert werden können, wurde am 27. Mai 1806 als **Aufseher** und **Besorger** des Schlosses **Jakob Scheuchzer**, Weibel des Bezirksgerichts Uster,

[1]) Staatsarchiv Z. K. K.

eingesetzt[1]). Er mußte sich zu diesem Zwecke am genannten Tage auf dem Zürcher Rathaus einfinden.

Während der Mediationszeit (1803—1814) gehörte Grüningen zum Bezirk Uster, dessen Gericht Sitzungen im Schloß Grüningen abhielt, in das zu diesem Zwecke die nötigen Stühle und Bänke geschafft wurden.

Am 5. August 1807 wurden vom Finanzdepartement in Zürich die Einleitungen getroffen zur Wiederverpachtung der **Schloßgüter.** Diese wurden mit Martini 1807 an Landschreiber Hans Jakob Ulrich und Heinrich Stadtmann zum „Hirschen" in Grüningen auf 6 Jahre verpachtet. Beide erhielten laut einem Eintrag im Domänenprotokoll vom 1. September 1807 die Anzeige, daß auf ihr Ansuchen hin der Verleihungstermin verlängert und der Pachtzins herabgesetzt worden sei. Diese Pacht betraf also nur die Schloßgüter, nicht aber das Schloß, was daraus hervorgeht, daß dieses in den Verhandlungen gar nicht genannt ist. Im Finanzprotokoll vom 5. August 1807 heißt es:

„Im Falle früher oder später ein Bewohner in das Schloß gesetzt würde, wären die Pächter pflichtig, demselben, insofern es der Pächter gutfindet, Platz in einer der beiden Scheunen für zwei Haupt Vieh etc. zu geben."

Demnach hatte auch der Aufseher Scheuchzer seine Wohnung nicht im Schlosse. **Überhaupt geht aus allem hervor, daß von 1805 bis 1814 niemand im Schlosse wohnte.**

[2]) Nach einer in einem Hefte zusammengestellten „Beschreibung des Schlosses Grüningen eigene Güetter, welche ein jewyliger Vogt daselbst jährlich genüßen, gesambt den darzu gehörigen Höltzern, mit ihren Anstößen", die bis 1566 zurückreicht, gehörten zum Schlosse Grüningen eine Menge Wiesen, Äcker, Hanfländer und Hölzer um das Schloß herum und in weiterer Umgegend.

Kapitän Stadtmann, der unter diesem Namen bei den Grüningern fortlebt, besaß außer dem „Hirschen" auch das diesem gegenüberstehende, starkgebaute Gerichtshaus der Landvogtei, worin in den Jahren 1839 bis 1842 die Sekundarschule Grüningen-Goßau untergebracht war. Er baute 1819 auf dem einstigen Landtagplatz beim Eingang ins Städtchen das stattliche Haus, das 1890 von der Schulgemeinde Grüningen für ein Schulhaus angekauft wurde.

Pfarrwohnung im Schlosse.

Von 1815 bis 1831 war Grüningen Hauptort des Oberamts Grüningen, während welcher Zeit zwei Oberamtmänner amteten, die ihre Wohnung im Schloß Grüningen hatten. Der erste Oberamtmann war **Oberst Johann Jakob Meyer** von Zürich (1763—1819), der Großvater unseres Dichters Dr. Konrad Ferdinand Meyer; der zweite war **Dr. Heinrich Escher** von Zürich (1789—1870), von 1833 an Regierungsrat, nach 1840 Professor des Rechts an der Universität Zürich.

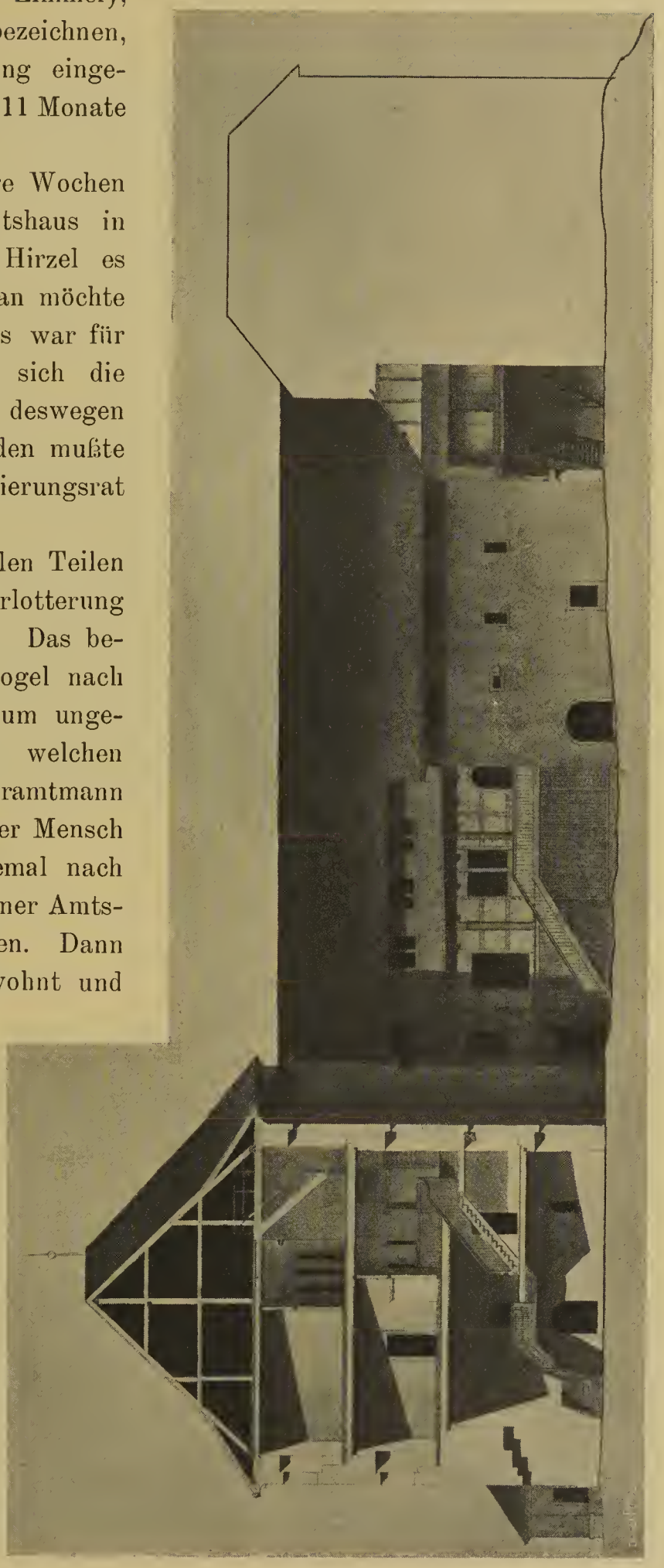
Oberamtmann Escher teilte durch Schreiben vom 5. Mai 1831 dem Regierungsrate mit, daß er das Schloß Grüningen am 2. Mai geräumt und es mit sämtlichen Schlüsseln dem Amtsweibel zur Verwahrung übergeben habe. Am 5. April 1832 wurde dem Pfarrer Kaspar Vogel in Grüningen vom Domänendepartement mitgeteilt, „daß ihm einstweilen der obere Boden des Schlosses

[1]) Finanzprotokoll 1806, 23. Mai, S. 110. — [2]) Staatsarchiv F II A 196.

als Pfarrwohnung angewiesen sei (vier Zimmer); eine spätere Verfügung werde näher bezeichnen, welche Räume überdies der Pfarrwohnung eingeräumt und annexiert werden solle". Etwa 11 Monate also blieb das Schloß unbewohnt.

Da das Bezirksgericht schon einige Wochen vor dem Monat April das neue Gerichtshaus in Hinwil bezogen hatte, auch Statthalter Hirzel es bald bezog, so bat Pfarrer Vogel, man möchte seine Wohnung bequemer einrichten. Es war für die Haushaltung sehr unbequem, daß sich die Küche auf dem untern Boden befand und deswegen alles zwei Treppen hinauf getragen werden mußte (Brief vom 5. November 1832 an Regierungsrat Hüni zu handen des Baudepartements).

Das Schloß war jedenfalls in vielen Teilen in einem bedenklichen Zustande der Verlotterung und an vielen Orten reparaturbedürftig. Das beweisen die vielen Briefe von Pfarrer Vogel nach Zürich, Bittgesuche ans Baudepartement um ungesäumte Ausführung der Reparaturen, welchen Gesuchen auch entsprochen wurde. Oberamtmann Escher, der ein sehr einfacher, sparsamer Mensch gewesen war, ließ, wie er selbst einigemal nach Zürich schrieb, in den letzten Jahren seiner Amtszeit gar nichts mehr am Schlosse machen. Dann war ja das Schloß eine Zeitlang unbewohnt und sozusagen, wie Pfarrer Vogel in seinem Briefe vom 11. November 1832 bemerkte, „ein offener Ort für jedermann; niemand habe eine besondere Aufsicht auf dieses Gebäude gehabt, oder man ließ es auch an der nötigen Sorgfalt fehlen, sodaß das eine und andere verloren ging oder in Abgang geriet. Die Zimmer, besonders die Küche, seien mehr schwarz als weiß gewesen, die Türschlösser fast ganz eingerostet, einige habe man nur mit Mühe schließen können, das Dach rann usw." Überall fehlte es an etwas, auch in der nächsten Nähe des Schlosses an den Wasserabzugskanälen (Tollen)



Durchschnitt der Schloßgebäude in Grüningen
Nach der Photographie einer Zeichnung im Kant. Hochbauamt Zürich, 1830.

am Brunnen, an der Treppe vom Tobel zum Schlosse hinauf, im Waschhaus u. a. m., sodaß besonders Bauingenieur Stadler vieles in Grüningen in Augenschein zu nehmen und oft viele Schreibereien zu machen hatte, aber allem gut Abhülfe zu schaffen wußte.

Abbruch des Schlosses Grüningen[1]).

Gemäß dem erhaltenen Auftrag vom Domänen- und Baudepartemente Zürich hatte Regierungsrat D. Bürgi am 13. und 14. Februar 1834 die Gebäulichkeiten und Liegenschaften in und bei Grüningen in Augenschein genommen und darüber den genannten Departementen Bericht und Antrag gestellt. Er berichtete, daß sich der sehr kostspielige Schloßbrunnen gänzlich im Zerfall befinde und schon lange kein Wasser mehr führe; ferner stehe der nicht bewohnte Schloßteil: Lauben, Landenberg, Marstall, Ritterstube u. a. etwas vernachlässigt und nutzlos da (!) und es seien bedeutende Reparaturen unvermeidlich.

Die beiden Quellen des Schloßbrunnens befanden sich in Binzikon und zwar, wie es im Berichte heißt, hinter dem Hause des Herrn Krauer und der Scheune des Heinrich Ramensperger und des Jakob Kriesi, also jetzt oberhalb der Sennhütte, die Leitung erforderte 80 bis 90 Teuchel, sei äußerst schwierig und darum sehr kostspielig, weil durch das häufige Fallen und Steigen des Wassers über das Tobel die Teuchel jährlich zerspringen. In seinem Berichte steht zu lesen, daß der unbewohnte Teil des Schlosses für den Staat ganz nutzlos dastehe und, wenn er so beibehalten werden wollte, bedeutende Reparaturen erfordern würde, die sich jährlich wegen der sehr weitläufigen Bedachungen wiederholen müßten.

Meine Nachforschungen haben ergeben, daß das Baudepartement im Jahre 1830 eine Menge Pläne, Schnitte und Ansichten vom Schloß Grüningen machte, die jetzt alle im Kantonalen Hochbauamt in Zürich aufbewahrt werden. Herr Kantonsbaumeister Fiez photographierte sie mir auf mein Ersuchen hin bereitwilligst, wofür ich ihm hier meinen allerwärmsten Dank ausspreche.

Ferner machte — zum Glück — im Jahr 1833, zwei Jahre vor dem Abbruch des westlichen Teils vom Schlosse Grüningen, der talentvolle Ingenieur Ludwig Schultheß-Kaufmann sehr schöne Zeichnungen in Sepia vom Schloß und Städtchen Grüningen, die hier in Autotypklischees reproduziert sind. Er machte überhaupt eine große Zahl wunderschöner Zeichnungen von Kirchen, Klöstern, Schlössern und Ruinen auf dem Gebiete des Kantons Zürich, die dem rühmlichst bekannten, 1912 verstorbenen Kunsthistoriker Prof. Dr. J. R. Rahn in Zürich, einem Hausfreund der Familie Schultheß, von dieser leihweise zur Aufbewahrung und zur Benutzung zu wissenschaftlichen Zwecken überlassen worden sind.

Die kulturhistorisch überaus wertvolle Sammlung (78 Tafeln Burgen, 30 Klöster und 191 Kirchen) wurde nach gemeinsamem Beschlusse seiner Kinder, drei Söhnen und einer Tochter, der Stadtbibliothek Zürich geschenkt. Diese hochherzige Schenkung soll das Andenken an diesen verdienten Zürcher Bürger lebendig erhalten und wurde durch seinen letzten noch lebenden Sohn, Emil Schultheß-Lavater in Zollikon (geb. 1839), ausgeführt. Seit Herbst 1912 befinden sich die Originalien auf der Stadtbibliothek Zürich.

(Verdankenswerte Mitteilungen von Herrn Emil Schultheß-Lavater in Zollikon[2]) und Herrn Henry Dobler-Schultheß in Zürich, sowie von Herrn Rechtsanwalt Dr. Meyer-Rahn in Zürich).

[1]) Staatsarchiv Zürich, Finanzakten. — [2]) Starb den 2. Dez. 1912.

Ludwig Schultheß-Kaufmann

1805—1844

Nach einem Ölgemälde im Besitze von Frau Dobler-Schultheß in Zürich.
Gemalt von David Sulzer in den 30er Jahren.

Ludwig Schultheß, aus dem Zweige der Familie Schultheß vom Lindengarten, war ein Sohn des Spitalpflegers Leonhard und der Zwillingsbruder des Emil Schultheß, Kaufmanns, der ebenfalls im Zeichnen Hervorragendes leistete, wovon sein Werk: „Die Städte- und Landessiegel der Schweiz" (1853) beredtes Zeugnis ablegt. Ludwig wurde 1805 in Zürich geboren, verheiratete sich 1833 mit Anna Kaufmann (Tochter des alt Oberamtmanns Heinrich Kaufmann-Escher in Meilen, seit 1827 in der Stadt Zürich eingebürgert) und starb 1844 am Nervenfieber in Benken (Kt. Zürich). Er hatte sich in Wien und Karlsruhe zum Ingenieur des Wasser- und Strassenbaus ausgebildet und betätigte sich nachher in seiner Vaterstadt, zur Zeit ihrer politischen und örtlichen Umgestaltung, durch Aussteckung von Straßen und Vermessung von Grundstücken, z. B. des Schanzengebiets, der Pfarrgüter u. a. Mit Vorliebe benutzte er dabei jede Gelegenheit zu künstlerischen Leistungen.

Als eines der tätigsten Mitglieder der Antiquarischen Gesellschaft leistete er bei Ausgrabungen und Aufnahmen von Plänen als geschickter Zeichner vorzügliche Dienste und fertigte eine große Anzahl Zeichnungen in Sepia an, wobei ihm sein Bruder Emil bei der Aufnahme von heraldischen und historischen Details hülfreich zur Seite stand.

Ludwig Schultheß hinterließ drei Söhne und eine Tochter: 1. Louis Schultheß-Bullinger (1835—1902), Vermögensverwalter; 2. Albert Schultheß (1838–1898), alt Stadtkassier; 3. Emil Schultheß-Lavater, in Zollikon (1839—1912); 4. Nanny Greuter-Schultheß (1842—1912).

Da der Schloßbrunnen durch den sehr gut eingerichteten und zu allen Zeiten wasserführenden Soodbrunnen im innern Schloßhof (der ja jetzt noch ist, aber nicht mehr gebraucht wird) vollkommen überflüssig sei, und die nicht bewohnten Schloßräumlichkeiten, Gefangenschaften usw. zu nichts gebraucht werden können (!), dagegen bedeutende Unterhaltungskosten erfordern würden, so stellte Regierungsrat Bürgi den Antrag:

1. Es solle der Schloßbrunnen weggeschafft und die vorhandene Teuchelleitung usw., sowie die Quellen öffentlich veräußert werden.
2. Der nicht bewohnte Schloßteil soll zur Abtragung ebenfalls öffentlich veräußert werden.
3. Das Domänendepartement sei, im Einverständnis mit dem Baudepartement, mit der Vollziehung dieses Beschlusses (unter Ratifikationsvorbehalt) beauftragt.

Dieser Antrag wurde von ihm am 28. März 1834 gestellt.

Am 4. April 1834 beschloß sodann der Finanzrat, in Genehmigung der Anträge des Berichterstatters Bürgi, das Domänendepartement zu beauftragen, diese Sachen auszuführen.

Nachdem das Baudepartement diesen Beschluß des Finanzrates über die Abtragung der Nebengebäude des Schlosses (Laube, Landenberg, Marstall, Ritterstube, Rüstkammer u. a.) und der Beseitigung des Schloßbrunnens erhalten hatte, fand es sich am 14. April 1834 veranlaßt, eine Kommission zu bestellen mit dem Auftrag, auf der Lokalität selbst sich ihre Ansichten zu bilden über den Umfang und die Art und Weise der Abtragungen und dann dem Baudepartement ihre Anträge zu stellen.

Am 5. August 1834 wurde es der Kommission endlich möglich, dem erhaltenen Auftrag Genüge zu leisten.

Zuerst erwähnt der Bericht den Schloßbrunnen, der vor dem Hauptgebäude und in der Nähe des Waschhauses stand. Zu diesem Brunnen führte von Binzikon her über das breite Tobel eine viertelstündige Wasserleitung aus hölzernen Teucheln, die beständig Reparaturen erforderten. Durch den im Schloßhofe vor kurzem erstellten Soodbrunnen wurde der alte Brunnen mit seiner verdrießlichen Leitung entbehrlich, und die Kommission beantragte deshalb, daß er ohne Bedenken beseitigt und veräußert werden könne.

Mehr zu reden und zu schreiben gab der **Abbruch der Schloßgebäude.** Hinter dem eigentlichen Schlosse und der Kirche liefen, wie der Bericht erwähnt, zu beiden Seiten des Hügels, auf dem das Schloß steht, zwei Reihen Gebäude und spitzten sich in einer Entfernung von zirka 40 m hinterhalb des Schlosses gegen Nordwesten aus. Diese Gebäude enthielten eine Menge Räume, zum Teil von bedeutender Größe, zu denen mehrere Kreuz- und Quergänge, Lauben und Treppen hinauf- und hinabführten. Diese Räume und Gebäude wurden vormals Landenberg, Marstall, Zeughaus, Rüstkammer, Rittersaal usw. geheißen und in ältern und neuern Zeiten auf verschiedene Weise, namentlich auch bis in die neuesten Zeiten, auf eine etwas harte Weise zu Gefängnissen benutzt. Früher, zur Zeit als das Schloß noch von Landvögten, später dann von Oberamtmännern bewohnt war, mochten die obern Räume wohl zur Aufbewahrung von Frucht, Obst und andern Vorräten, die untern, zu ebener Erde liegenden, als Behälter für Brennmaterialien, Holzvorräten u. a. gedient haben. Durch die neueste Bestimmung des Schloßgebäudes als Pfarrhaus seien alle diese Räume mit einziger Rücksicht auf einen Holzbehälter entbehrlich geworden, sagt der Bericht, und der Finanzrat hatte bereits, von der Überzeugung ausgehend, daß die

Beibehaltung derselben in Zukunft nur eine Last für den Staat wäre, indem in dem kleinen, nicht sehr gewerbsamen Städtchen Grüningen eine Verpachtung nicht wohl möglich wäre, die Abtragung der genannten Nebengebäude beschlossen!

Über die Frage, wieviel abgeschlissen werden sollte, war die Kommission bald einig. Sie hatte bei der Bestimmung dessen, was abgetragen werden sollte, einzig darauf Rücksicht zu nehmen, wo der Holzbehälter und das der Gemeinde anzuweisende Feuerspritzenhaus anzubringen sei. Den Holzbehälter glaubte die Kommission zur Ersparung von Kosten da belassen zu müssen, wo er sich damals schon befand, nämlich in dem unmittelbar an das eigentliche Schloßgebäude,

Querschnitt der Schloßgebäude in Grüningen
Nach der Photographie einer Zeichnung im Kant. Hochbauamt Zürich, 1830.

auf der Südseite, anstoßenden Teil der Nebengebäude, wo durchaus keine Veränderungen nötig waren, also wo er jetzt noch ist. Von da an hingegen bis zu der Spitze des Winkels, den die Nebengebäude bildeten und von der Spitze auf der Seite gegen den Bühl bis zur Kirche „dürfe alles bis auf Brusthöhe abgebrochen werden". Die Kommission hoffte, daß wegen der sehr großen Menge zum Teil noch guten Holzes, nämlich an Dachungen, den Balken der Böden und Stegen und Stegengeländern, „ein namhafter Erlös erzielt werden dürfte". Der obere Teil des Holzschopfes, der damals noch die Rüstkammer und, noch ein Stockwerk höher, eine Laube und das in eine Art Erker auslaufende Gerichtszimmer enthielt, mußte leider auch bis auf ein Stockwerk hinab ebenfalls abgebrochen werden, und der Holzbehälter war dann einzig mit einem Dache zu versehen.

Wenn einmal die Abtragungen bewerkstelligt seien, führte der Bericht an, so gewinne das Schloß und die Kirche an Ansehen (!), namentlich aber an freiem Luftzuge ungemein (!), und der Staat könne über ein Stück Land verfügen, dessen Benutzung auf mehrfache Weise stattfinden könne.

Die Kommission stellte darum folgende **Anträge:**

1. Der Schloßbrunnen und die Teuchelleitung möchten ungesäumt durch das Baudepartement zur öffentlichen Versteigerung gebracht werden.
2. Das Domänendepartement soll, unter Mitteilung der Pläne und eines Risses über die Gestalt des Hauptgebäudes und Holzbehälters, wie es nach dem Abbruch aussehe, eingeladen werden, die Einleitungen zu den Abtragungen zu treffen, zu diesem Behufe die Bedingungen festzusetzen, namentlich auch darauf zu denken, auf welche Weise der Schlößhof nach den Abtragungen am besten benutzt werden könnte.

Erwähnenswert ist noch, daß die Kommission die kühne Idee hatte, die 4 m dicken Mauern des Turmes (Burgverließes) durchbrechen zu lassen, damit die Gemeinde im Turme die Feuerspritze aufbewahren könne! Dazu kam es aber nicht.

Gantverhandlungen über das Schloß Grüningen.

Im April 1835 schrieb Präsident und Gemeindeammann Kaspar Dürsteler in Izikon in den Zeitungen die Gant aus über die Gebäudeteile am Schloß Grüningen, die zum Abbruch kommen sollten, nämlich: der Landenberg (steht teilweise heute noch), der Marstall, das Zeughaus, die Rüstkammer, der Rittersaal u. a., überhaupt alle Teile auf der hintern Seite, die zwischen der Kirche und der sogenannten Laube standen, und Dienstag den 28. April 1835 fand die erste Gant, abends 4 Uhr, im Bären zu Grüningen statt, an die auch der Abgeordnete des Domänendepartements, Regierungsrat Bürgi, mit dem Bauinspektor Stadler erschien, um mit diesem vor der Gant an Ort und Stelle gewisse Gantbedingungen betreffend Abtragung und Verlegung des Schuttes zu vervollständigen. Folgendes waren die

Gantbedingungen:

1. Es mußte spätestens im August 1835 mit dem Abbruch angefangen werden, und die Abtragung und Verebnung spätestens bis Ostern 1836 vollendet sein.
2. Der Käufer hatte beim Abbrechen mit Rücksicht auf die nicht abzutragenden Teile des Schlosses die möglichste Sorgfalt zu beobachten, und war namentlich verpflichtet, dafür zu sorgen, daß sowohl an den andern Schloßteilen, als an den Gebäuden der Nachbarschaft beim Abbruch keinerlei Schädigungen entstehen. Falls aber doch solche eintreten sollten, hatte der Unternehmer gehörige Vergütung zu leisten.
3. Art und Weise der Abtragung der Gebäude:
   a) Der Abbruch hatte bis an die Mauer der sog. Laube zu gehen, die von unten bis oben stehen blieb.
   b) Das über die Laube gehende Dach mußte um 2 Fuß über die Mauer, die stehen blieb, vorragen.
   c) Der Unternehmer mußte die Mauern der abzutragenden Gebäude bis auf die Höhe von 8 Fuß abbrechen.
   d) Es war ihm gestattet, den Schutt bis auf 6 Fuß Höhe aufzuschichten, jedoch mußte die offene Seite zwischen der Kirche und der stehenbleibenden Mauer an der Laube

mit einer trockenen Mauer zum Schutze gegen das Zusammensinken des Schuttes versehen werden. Hätte aber ein Teil des Schuttes anderwärts verwendet werden können, so wäre dem Unternehmer gestattet gewesen, die Mauern bis auf 2 Fuß über dem Boden abzubrechen.

4. Ein Viertel der Kaufsumme mußte unmittelbar nach der Genehmigung in bar bezahlt werden, die übrigen drei Vierteile aber mußten in halbjährlichen Raten, und zwar die erste auf Martini 1835, entrichtet werden und waren inzwischen durch annehmbare Bürgen sicher zu stellen.

Ferner wurde auf öffentliche Steigerung gebracht:

Das Wasserrecht zum Schloßbrunnen, nebst Brunnenstuben und der Wasserleitung, die von Binzikon her über das Tobel bis an die Gartenmauer des Schlosses führte. Endlich der Schloßbrunnen selbst, nämlich das steinerne Brunnenbett, und der Brunnenstock mit zwei metallenen Röhren. Jenen unter den bei den Gebäulichkeiten enthaltenen Bedingungen, diesen mit Barzahlung unmittelbar nach erfolgter Ratifikation.

5. Das Domänendepartement behielt sich die Ratifikation der Angebote vor, sowie die Wegnahme der Gegenstände, die sich noch in den einzelnen Gebäudeteilen befanden.

Schloß Grüningen
Ansicht von Norden.
Nach einer Zeichnung von Ludwig Schultheß, 1833. Originalgröße.
Original auf der Stadtbibliothek Zürich.

An der Gant, Dienstag den 28. April 1835, hatten auf die **Schloßteile** geboten:

Zunftrichter Jak. Baumann in Herschmettlen . . .	505 Gulden
Kantonsrat Kaspar Schärrer in Binzikon	500 Gulden

Auf die Brunnenleitung samt Wasserrecht, Brunnenbett und Brunnenstock:

a. Amtsrichter Joh. Zollinger in Binzikon	60 Gulden
Maurer Rud. Hotz auf dem Büel	55 Gulden

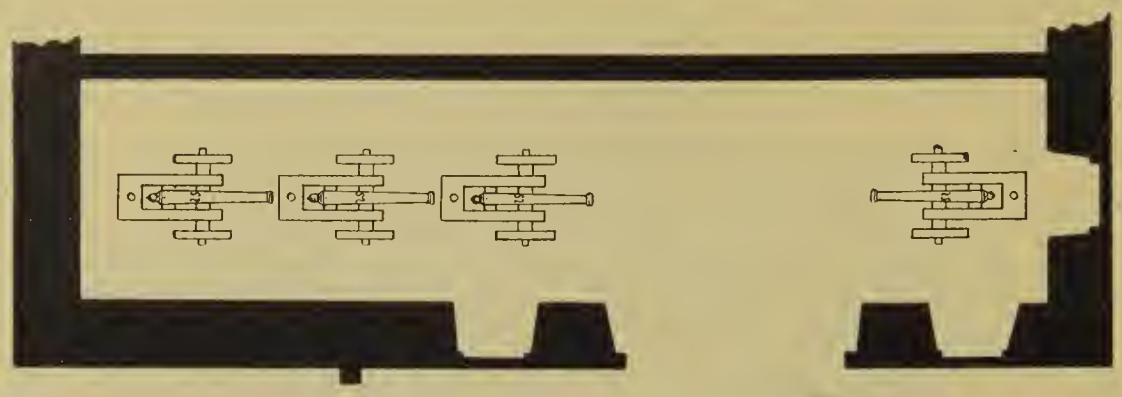
Aus einem Schreiben vom 1. Mai 1835, unterschrieben von Sekretär Vogel in Zürich, ersehen wir, daß das Resultat dieser ersten Gant als höchst ungünstig angesehen wurde. Wenn aber in Erwägung gezogen wird, daß in Grüningen selbst und auch in der nächsten Umgebung keine Gelegenheit war, das Material der zum Abbruch gekommenen Gebäulichkeiten sogleich vorteilhaft zu verwenden und daß die Abtragung und Verebnung mit nicht unbedeutenden Kosten verbunden war, so darf, wie der Bericht sagt, das Erstaunen über das geringe Angebot sich einigermaßen vermindern, und noch viel ungünstiger sei das Resultat des Angebotes auf Wasserleitung und Brunnen.

Da nun nicht vorauszusehen war, daß auf einer zweiten Gant sich ein ersprießlicheres Resultat ergeben dürfte, so trug der Abgeordnete, allerdings unmaßgeblich, darauf an, daß die Meistbieter auf einen geeignet scheinenden Tag zusammenberufen und unter denselben eine nochmalige Versteigerung angeordnet werden möchte.

* * *

Mit Schreiben vom 6. Mai 1835 anerboten sich der Regierung Jakob Wildermut, Johannes Rüegg und Heinrich Keller, alle drei in Binzikon, unter den Bedingungen des Gantrodels den Abbruch um die Summe von 550 Franken zu übernehmen, insofern keine zweite Versteigerung abgehalten würde, und versprachen, auf Wunsch etwas Material auf die Gemeindestraßen zu führen und zwar unentgeltlich.

* * *



Grundriß der Kanonenkammer.

Sie wurde 1835 beseitigt. Nach einem Plan im Zeughause Zürich aus dem Jahre 1777 (gez. v. Verf.). Ein Muster einer Kanone, wie es solche seinerzeit im Schloß Grüningen hatte, findet sich, mit einem Pferde bespannt, in der Waffenhalle des Schweiz. Landesmuseums in Zürich, und eine steht auf Regensberg.

Freitag den 22. Mai 1835 wurde die erwähnte Versteigerung abgehalten und da wurde nun noch wacker geboten und eifrig überboten. Der Gantrodel berichtet, daß auf die **Schloßteile** folgende Angebote gemacht wurden:

Alt Exerziermeister
Joh. Rüegg in Binzikon
735 Gulden

Joh. Boller in Egg
730 Gulden.

Auf die **Brunnenleitung** samt Wasserrecht, Brunnenbett und Brunnenstock:

Amtsrichter Joh. Zollinger in Binzikon . . . . . 80 Gulden.
Säckelmeister Jak. Weber in Izikon . . . . . 79 Gulden.

Allein, damit war die Sache, wohl zum Ärger dieser Bieter, noch nicht erledigt; denn aus der Nachschrift im Gantrodel, geschrieben von Sekretär Vogel, ersehen wir, daß nachträglich noch höhere Angebote gemacht wurden, indem bei Unterhandlungen am 18. Juni 1835 Meistbieter waren:

1. Auf die **Gebäudeteile:**

   Konrad Huber, am Bühl gegen Bubikon . . . mit 810 Gulden,
   Heinrich Weber, Kronenwirt im Feld Kempten . mit 805 Gulden.

2. Auf die **Brunnenleitung** etc blieb Meistbieter:

   Johannes Zollinger in Binzikon . . . . . mit 80 Gulden.

Der Gantrodel trägt die Unterschriften dieser Meistbieter. Er wurde am 25. Mai 1835 von Gemeindeammann Dürsteler direkt an Regierungsrat Bürgi geschickt; darum der Nachtrag von Sekretär Vogels Hand.

In einem ziemlich scharfen Briefe, datiert vom 9. Juni 1835, beschwerte sich aber Joh. Rüegg, der der Sache nicht traute, er und Boller seien doch mit ihren Angeboten behaftet worden

und hätten geglaubt, Meistbieter zu bleiben, hätten auch schon einen Geldaufbruch gemacht, sie seien nicht Männer, die aus den Zinsen leben, sondern aus der Handarbeit, hätten sich auch schon mit dem nötigen Baugeschirr versehen und sich mit der Arbeit eingerichtet und ersuchten die Herren in Zürich, die Sache zu befördern in der Überzeugung, es werde den Meistbietern auf dem Feiltag der Kauf zugeschlagen und ratifiziert werden! Doch mit des Geschickes Mächten — — —.

Außer vielen anderen Reparaturen am Schlosse und an der Kirche wurde im Jahre 1837 noch ein Teil des Landenbergs abgeschlissen und der Holzschopf gebaut. Zur Versteigerung und Vergebung der Arbeiten waren am 10. August acht Baumeister aus der Gegend anwesend. Bei der Versteigerung des noch abzutragenden Teils des Landenbergs war Meistbieter ein Heinrich Homberger in Grüningen, der darauf 222 Gulden bot, und für den Bau des neuen Holzschopfes war Mindestfordernder Zimmermeister Bertschinger in Affeltrangen, Hinwil, der die Arbeit um 546 Gulden übernahm. (Schreiben von Finanzsekretär Vogel v. 11. August 1837).

Plan vom Schloß und Städtchen Grüningen
Nach einer Zeichnung von Ludwig Schultheß, 1833. Originalgröße.
Original auf der Stadtbibliothek Zürich.

Schade, daß sich damals nicht rechtzeitig ein reicher Mann, Graf oder Baron, gezeigt und das Schloß gekauft hat! Wahrscheinlich wäre es dann nicht so unter den Hammer gekommen.

Und anders stünde es sicher auch um das einst so schöne Schloß, wenn wir schon Anno 1835 eine große, finanzkräftige Antiquarische Gesellschaft gehabt hätten. Sie hätte in ihren idealen Bestrebungen und ihrem opferfreudigen Schaffen ohne Zweifel gegen den Abbruch dieses ehedem so gewaltigen Schlosses energisch Protest erhoben, sowie Mittel aufzubringen und anzuwenden gewußt, um den stolzen Bau in seiner Eigenart pietätvoll zu erhalten. Dann wäre dieses Schloß, als ein beredter Zeuge längst entschwundener Zeiten, eine Sehenswürdigkeit geblieben.

Schloß Grüningen
Ansicht von Süden.
Nach einer Zeichnung von Ludwig Schultheß, 1833. Originalgröße.
Original auf der Stadtbibliothek Zürich.

Das Schloß Grüningen

dargestellt auf einer prachtvollen, farbigen Glasscheibe im Schweiz. Landesmuseum in Zürich Korridor zur Waffenhalle.

Arbeit des Zürcher Glasmalers Jos Murer, 1563.

Die Schloßkirche in Grüningen.

Die ersten Kapellen[1]).

Schon vor dem Jahre 1396 hat es im Schloß Grüningen eine Kapelle gehabt; allein es ist bis jetzt nicht möglich gewesen, bestimmt nachzuweisen, wann die erste Kapelle gebaut worden und wo sie gewesen ist. Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir annehmen, daß sie in der nordöstlichen Ecke des Schlosses stand, innerhalb der starken Umfassungsmauern, also da, wo die jetzige Kirche steht.

Daß schon vor dem Jahre 1396 eine Kapelle bestanden hat, geht mit aller Evidenz aus folgendem hervor:

Seit dem 17. Mai 1374 war das Schloß samt dem Städtchen Grüningen von den Herzogen Leopold und Albrecht von Österreich um 4000 Gulden an ihren Kammermeister Ritter Heinrich Geßler verpfändet. Dieser Geßler und seine Frau, Margaretha von Ellerbach, ließen im Jahre 1396[2]) die **Kapelle** im Schlosse mit zwei Altären „wieder neu aufbauen". Eingeweiht wurde die Kapelle am 1. Juli 1396 von Bischof Heinrich zu Thermopolis, und zwar wurde der eine Altar der heiligen Maria, dem Martin und Gallus geweiht, der andere bei der Türe zur rechten Hand den heiligen drei Königen, Georg und Anton[3]).

Der Inhalt der Urkunde vom 1. Juli 1396 ist folgender:

„Bischof Heinrich zu Ternepolis, des hochw. in Gott Herrn Burkharts Bischofs zu Konstanz gemeiner Fürseher in bischöflichen Dingen, tut allen zu wissen: Er habe am 1. Heumonat 1396 am Fronleichnamstage eingeweihet „die nüwen capell in der Burg Grüningen, costentzer bistum, uffgericht und wider gemacht durch den strengen ritter her heinrich gessler und frow margreten, sin elichen gemahel, geboren von ellerbach, mit zwei nüwen altaren, gewîcht in âr der hochgelopten himmelkünginen Jungfrôwen Marie, gottes gebérerin des hl. Santmartis des Bischofs, und Sant Gallen des Bîchters".

In den einen Altar wurden nachfolgende Heiligtümer eingewirkt: Reliquien von Mariä Milch, von St. Johann dem Täufer, der heiligen zwölf Boten, St. Bartholomä, Philipps, der Unschuldigen Kindlein, St. Dionys und Blasii, Valentini, Kosmä und Damiani, Hippolits, Christophs, Pancratii, Mauriz, St. Martins, Nicolai, Ulrici, Lucii, Marie Magdalenä, Agnes, Apoloniä, Emeritä, Clarä, St. Elisabeth der Witwe.

Der andere Altar steht bei der Türe rechter Hand und ist in den Ehren geweiht der hl. drei Könige, St. Georgs des Martyrers und St. Anton des Beichtigers. In ihm sind nachgeschriebene Heiligtümer verwirkt: der hl. drei Könige, St. Georgs, St. Laurenz, Oswalds, Arbogasts, Erharts, Gebharts, Dorotheens, Fortunats, Emerenzianen, Christinen, Verenen, Catharinen und von den 11 000 Jungfrauen.

---

[1]) Nüscheler, die Gotteshäuser der Schweiz. — [2]) S. Zeller-Werdmüller, zürcherische Burgen. — [3]) Staatsarchiv Zürich, F II 185, Bergerbuch S. 109.

Die Kirchweih der Kapelle und ihrer Altäre ist alljährlich auf Freitag nach Fronleichnamstag angesetzt. Wer da auf den Tag der Schutzpatrone, in deren Ehren die Altäre geweiht sind, hier betend kniet und mit Reue beichtet, der erhält vierzigtägigen Ablaß seiner Todsünden und einen Jahresablaß seiner täglichen Sünden gegen die auferlegte Fastenbuße. Dieser Ablaß findet alljährlich ferner statt: Alle Sonntage, alle Fronfastentage, alle Oktaven und dazu noch an andern mit aufgezählten 48 Heiligentagen.

„In schinbarer gezügnus und kraft aller diser dingen, so ist unser bischoflich insigel in disem theil harin gehenkt“ [1]).

Die dritte Kirche.

Im Jahre 1610, als Grüningen zu einer eigenen Pfarrei erhoben wurde und in der Person eines Markus Wäber aus dem Balgrist Zürich einen eigenen Pfarrer erhielt, wurde auch eine größere Kirche gebaut. Diese erstand in dem gleichen nordöstlichen Flügel des Schlosses, wo die ersten zwei Kapellen ehemals standen. Mochte diese Kirche auch noch nicht groß sein, so dürfte sie doch bis nahe an den Soodbrunnen im inneren Schloßhofe gereicht haben. Wie die früheren Kapellen, lehnte auch dieses dritte Gotteshaus im Norden an die Schloßmauer mit dem Erker an, deren Schießscharten spärlich Licht spendeten, während es auf der inneren, westlichen und südlichen Schloßhofseite Fenster gehabt hat. Ebenfalls auf der inneren Seite des Schloßhofes war der Eingang (s. Plan der alten Kirche und Ansicht aus der Chronik von Mathäus Merian 1642).

Kirche in Grüningen
Vor 1835
Nach einer Zeichnung von Heinrich Keller (1778—1862). Stadtbibliothek Zürich.

Im Jahre 1610 erhielt Grüningen einen eigenen Pfarrer, worüber sich im Staatsarchiv Zürich [2]) folgendes Aktenstück findet:

Als die im Stetli Grüningen, sambt denen von Bintzikon und Hotzhusen ihre Anwelt für myn gnedig Herren Bürgermeister und Raht der Statt Zürich geschickt und gantz underthenig gebätten, diewyl sy etwas wyt von der Kilchen zu Goßow, dahin sy pfarrgenössig sind, gesessen, unnd deßhalb alte unnd junge lüth am kilchgang, von vehre unnd böße wegen deß wegs, sonnderlichen winterszyt, übel verhindert werdint, nebent dem auch, das von ville des volks wegen, wellichs sich täglich von den gnaden Gottes mehret, schier nit mehr platz gnug jnn der kirchen zu Gossow syge, wolermelt myn gnedig Herren welten sy uß gnaden mit einem eignen Predicannten, der jm Stetli Grüningen syn sitz und wonung habe, versechen unnd jnen durch denselben alle Sontag unnd Zinstag jnn der Capellen zu Grüningen das wort Gottes predigen, unnd den kilchendientst, auch den kinderbericht unnd das Zusprechen unnd trösten der kranknen verrichten lassen. Da dann darnebent nüt destweniger der Helfer zu Goßow alle Donstag jnen auch wyter als bißhar zu Grüningen predigen möchte.

Sygen sy deß anerbietens, einem söllichen Predicanten, wann jnen der verordnet werde, ein Behußung sambt einem krutgarten jm Stetli jn ze geben unnd jehrlich fünfzig guldin, die sie unnder jnen selbs zesammen stüren, gevolgen ze lassen. Nebent dem das er auch vom kilchengut

[1]) Staatsarchiv Zürich, Urbar des Schlosses Grüningen von 1519, Bd. 426, fol. 109.
[2]) Staatsarchiv Zürich, E I, 42.

jehrlich etwas an kernen unnd gelt von deß schulhaltens wegen (dessen einer ohne das sontst auch noch mehr zu genießen) haben werde.

Daruf habent wolgemelt myn gnedig Herren, nachdem sy durch etliche jre verordneten Mitret mit der vorgemelten drygen Gmeinden anwelten wyter reden und sy erkhundigen lassen, jnnansehen gstaltsamme der sachen, unnd zu befürderung der ehren Gottes, jnen uff vorgemelt jr anerbieten jres begehrens gewillfahret.

Unnd glych alsbald daruf Herrn Marxen Wäber zu einem Predicanten gen Grüningen erwelt, unnd darby bewilliget, das jme vierzig guldin stipendium, welliche er als ein Expectant bißhar von der Stifft alhie jerlich gehebt, nüt destweniger wyter auch so lanng er uff diserm stand zu Grüningen jst unnd blybt, zudem das er von diser Predicatur als vorstadt, haben wird, gevolgen, unnd jene nach darzu von der schul wegen jerlich zween müt kernen unnd zehen guldin an gelt, von der kilchen Goßow gut gegeben werden sölle.

Und jst darby wolgenannter myner gnedigen Herren meinung, das diser nüwe stanndt unnd Predicatur zu Grüningen nun hinfüro allwegen mit einem uß den Expectanten alhie zu Zürich, welicher vorhin die viertzig guldin stipendium hatt, unnd jme belyben söllent, besetzt unnd versehen werden sölle, damit also einer sich destbaß erhalten unnd ein Zyt lanng daselbst belyben unnd jnn erwartung der befürderung uff einen beßern standt diennen möge

Act. Mitwochs den 8ten Augstmonats anno 1610.

Herr Burgermeister Holtzhalb
unnd beid Reth.

Kirche und Schloß Grüningen
Vor 1835.
Nach einer Zeichnung von Heinrich Keller (1778—1862). Stadtbibliothek Zürich.

Uff die, bitt, so die jm Stetli Grüningen, sambt den zweyen zu jnen gehörenden Dörffern, durch jre abgesandten abermoln an myn gnedig Herren Burgermeister und Rath der Statt Zürich thun lassen, jst von jetzt wolgemelten mynen gnedigen Herren bewilligt worden, das Herr Marx Wäber jr nüwer Predicant, sy nit nun mit predigen unnd dem kinderbericht versechen, sunders auch jm kilchli zu Grüningen die Sacrament, das Nachtmal unßeres Herren Jesu Christi unnd den Heiligen Tauff zu dienen unnd auch die Ehen jnfüren unnd jnsägnen möge, jedoch mit der heitern erklärung und erluterung, das sy die kilchgenossen gmeinlich nach jrem anerbieten jren Predicannten jetzt und hienach durch jr zesammenstürung für sich selbs ohne wytern myner Herren costen erhalten unnd sich deß stipendiums der viertzig guldin, die man dißerm jrem Predicanten als einem Expectanten gevolgen zu lassen, uß gnaden bewilliget hatt, vernügen lassen söllint.

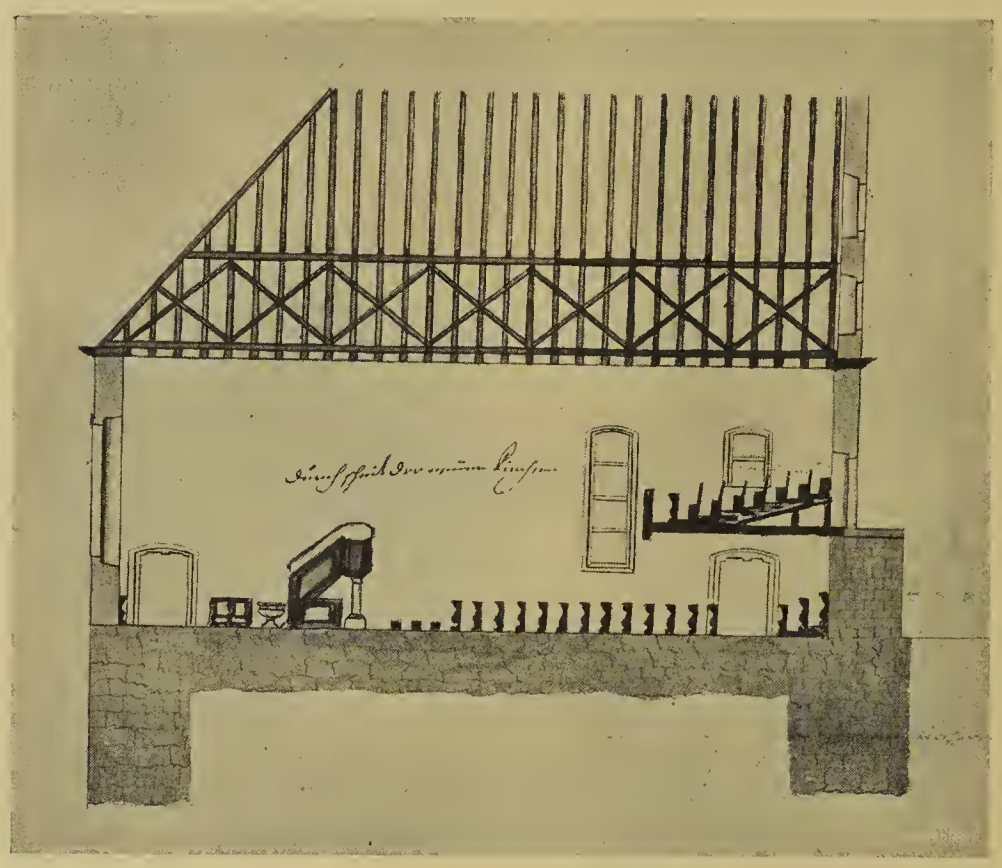
Act. Sambstags den 10ten Novembris anno 1610.

Pnt. Herr Burgermeyster Holtzhalb unnd beid Reth.
Stattschryber zu Zürich.

72 Jahre lang wurden aber in Grüningen keine Pfarrer feierlich eingesetzt (inauguriert), weil sie stets auch als Helfer in der Nachbarsgemeinde Goßau gehalten wurden, deren Kirche eine halbe Stunde von Grüningen entfernt ist. Erst im Jahre 1682 wurde in Grüningen der Pfarreinsatz eingeführt und von diesem Jahr an wohnten die Pfarrer im Städtchen. Der erste Pfarrer, der durch eigentlichen Pfarreinsatz in sein Amt eingesetzt wurde, war Hans Jakob Wolf von Zürich.

Da die Kirche wegen Zunahme der Bevölkerung zu eng geworden war und an heiligen Festen viele Leute wegen Mangel an Platz daheim blieben, stellte Landvogt Christoph Hirzel am 7. September 1649[1]) an den Rat zu Zürich das Gesuch, eine Erweiterung der Kirche zu bewilligen. Laut seiner Eingabe anerboten sich die Grüninger, Ehrentagwen und Frondienste zu leisten; ferner seien schon 52 schöne Tannen bereit, 12 Sagblöcher und 100 Bännen Sand. Es seien nicht mehr als 23 Klafter Mauern zu erstellen, im Fundament 3 Schuh hoch und 2½ Schuh dick.

„Es ist der ganzen Gemeind Meynung nit, Euch Mn. Gn. Herren in Säckel („Seekell“) zu gryffen, sonderlichen by dißen schweren Ußgaben. Im Fahl aber dieß glücklich: Alß ein kleinfüegs Bäuwli ußgfüret ist, wird eine ehrsami Gemeind zur sondern großen Gnaden uf- und ansteuern, was Ihr Mn. Gn. Herren ihr uß sondern Gnaden daran werden verehren.“



Inneres der Kirche vor 1783
Nach der Photographie einer Zeichnung im Staatsarchiv Zürich, 1783.
„1753 wurde das obere Gefletz enger gestuhlet.“
(Werdmüller, Mem. Tigur. 1780).

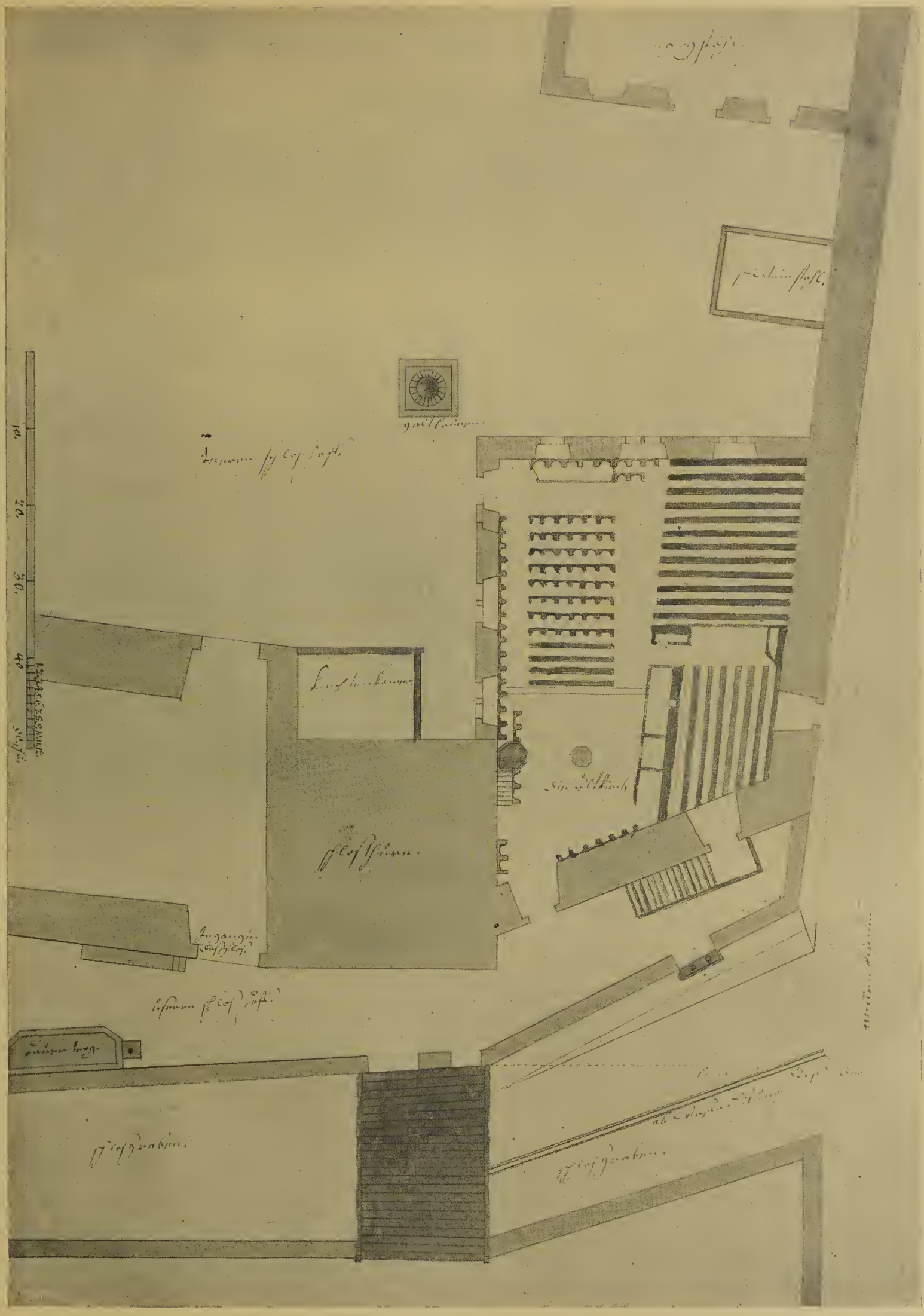
Aus einem Eintrag im Memorial des Rechenrates vom Jahre 1650, erste Hälfte[2]), ergibt sich, daß die Erweiterung der Kirche tatsächlich ausgeführt wurde und „ein zimlichen costen“ verursachte. Landvogt Hirzel stand für die Gemeinde wacker ein, indem er die Gnädigen Herren in Zürich in einem Schreiben untertänig bat, hülfreiche Hand zu bieten in Anbetracht, daß die Grüninger „gar wenig Gemeingut habind“. Der Rat beschloß, der Gemeinde an diesen Bau aus Gnaden 600 ℔ zu schenken d. h. es wurde der Amtmann Rollenburg in Rüti angewiesen, aus seinem Amtsgut der Gemeinde 300 ℔ zu geben, und die andere Hälfte erhielt sie „uß gmeiner Stadt Seckelambt“.

Auch 1691 wurden bedeutende Reparaturen am Schlosse, dem laufenden Brunnen und an der Gartenmauer ausgeführt, was aus einem Schreiben des Landvogts Leu an Säckelmeister Heidegger vom 20. April 1691 hervorgeht: Es werde dies Jahr viel verbauens geben, er werde ihm nicht so viel Geld bringen wie andere Jahre.

Im Jahre 1678 wurde im südlichen Teil des Städtchens ein Pfarrhaus erbaut, das 1832 vom Staat an einen Hafner Hotz verkauft wurde.

Der Kirchensatz, die Kollatur, gehörte den Gerichtsherren von Kempten, von denen am 12. November 1811 der Zehnten zu Kempten nebst der Zehntenscheune und dem Kirchensatze von Grüningen um 15 000 Gulden (zirka 35 000 Fr.) durch den Rat in Zürich angekauft wurde.

[1]) Staatsarchiv Zürich, E I 42 (1610–1797). — [2]) Staatsarchiv Zürich, F I 12, S. 34. — [3]) Staatsarchiv Zürich A 183.



Alte Kirche vor 1783. Brücke über den Schloßgraben
Nach der Photographie eines Planes im Staatsarchiv Zürich, 1783.

Neue Kirche.

Immer mehr nahm die Bevölkerung Grüningens zu, weshalb fortwährend über Platzmangel in der Kirche geklagt wurde. Die Kirchgenossen baten darum den Rat in Zürich in einer schriftlichen Eingabe, entweder die alte Kirche zu verbessern und zu erweitern oder an einem bessern Ort eine neue zu bauen, da die alte „an einem feuchten Ort im Schloßhof unschicklich angebracht sei". Der Rat willfahrte ihrem berechtigten Wunsche, indem er das alte Kirchgebäude erneuern und erweitern ließ.

Zur Oberaufsicht über den Kirchenbáu wählte der Rat schon 1781 eine größere Kommission, bestehend aus Statthalter Nüscheler, Säckelmeister Kilchsperger, Rats- und Bauherr Werdmüller, Zunftmeister und Schanzenherr Fries und Ratsherr Oberst Scheuchzer. Die drei letztgenannten bildeten die engere Kommission, die der größern unterm 14. Februar 1783 einen einläßlichen Bericht erstattete. Lobend wird darin der „beständigen und klugen Handleistung von Landvogt Escher" erwähnt.

Im Frühling 1782 wurde mit dem Abbruch der alten Kirche begonnen und unaufhörlich an der neuen Kirche gearbeitet, bis sie unter Dach war. Nach dem Kostenvoranschlag hätte der Bau etwa 10 000 Gulden kosten sollen; allein die Kosten beliefen sich auf zirka 16 912 Gulden. In dem aufgestellten calcul sei nichts inbegriffen gewesen erstens über die Abänderung der Schwein-, Hund- und Hühnerställe, die zuvor zu jedermanns Ärgernis hart an der Kirche waren und von da in einen dem Schlosse gehörenden, nicht gebrauchten, nächst der Kanzlei liegenden Garten verlegt worden seien.

Sodann hatte sich beim Abbruch des Gebäudes gezeigt, daß die Hauptmauer, welche „die stärkste und solideste zu seyn bedunkte", zwar dick, allein von beiden Seiten gemauert und inwendig nur ausgefüllt war, sodaß die ganze Hauptfassade bis auf den Grund hat abgebrochen und neu aufgemauert werden müssen. Im fernern konnte man nicht, wie man zuerst meinte, die Steine aus einem nahen Steinbruch beziehen, sondern man mußte sie von Wurmspach her über Stäfa transportieren lassen, was den Bau ganz bedeutend verteuerte.

Da schon bei der ersten Kostenberechnung die Gemeindeangehörigen ihre Fuhren und Frondienste „durch die Klugheit des Landvogts" mit 3000 Gulden ausgekauft hatten, so beliefen sich die Ausgaben „aus dem Hochoberkeitlichen Sekel" bis anhin nur auf 13912 Gulden 21 Schilling 11 Heller.

Während der Neubaute wurde im Gerichtshaus der Landvogtei, zu oberst im Städtchen, gegenüber dem heutigen Gasthof zum „Hirschen", Gottesdienst gehalten und zwar offenbar im großen Saal des zweiten Stockes, in dem jetzt noch zwei schöne, steinerne, mit Inschriften und Figuren versehene Wandsäulen stehen. Zur Abhaltung des Gottesdienstes wurden in diesem Saale Kirchenstühle und eine Kanzel errichtet[1]). Da aber dieser Saal für die Bevölkerungszahl viel zu klein war, wurde den Kirchgenossen erlaubt, nach Ötwil und Hombrechtikon in die Kirche zu gehen.

Eingeweiht wurde die neue Kirche am 30. November 1783.

Im Jahre 1783 wurde auch die Schloßbrücke weggeschafft, der alte Schloßturm abgebrochen und der Schloßgraben zugedeckt. Nämlich:

Der Bericht der Expertenkommission erwähnt hierüber, daß der Platz vor der Kirche gegen die Kanzlei sehr schmal und nicht sicher genug war, weil die Mauern darunter sehr alt und dem Einsturze nahe waren und der Platz weiter nachgerissen hätte. In Erwägung, daß sowohl die

[1]) S. Kirchengutsrechnung von 1782/83/84 im Pfarrarchiv Grüningen.

Mauer, die das Tobel von der Schloßseite, als auch diejenige, die das Schloß von der Straßenseite umgab, äußerst baufällig war und unverzüglich entweder mit großen Kosten hätte verbessert oder sogar ganz neu aufgeführt werden müssen, beantragte die Kommission, daß beide Mauern abgebrochen, die Steine in den Schloßgraben geworfen und die Brücke weggeschafft werden solle. Es würde dadurch, meinte die Kommission, dem Schloß „ein sehr anständiger und für alle Vorfälle sehr nützlicher Hof gewunnen", der von der Straßenseite nur noch mit einer Brustmauer und einem gefälligen Geländer eingezäunt werden mußte. Durch die Beseitigung der Brücke und die Zudeckung des Schloßgrabens wurden allerdings dem Staate Unterhaltungskosten und Neuerstellungen von Mauern erspart; aber ein recht charakteristischer, malerischer Teil des ehemaligen Schlosses ist so doch leider für immer dem Auge entschwunden. Dadurch, daß der Weg (die „Gähe") von der Kanzlei bis zur Brücke und von dieser „zum Schloßportal hinunter" abgegraben und ins Niveau gebracht wurde, konnte der Platz vor dem Schlosse gewonnen werden, wie er heute ist. Wie der Bericht schreibt, bestand begründete Hoffnung, daß die Gemeindegenossen durch Frondienste mit Freuden (?) an diesem Werke arbeiten würden oder zum mindesten nur eine geringe Entschädigung dafür fordern würden, worin man wieder auf die Klugheit und Beredsamkeit des Landvogts Escher abstellte.

Alter Schloßturm vor 1783 und Projekt zur Kirche von 1783.

Der Eingang zur Kirche mit hoher Treppe wurde vorn unter dem mittleren Fenster der Breitseite angebracht.
Nach der Photographie einer Zeichnung auf dem Staatsarchiv Zürich, 1783.

Damit das Ausfüllmaterial nicht den Abhang gegen Norden hinunterkollerte, sondern einen festen Halt bekam, wurde dort eine starke Stützmauer errichtet (s. Zeichnung von Ludwig Schultheß).

Von der hintern Seite des Städtchens führt ein schmaler Fußweg bei der Stützmauer vorbei zur Kirche hinauf.

Da es sich beim Bau des 1782 gebauten, jetzigen Kirchturms zeigte, daß dieser neben dem großen, alten Schloßturme nicht nur eine „wunderbare und unanständige Figur" machte, sondern die äußern Dorfschaften die Besorgnis äußerten, daß der alte Schloßturm den Schall der Glocken hindere, so beantragte die Kommission, ihn abbrechen zu lassen und mit dem Schloßdache in gleiche First zu bringen; Steine und Mauerschutt wurden zur Ausfüllung des tiefen, breiten Schloßgrabens benutzt.

Schließlich sprach die Kommission den Wunsch aus, man möchte der Gemeinde Grüningen „die Freude einer neuen Kirche durch Verbesserung ihres aus zwei kleinen Glocken bestehenden, schlechten Geläutes mit einer dritten Glocke gnädigst vermehren und vollkommen machen".

Diese größte Glocke erhielt die Gemeinde aber erst 1786, auch die kleinste stammt aus diesem Jahre, wogegen die mittlere schon 1725 gegossen wurde [1]).

[1]) Stadtbibl. Zürich, Vögeli, Glockenbuch.

Laut dem ältern Glockenbuche der Glockengießer Füßli in Zürich sind die genannten zwei kleinen Glocken im Jahre 1622 gegossen worden. Der bezügliche Eintrag lautet nämlich: „Volgende Stück goß letztgedachter Meister Petter Füßli auch für sich selbst und ohne Gmeindschafft: Aº 1622: 2 Stückli meinen Gnädigen Herren Standt zu Grüningen im Schloß, wegend 6 Zentner, das A. B. genant."

Rechnung über den Kirchenbau zu Grüningen in den Jahren 1782, 1783 und 1784.

(Staatsarchiv F II *y* 34).

Baumaterialien:			Guld.	Schill.	Hell.
Bauholz	30133	Schuh	2570	36	6
Laden und Latten	7102¼	Stück	3031	20	6
Kalklieferungen	340	Röhrli	925	36	—
Schmiedarbeit, Eisen	1536½	Pfund	1177	19	4
Schlosserarbeit, Eisen	6061	Pfund	1693	10	—
Steine von Bollingen, Anno 1782	1851	Schuh	370	8	—
„ „ „ „ 1783	203¾	Schuh	54	5	10
„ „ Altendorf und Stäfa	186½	Schuh	46	25	—
„ „ Izikon	958	Fuder	150	—	—
„ „ Rüti	800	Stück	16	10	—
Ziegel	26661	Stück	481	7	—
Schindeln	118000	Stück	128	4	—
Nägel	309725	Stück	734	25	4
Farbwaren	1668	Pfund	369	34	4
Sprengpulver	332	Pfund	104	11	—
Wagnerarbeit			149	24	—
Seilerarbeit	92	Pfund	27	24	—
Zinn und Blei	393	Pfund	70	3	—
Tischmacherarbeit, verdungen			544	30	—
Spenglerarbeit			920	8	—
Glas	1006	Stück	357	12	—
Gips	42	Röhrli	198	24	—
Kupfer	262½	Pfund	169	20	—
Sand			17	20	—
Allerlei			1292	12	8
			15601	20	6

Arbeitslöhne:	Taglöhne	Guld.	Schill.	Hell.
Maurer	11060	7100	22	—
Steinhauer	985	674	29	—
Zimmerleute	7618	5014	16	6
Gipser	839	622	—	—
Übertrag	19502	13410	67	6

Arbeitslöhne:	Taglöhne	Guld.	Schill.	Hell.
Übertrag	19502	13410	67	6
Schreiner	691	281	28	—
Glaser	140	62	10	—
Decker	365	163	16	—
Bildhauer	72	72	—	—
Schanzenarbeiter	98	126	8	—
		14117	9	6

Fuhren und Fronlöhne:	Fuhren	Guld.	Schill.	Hell.
Holzfuhren	690	1011	6	—
Stein	1204	1731	24	6
Sand	725	632	14	—
Kalk	95	388	18	—
Ziegel	43 1/2	180	18	—
Laden- und Lattenfuhren	142	578	23	—
Gips	31 1/4	113	29	—
Schindeln	1	4	6	—
Glas	1	4	6	—
Wein	18	78	38	—
Allerlei	35 1/4	104	27	—
Fronerlöhne	3642 1/4	1548	39	—
		6377	8	6

Zusammenstellung:	Guld.	Schill.	Hell.
Baumaterialien	15601	20	6
Arbeitslöhne	14117	9	6
Fuhren und Fronlöhne	6377	8	6
	36095	38	6
Kirchenstuhlrestanzen	142	—	—
Saldo bar auf Hs. Georg Escher, Landvogt	1087	5	6
Summa Summarum	37325	4	—

Deckung der Ausgaben: Anno 1782:	Guld.	Schill.	Hell.
Vorschuß aus dem Säckelamt	12500	—	—
Fron- und Fuhrauskauf der Gemeinde	3000	—	—
Erlös von verkauften Weinen	346	24	—
Übertrag	15648	24	—

	Guld.	Schill.	Hell.
Übertrag	15648	24	—
Anno 1783:			
Vorschuß aus dem Säckelamt	16500	—	—
Erlös von verkauften Weinen	248	20	—
Anno 1783, 84 und 85:			
Erlös von den Kirchenstühlen	4730	—	—
Total	37325	4	–

Die Kirche enthält über 1000 Sitzplätze.

Durchblick durch den untersten Gang
zwischen Schloßturm (links) und Wohngebäude, mit uraltem, typischem Steinbesatz. — Vom innern Schloßhof aus.

Das **Pfrund-Einkommen** von Grüningen bestand z. B. für 1798 aus folgendem[1]):

An **Kernen**: 8 Mütt (1 Mütt = 83,5 l) aus dem Kornamt mit Märzfronfasten verfallen. 8 Mütt aus dem Amt Rüti, gewöhnlich vom Iziker Zehnten gesammelt. 8 Mütt Grundzins von Goßau. 5 Mütt Grundzins von Ettenhausen und 1 Mütt von der Kirche Grüningen.

An **Haber**: 16 Mütt Grundzins von Goßau und 4 Mütt aus dem Amt Rüti, gewöhnlich vom Iziker Zehnten bezogen.

An **Wein**: 4 Eimer aus dem Kornamt und 5 Eimer 15 Maß aus dem Amt Küsnacht.

An **Stroh**: 100 Wellen von den auf den Lehenhöfen Tägernau liegenden Zehnten.

An **Holz**: 4 Klafter von Goßau, in eigenen Kosten zu fällen und zu führen.

An **Geld**: 108 Gulden 15 Schilling von zirka 12 Orten laut Briefen.

Im Jahr 1891 schaffte die Gemeinde aus ihren eigenen Mitteln und freiwilligen Beiträgen ein **Harmonium** an und neue, mit farbigen Bordüren versehene **Fenster**, von denen die zwei großen **Glasgemälde** zu beiden Seiten der Kanzel, Christus und Petrus, beide in ganzer Figur und erstellt von Glasmaler G. Röttinger in Zürich, einen Schmuck der Kirche bilden. Im Fenster ob der Kanzel ist als Glasgemälde eine fliegende Taube eingesetzt.

[1]) Brief von Pfarrer Andreas Schweizer in Grüningen vom 18. August 1799, Staatsarchiv Zürich K 105.

Nachdem zur Hebung des Kirchengesangs und zur Verschönerung der Kirche so viel getan worden war, sollte auch noch der lebhafte Wunsch nach behaglicher Wärme in Erfüllung gehen: 1895 wurde nach den Plänen der Firma Boller-Wolf in Zürich eine **Kirchenheizung** eingerichtet, und zwar kam man auf die geniale Idee, die Öfen zu unterst im uralten Schloßturm hineinzubauen, wo seinerzeit manch Gefangener in dunkler Tiefe hungern mußte und schmachtete. Um die Erstellung der Öfen vornehmen zu können, mußte die 4 m dicke Mauer von außen durchbrochen werden. Zwei Maurer brauchten eine volle Woche, von Montagmorgen bis Samstagabend, um ein Loch durchzuschlagen, daß einer auf allen vieren ins Innere des Turmes schlüpfen konnte. Es zeigte sich, wie äußerst solid und kompakt die Mauer gebaut ist, da zu ihrem Bau nebst Kalk lauter harte Steine aus der Gletscherzeit verwendet wurden. Steine wie Bierfässer wurden herausgepickelt. Aus dem Innern drang ein unangenehmer Modergeruch. Funde von Belang sind keine gemacht worden; nur Knochen, alter Plunder und gewaltige, eichene Balken von einer Pritsche kamen zum Vorschein.

Ferner wurde 1905 eine ganz neue **Turmuhr** mit Stunden- und Minutenzeiger und Viertelstundenschlag erstellt, die der Staat von der Firma Mäder in Andelfingen ausführen ließ, und 1908 erhielt das Gotteshaus **elektrische Beleuchtung** als Geschenk vom frühern Notar in Grüningen, Herrn J. U. Sigrist in Zürich, zum Andenken an seine leider allzufrüh verstorbene, einzige Tochter Anny.

Alter Schloßturm mit Wohngebäude
Ansicht von Osten, Hauptzugang.
Die Türe unten führt zur Kirchenheizung. — Aufnahme Sept. 1912.

Kapellen in Binzikon.

In Binzikon standen etwa ums Jahr 1370 zwei Filialkapellen der Mutterkirche Goßau, beziehungsweise der Tochterkirche Grüningen. Vermutlich erhoben sie sich westlich der Landstraße, in den Wiesen zwischen dem Schulhaus und dem jetzigen Gasthof zum Adler. Denn, als man dort vor 1850 Röhren zur Entwässerung der Wiese legte, stieß man auf uralte Mauern, die ohne Zweifel von diesen Kapellen herrühren mochten.

Pfarrer in Grüningen.

1610. Markus Wäber, aus dem Balgrist bei Zürich, geb. 1582, ordiniert 1607, kam 1611 nach Schwanden (Glarus) und erlangte im folgenden Jahre das Bürgerrecht in Zürich, später findet er sich im Fischental.

1611. Hs. Ulrich Nötzli, geb. 1590, ordiniert 1610, ein Bruder des Pfarrers Jakob N. in Weiningen, kam von hier als Diakon nach Dießenhofen, wurde 1615 daselbst Pfarrer und 1621, als er vom Landvogt wegen angeblicher Schmähungen der katholischen Religion vertrieben worden war, Pfarrer in Goßau.

1613. Markus Stolz, vorher in Wipfingen, kam nach Lufingen.

1618. Hs. Rudolf Hug, früher in Meilen. Bei seiner Wahl wurde verordnet, daß die fl. 50, welche die Gemeinde an die Besoldung zahle, nicht mehr wie bisher vom Pfarrer selbst, sondern von einem besondern Einzüger eingesammelt werden sollten. Als Hug 1621 nach Männedorf zog, konnte die Stelle wegen Mangel an Geistlichen nicht besetzt werden und wurde wieder mit derjenigen des Diakons zu Goßau vereinigt.

1621. Samuel Egli, zugleich Diakon von Goßau. Er bezog nun die Besoldung beider Stellen und mußte hier wohnen, dagegen nahm man ihm Seegräben, das bisher von hier aus versehen worden war, wegen Überbürdung ab. Egli kam 1624 nach Richterswil.

1624. Hans Schweizer, vorher Diakon zu Bülach. Nach seiner Versetzung nach Herrliberg wurde zuerst Kaspar Maurer in Pfyn gewählt und als dieser ablehnte:

1638. Joh. Jakob Eßlinger, geb. 1612, ordiniert 1633, a. Pfarrer in Balgach (St. Gallen). Er wurde Pfarrer in Goßau.

1642. Jakob Beyel, Sohn des Pfarrers Jakob B. in Herisau, geb. 1601, ordiniert 1627, seit 1629 Pfarrer in Marbach (St. Gallen). An diesem Orte wurde er auf allerlei Klagen der Gemeinde entfernt. Er starb 1669.

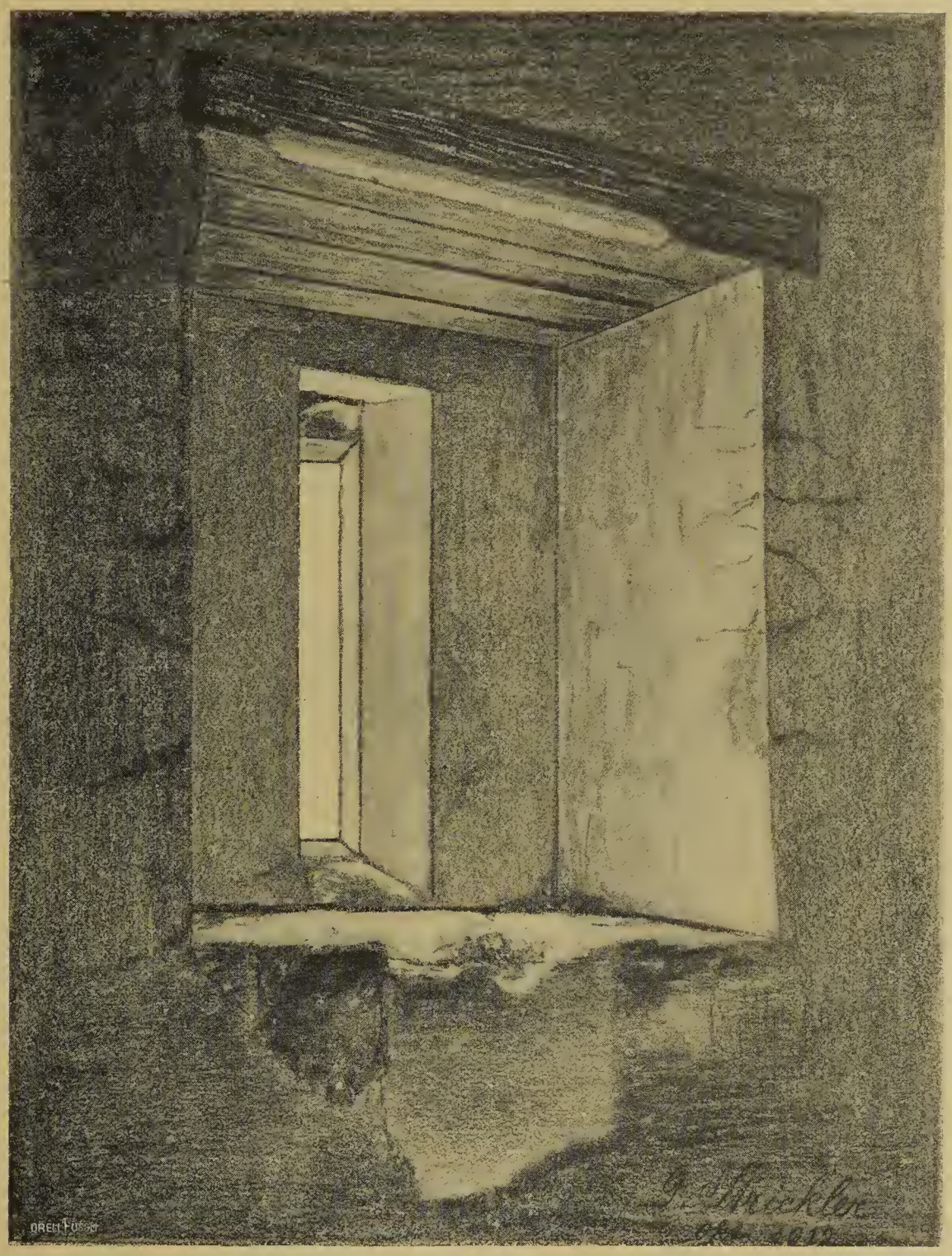
1669. Bernhard Burkhardt, von Zürich, geb. 1633, ordiniert 1661, seit 1666 Vikar in Wetzikon. Unter ihm wurde hier 1678 ein Pfarrhaus gebaut. 1682 kam er tauschweise nach Arbon, woselbst ihm der Vogt viel Verdruß bereitete. Später findet er sich als Pfarrer in Bülach.

1682. Jakob Weidenkeller, von Arbon, geb. 1626. Seit 1650 war er Pfarrer in der Pfalz, 1660 in Hundwil (Kt. Appenzell) und 1665 gegen den Willen der Gemeinde in Arbon, als solcher leistete er 1665 in Zürich den Synodaleid und anerbot sich zu allem Gehorsam. — Da er altershalber Arbon nicht mehr versehen konnte, wurde er auf seinen Wunsch hieher versetzt, starb aber noch vor seinem Antritt im August 1682. Kurz vor seinem Tode gab er eine Predigt heraus.

1682. Hs. Jakob Wolf, geb. 1655, ordiniert 1677, ein Sohn des Prof. Kaspar Wolf. Nach seiner Ordination machte er größere Reisen ins Ausland. — In Grüningen wurde er gleich einem Pfarrer der Landschaft als erster durch Pfarreinsatz installiert, während seine Vorgänger nur Ansehen und Charakter eines Diakons von Goßau gehabt hatten, immerhin blieben auch ihm noch die Funktionen des Diakonats zu besorgen. Nach der großen Feuersbrunst 1685 wurde er gelobt, daß er großen Eifer bewiesen habe, „nicht nur das Öl des Trostes in die betrübten Herzen zu gießen, sondern auch die Bußposaune zu blasen". Wolf kam nach Henggart.

1697. Heinrich Seebach, von Zürich, geb. 1673, ordiniert 1694, dann Hauslehrer 1719, wurde wegen Exzessen, die er in trunkenem Zustande begangen hatte, mit Gefängnis im Rathause bestraft. Sonst war er sehr sparsam und erwarb sich durch Viehhandel ein großes Vermögen. Er starb 1751.

1751. David Locher, geb. 1728, ordiniert 1750, kam nach Ottenbach.



1,31 m

1,05 m

1,26 m

Eine obere Schießscharte in der Schartenmauer

Gegen Süden. Die Nische wurde 1837 ausgemauert. Höhe des Schlitzes 94 cm, Breite 18 cm. Dicke der Schartenmauer 1,10 m. Nach einer Farbstiftzeichnung des Verfassers, Okt. 1912 Es sind in dieser südlichen Mauer gegen das Tobel im ganzen noch vier Schießscharten vorhanden, drei oben und eine unten ; sie sind aber nicht gleich gemauert und im angebauten Holzschopf leicht zugänglich.

1776. Kaspar Scheuchzer, geb. 1744, ordiniert 1768, bis 1770 Vikar in Turbental. — Er kam nach Berg.

1780. Salomon Hirzel, von Zürich, geb. 1753, ordiniert 1792, 1793 Hauslehrer in Fehraltorf. — Unter ihm wurde 1782/83 statt der Schloßkapelle eine Kirche gebaut und am 30. November 1783 geweiht. — Hirzel wurde Pfarrer in Maur.

1796. Andreas Schweizer, von Zürich, geb. 1768, ordiniert 1792, 1793 Hauslehrer in Küsnacht, 1796 Vikar in Hütten, wurde Schulinspektor und kam 1806 nach Lindau.

1806. Hs. Jakob Bluntschli, geb, 1778, ordiniert 1802. Seit 1804 war er Katechet in Fluntern und funktionierte zeitweise als Lehrer an der deutschen Schule beim Fraumünster, kam nach Flaach.

1811. als Pfarrvikar: Nikolaus Leonhardi, aus Graubünden, starb 1829.

1829. Hs. Kaspar Vogel, vorher Diakon zu Wald. — Unter ihm wurde 1832 das Pfarrhaus verkauft und dem Pfarrer das bisherige Amtshaus zur Wohnung angewiesen. Vogel starb 1852. Sein Sohn Kaspar, später Pfarrer in Dynhard, hat ihm noch Vikariatsdienste geleistet.

1852. Salomon Wirz, vorher in Ellikon, starb 1858. Sein Sohn Konrad wurde Pfarrer in Wildberg.

1858. Ulrich Rüdin, vorher in Wipkingen, wurde 1880 Dekan und starb 1881.

[1])1881. Eduard Thomann, von Zollikon, geb. 7. Februar 1857, seit 1884 Bürger von Zürich, ordiniert 15. Mai 1881, 13. September 1881 Vikar seines Vorgängers dahier, Pfarrer daselbst 16. Oktober 1881, Amtsantritt 1. März 1882, Rücktritt 31. Dezember 1897, wurde Verwalter der städtischen Pfrundanstalt in Zürich. Werke: *1.* Illustriertes Wanderbuch der Zentral-Schweiz 1890. — *2.* Führer für Sonnenberg-Seelisberg 1892. — *3.* Album der Schweiz, 1893. — *4.* 160 Ausflüge von Zürich, 1895. — *5.* 200 Ausflüge von Zürich, 1896, IV. Auflage, 1912.

1897. Eduard Brunner, von Zürich, geb. 16. Februar 1874, ordiniert 24. Oktober 1897, am 19. Dezember 1897 zum Pfarrer in Grüningen gewählt, Amtsantritt 1. Januar 1898, Pfarreinsatz 13. Februar 1898, am 19. März 1905 zum Pfarrer in Veltheim gewählt.

1905. Otto Winkler, von Zürich, geb. 30. Mai 1871, ordiniert 12. Mai 1895, 1896 Verweser in Albisrieden bei Zürich, 1897 Pfarrer daselbst, am 30. April 1905 zum Pfarrer in Grüningen gewählt, Amtsantritt 1. Juni 1905, Einsatz 1. Juli 1905.

In der zirka 4 m dicken *Mauer des Schloßturms* bei der Emporkirche ist ein feuersicheres **Gemeindearchiv** eingebaut, in dem interessante Aktenstücke aufbewahrt werden, die in folgendem, chronologisch geordneten Verzeichnis aufgeführt sind:

Akten des Gemeindearchivs Grüningen im Schloßturm.

I. Urkunden auf Pergament.

1.	Urteilsbrief der Zivilgemeinde Binzikon betreffend einen Uli Bachofen daselbst wegen Straßenstreitigkeiten	1606, Okt. 9.
2.	Urteilsbrief der Zivilgemeinde Itzikon, betreffend das Überbauen	1607, Feb. 26.
3.	Einzugsbrief der Zivilgemeinde Itzikon	1609. Sept. 23.

[1]) Bis hierher nach: Kaspar Wirz, Etat des Zürcher Ministeriums von der Reformation bis zur Gegenwart, Zürich, 1890.

4. Urkunde betreffend Hans Rudolf Furrers Haus in Itzikon . . . . . 1618, Juni 4.
5. Brief betreffend die Binziker Offnung gegen die Burger des Stättlis Grüningen zur Schlichtung und Vermeidung von Streitigkeiten über den Weidgang . 1623, Nov. 27.
   (Vom Verfasser im Druck herausgegeben. Der Brief ist auf starkes Pergament geschrieben, hat eine Länge von 74 cm und eine Breite von 36 cm. Das Siegel ist schwarz und hängt an einem Pergamentstreifen, deutlich ist darauf lesbar: Johann Kaspar Heidegger).
6. Spruchbrief der Zivilgemeinde Itzikon, ihr gemeines Gut betreffend . . . . 1636, Feb. 16.
7. Urkunde betreffend Weidgang auf der Itziker Allmend . . . . . 1649, Sept. 19.
8. Neuer Einzugsbrief der Zivilgemeinde Itzikon. . . . . 1668, Juni 3.
9. Einzugsbrief der Zivilgemeinde Binzikon . . . . . 1671, Sept. 23.
10. Zweiter Einzugsbrief der Zivilgemeinde Binzikon . . . . . 1671, Sept. 23.
11. Offnungsbrief der Zivilgemeinde Itzikon . . . . . 1676, März 8.
12. Vergleichungsbrief der Zivilgemeinde Binzikon gegen der Burgerschaft zu Grüningen betreffend Weidgang . . . . . 1677, Feb. 11.
13. Urkunde der Zivilgemeinde Binzikon betreffend Weidgang . . . . . 1682, Dez. 13.
14. Auskaufsbrief der Zivilgemeinde Itzikon gegen der Burgerschaft zu Grüningen betreffend Weidgangsrecht . . . . . 1687, April 4.
15. Vergleichsbrief zwischen der Zivilgemeinde Binzikon und der Bächelsrüti . . 1740, Nov. 23.
16. Urkunde der Zivilgemeinde Binzikon betreffend Weidgang . . . . . 1748, Mai 28.
17. „Erneuerter Offnungs-Brief für Eine Ehrsame Gemeind Bintziken“ . . . . 1771, Aug. 22.
   (Vom Verfasser im Druck herausgegeben. Der guterhaltene Brief ist auf starkes Pergament geschrieben, ist 45 cm breit und 61 cm lang. Das Siegel war rot, ist aber weg, nur die große Büchse mit Siegelresten hängt noch an einem Pergamentband am Briefe).
18. Neuer Einzugsbrief der Zivilgemeinde Itzikon. . . . . 1789, März 11.

II. Besiegelte Verträge auf Papier.

Urkunde der Finanzdirektion des eidgenössischen Standes Zürich betreffend Loskauf des Zehntens der Zivilgemeinde Binzikon . . . . . 1816, Mai 31.

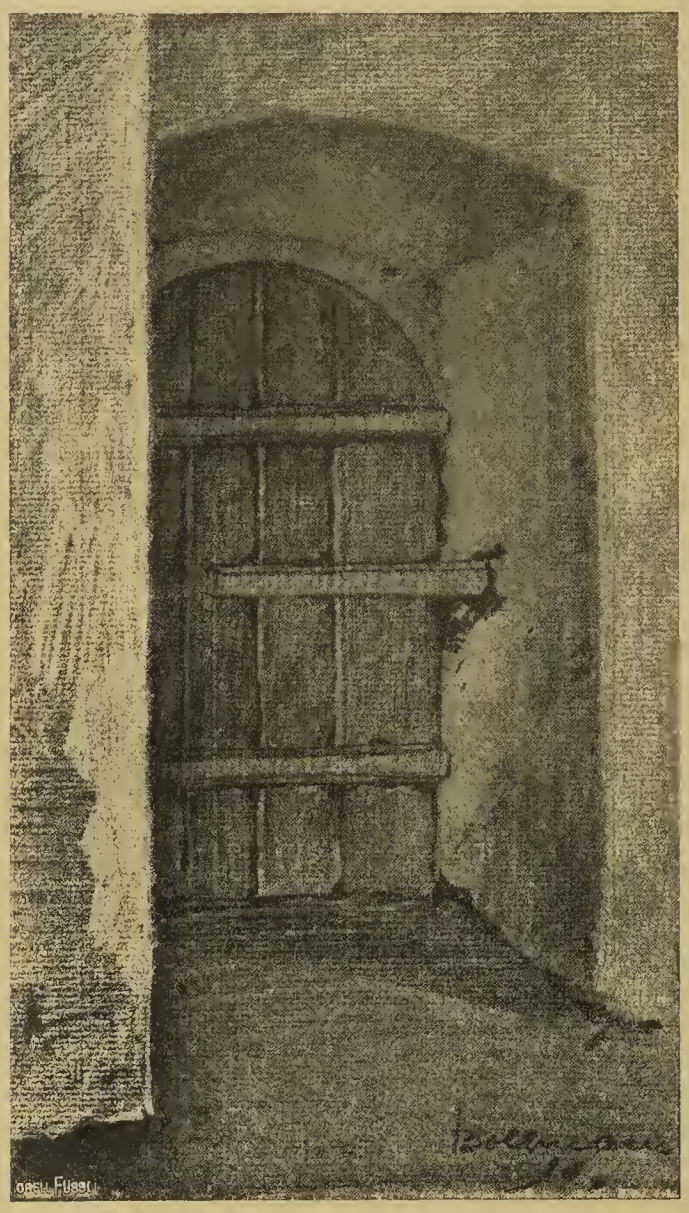
III. Diverse Akten der Zivilgemeinde Binzikon, 43 Stück, 1590—1794.

IV. Diverse Akten der Zivilgemeinde Itzikon, 33 Stück, 1631—1798.

Schloß und Kirche gehören dem Staate.

Jetzige bauliche Einrichtung.

Vom Schloß Grüningen stehen als Zeugen einstiger Mächtigkeit und Größe noch der uralte Schloßturm, das Wohngebäude mit Kellern, Stuben, Kammern und weiten Gängen, ein Teil der Umfassungsmauern vom Landenberg, die Mauern der Nordfront, auf denen diejenigen der jetzigen Kirche zum Teil gebaut worden sind, wogegen der westliche Teil verschwunden ist.



Türe mit eichenem Zugbalken,
der inwendig gezogen werden kann.
Im Wohngebäude, I. Stock
Nach einer Farbstiftzeichnung von Emil Bollmann, 1910.

Auf der Westseite befindet sich, am Schloßturm angebaut, ein altes, vermodertes Gefängnis, das jedenfalls zur Einsperrung gefährlicher Verbrecher diente und das jetzt noch eine Britsche, sowie eine originelle Gefängnistüre mit einer Öffnung zur Verabreichung des Essens zeigt. Diese schaurige Zelle wird durch ein Fensterchen auf der Hofseite spärlich erhellt.

An dieses Gefängnis stößt ein hoher Riegelanbau, der entschieden neuern Datums ist. Unten findet sich darin das ehemalige Unterweisungszimmer, zu dem eine Eingangstüre vom hohen, breiten, mit uraltem Steinbesatz versehenen Durchgang führt. An dieses Zimmer stößt das vorhin erwähnte Gefängnis, und über demselben ist eine Kammer (Kohlenraum). Über dem mit einem Ziegeldache versehenen, niedrigen Gefängnis ist demnach durch den Riegelanbau eine hohe Nische entstanden, in der noch die uralte Rustikamauer des Schloßturms mit ihren hervortretenden Steinen deutlich zu Tage tritt.

Das Wohngebäude.

Das sehr geräumige Gebäude gegen Süden, das sogenannte *Wohngebäude,* das von Anfang an mit dem Schloßturm im Zusammenhang stand und in dem früher die 66 Landvögte und 2 Oberamtmänner wohnten, dient seit 1832 dem Pfarrer zur Wohnung, von der aus man eine entzückende Aussicht aufs Land und die Alpen hat.

Im ersten Stocke hat es drei große Gemächer, Kammern zur Aufbewahrung von Holz, Obst und Wäsche.

Die Türe des ersten Gemaches, nächst der Korridortreppe, kann von innen mit einem starken, eichenen Zugbalken verschlossen werden (s. Bild) und es hat gegen Osten (Städtchen-

seite) ein großes Fenster mit eigenartiger Nische. Von diesem Gemach aus sieht man durch ein uraltes Gitter-Fensterchen in ein zweites gegen Westen, dessen Fenster gegen den Schloßhof mit Stufen und seitlichen, steinernen Gesimsen versehen ist (s. Bild). In dieser Kammer steht noch ein starker, eichener Stützpfeiler mit rätselhaften, gleichgroßen, kreisrunden Löchern, die senkrecht in einer Reihe untereinander angebracht sind.

Im zweiten Stocke sind vier Zimmer in der Front nach Süd-Südost, eine Küche, das Treppenhaus, der abgeschlossene Gang; im Riegelanbau ein kleines Zimmer mit Vorraum.

Im dritten Stocke finden sich vier Zimmer in der Front nach Süd-Südost, ferner der große Gang, dem 1912 ein Badezimmer eingebaut worden ist. Im dritten Stocke steht in dem Eckzimmer gegen Südosten ein weißer, viereckiger Kachelofen in Empirestil, der mit einer schönverzierten, großen Vase gekrönt ist. Von diesem obersten Stockwerk führt ein charakteristischer Hürdengang („Seufzerbrücke") zum Schloßturm und Kirchturm hinüber. Etwa in der Mitte dieses Verbindungsganges führt eine starke Türe, die mit einer Eisenschiene verriegelt werden kann, in eine große Kammer über dem 13 m tiefen Hohlraum des Turmes. Ein Bretterboden deckt die schaurige Tiefe. Erhellt wird diese große Kammer durch drei Fenster. An einer Wand stehen Altertümer aufbewahrt: das alte Uhrwerk von 1533, zwei Hellebarden, Ampeln u. a.

Fenster gegen den innern Schloßhof
Im Wohngebäude, I. Stock.
Nach einer Farbstiftzeichnung von Emil Bollmann, 1910.

Der Dachboden, die sog. Winde, ist ein einziger Raum über dem Wohngebäude und dem Turm, ohne Dachzimmer. Im Turm ist ein Teil eingewandet, der als Taubenschlag gedient hat.

Im Wohngebäude ist die elektrische Beleuchtung installiert, desgleichen Wasserversorgung von der Quellwasserversorgung Grüningen-Izikon, deren vorzügliche Quelle in Ober-Ottikon liegt.

Das Pfarrarchiv, das in einem Kasten im Gang des obersten Stockes untergebracht ist, besitzt interessante Akten betreffend die Kirchgemeinde und das Städtchen, worüber ein sorgfältig nachgeführtes Verzeichnis Auskunft gibt, das bis 1683 zurückreicht. Die Protokolle der Kirchenbehörden datieren seit 1669.

In der efeuumrankten, hohen Mauer (Schartenmauer) der Südwestseite sind heute noch vier Schießscharten sichtbar, drei oben und eine unten. An diese Mauer ist gegen den Schloßhof

hinaus ein Holzschopf angebaut. Immer noch befindet sich im Schloßhofe der alte, 18 m tiefe Sodbrunnen, dessen Wasser jedoch nicht genießbar ist. Vorhanden sind auch noch in der ursprünglichen Anlage die terrassenförmigen Gärten auf der Südwestseite.

Viele Chronisten früherer Zeiten haben ihre Bücher mit Ansichten vom Schloß Grüningen geschmückt, Künstler haben es mit Vorliebe gezeichnet, Glasmaler es auf prachtvollen Scheiben anschaulich, ja entzückend dargestellt, und so ist es in Bildern der Nachwelt überliefert worden. Dies beweist uns, daß es zu allen Zeiten in hohem Ansehen stand und wegen des imposanten Eindrucks, den es auf den Beschauer machte, stets eine gewisse Anziehungskraft auszuüben vermochte. Und wenn wir diese tausendschönen Zeichnungen und Gemälde betrachten, so steigen in unserer Phantasie all jene hehren Bilder der Vergangenheit auf, als Schlösser auf den Höhen thronten und stolz in die Täler hinunterschauten, Freiherren und Ritterfräulein, Junker und Edelknaben sich der Wonne des Daseins freuten, in den Rittersälen an den Wänden Schwerter und Hellebarden, Helme und Armbrüste hingen, der Herr Landvogt in seiner kleidsamen Tracht, den Degen an der Seite, dahergeritten kam; Kanonenschüsse weithinschallend den Landleuten am sonnigen Tage den hohen Besuch der Gnädigen Herren aus der Stadt verkündeten. — — —. O du romantische, gute, alte Zeit!

Hürdengang am Schloß Grüningen
links der alte Schloßturm mit Eingangstüre,
rechts Fenster nach dem innern Schloßhof.

Das Schloß Grüningen hat eine ganz eigenartige Leidensgeschichte durchgemacht. Seine Mauern, Gänge und Gemächer reden eine gar sonderbare Sprache zu uns. Staunen und Schauer erfüllen unser Inneres, wenn wir durch seine Räume sinnend wandeln und in unserem Geiste all die Bilder seiner reichen Vergangenheit vorüberziehen lassen. Zauberhaft zeichnet sich seine Silhouette in der Abenddämmerung vom klarblauen Himmel ab, wie eine körperliche Phantasmagorie reckt es in klarer Mondnacht empor.

Haltet fest zusammen, Ihr letzten Mauern! Du Schloß, einst so stolz und erhaben, halt aus!

Mauern und Zinnen von grauem Stein
Sah ich zum Himmel ragen,
Und es schauten die Türme drein
Trotzig, als wollten sie sagen:
„Eichen bringt der Sturm zu Fall,
Stolze Geschlechter vergehen,
Schutt und Moder überall,
Aber **wir** bleiben stehen.“ Rud. Baumbach.

Anmerkung.

In der **Schweiz** gibt es keine zweite Ortschaft Grüningen, nur eine Burgruine dieses Namens in der Gemeinde Echarlens, Bezirk Greierz, Kanton Freiburg. Diese Burgruine steht 710 m ü. M. auf einer Anhöhe über der Saane gegenüber Corbières und 1 km nördlich Champotey. Sie war der ehemalige Sitz der Herren von Everdes, die 1136 das Kloster Humilimont

gründeten. Nachdem 1348 Otto von Everdes die Gemahlin Mermette des Schultheißen Maggenberg von Freiburg überfallen und beraubt hatte, zogen die von den Bernern unterstützten Freiburger 1439 vor die Burg, nahmen den Burgfried im Sturm, plünderten ihn aus und äscherten ihn ein. Dann wurde er 1475 von den Freiburgern neuerdings genommen, vier Jahre später zum Sitz eines Landvogts umgestaltet und 1553 mit der unterdessen von ihnen erworbenen Herrschaft Vuippens (Wippingen) vereinigt. Die Landvögte verlegten darauf ihren Sitz von der in Trümmer zerfallenen Burg nach Vuippens.

Schloß Grüningen von Süden
Aufnahme September 1912.

Im **Deutschen Reich** gibt es vier Ortschaften mit dem Namen Grüningen, nämlich:

1. Grüningen an der Brigach, nordwestlich Donaueschingen, Großherzogtum Baden.
2. Grüningen in Schlesien, Kreis Brieg, südöstlich Breslau.
3. Grüningen in Ober-Hessen, südlich Gießen, mit Burg und Resten eines römischen Pfahlgrabens, sowie einer evangelischen Kirche.
4. Grüningen an der Helbe, Kreis Weißensee, Provinz Sachsen (Königreich Preußen).

Diese Grüningen im Deutschen Reiche sind kleinere Dörfer unter tausend Einwohnern. Das größte Grüningen ist das schweizerische im Kanton Zürich, das zwar auch nur seine 1250 Einwohner hat und dessen Schloß in Vergangenheit und Gegenwart hier geschildert ist.

Das Schloß Grüningen

Ansicht von Westen.

Nach einer Zeichnung von Ludwig Schultheß 1833. Original auf der Stadtbibliothek Zürich.

Das Schloß Grüningen

Ansicht von Süden.

Nach einer Zeichnung von Ludwig Schultheß 1833. Original auf der Stadtbibliothek Zürich.

Schloß und Städtchen Grüningen

Ansicht von Norden.

Nach einer Zeichnung von Ludwig Schultheß 1833. Original auf der Stadtbibliothek Zürich.

Nach der Photographie eines Planes im Kant. Hochbauamt Zürich, 1830.

IL. Bericht

über die Verrichtungen

der Antiquarischen Gesellschaft

in Zürich

(Kantonaler Verein für Geschichte und Altertumskunde)

in den Jahren 1914 und 1915.

Die Zusammensetzung des statutengemäss 1913 auf die Dauer von drei Jahren neu gewählten Vorstandes, wie sie im XLVIII. Berichte angegeben worden ist, hat sich nicht verändert.

Der Vorstand hielt 1914 sechs, 1915 drei Sitzungen.

I. Bestand der Gesellschaft.

Die Gesamtzahl der Mitglieder beträgt Ende 1915 290, wovon 199 in Zürich, 91 auswärts, dazu 6 Ehrenmitglieder. Die Gesellschaft verlor durch den Tod drei Ehrenmitglieder, Reichsarchivdirektor von Baumann in München, E. Bodmer auf Schloss Kiburg, Dr. Th. Burckhardt-Biedermann in Basel. Dagegen wurde 1915 der Verfasser des Neujahrsblattes für 1916, P. Emmanuel Scherer O. S. B., Dr. phil., in Sarnen als Ehrenmitglied erwählt. Die Gesellschaft verlor durch den Tod in Zürich: Dr. Walther Bissegger, Dr. Hirzel-William, Oberst E. Huber-Werdmüller — 1863 beigetreten, eines unserer ältesten Mitglieder —, Redaktor Fritz Marti, Baumeister Rudolf Oechsli, Professor K. Schnorf, H. E. Streuli-Hüni, Professor A. Surber, Lehrer R. Toggenburger, Oberst Vögeli-Bodmer, Professor H. Wirz — 1861 beigetreten, gleichfalls eines unserer ältesten Mitglieder —, von auswärtigen Mitgliedern: J. Abegg-Veith in Oberrieden.

Der Gesellschaft neu beigetreten sind: Buchdrucker F. Leemann, Professor Dr. E. Hegi (in München), Assistent am Landesmuseum Karl Frei, Privatdozent Dr. Von der Mühll, Dr. Corrodi, Ingenieur H. E. Gschwind, Architekt F. Berner, Vizedirektor des Landesmuseums Viollier, P. Luchsinger, Dr. O. Keller (in Freiburg), J. Schoch-Grob (in Winterthur), H. Bickel, U. Gross, Dr. Hans Werner, Professor Dr. Fleiner, Lehrer A. Heer (in Zollikon), Stadtbibliothekar H. Brunner (in Winterthur), Bezirksrichter G. Hess-von Schulthess, J. H. Escher-Lang, F. O. Schmid.

II. Versammlungen.

Die Gesellschaft hielt ihre regelmässigen Versammlungen an den Samstagen in den Wintersemestern von Oktober bis März. Als Sitzungslokal dienten Räumlichkeiten im Hotel St. Gotthard.

In das erste Quartal von 1914 fallen 10, in das vierte 8 Sitzungen, zusammen 18 Versammlungen; in das erste Quartal von 1915 10, in das vierte 9, also zusammen 19 Versammlungen.

Die Traktanden der Sitzungen waren:

1914.

10. Januar: Stadtrat *Isler* (in Winterthur): Der Maler und Kupferstecher J. R. Schellenberg, ein Satiriker des 18. Jahrhunderts.
17. Januar: Professor *Schweizer:* Eine berühmte Schlacht des Mittelalters (Schlacht bei Worringen 1288).
24. Januar: Privatdozent Dr. *Konrad Escher* (in Basel): Der Barock in Sizilien (mit Projektionen).
31. Januar: Pfarrer *Studer:* Urbanus Rhegius und die päpstliche Bulle gegen Luther.
7. Februar: Privatdozent Dr. *Walser:* Neueste Resultate der Rabelais-Forschung.
14. Februar: Privatdozent Dr. *Gagliardi:* Eine unbekannte Quelle zu Heinrich Bullingers Reformationsgeschichte. — *Eug. Ochsner:* Aus der Bergamasca.
21. Februar: Dr. *Gessler:* Die ritterliche Bewaffnung von 1386 zur Zeit der Schlacht von Sempach.
28. Februar: Professor *Täuber:* Die alten Rätier und ihre Sprache.
7. März: Dr. *Flury* (in Basel): Altislamitische Kunst in Kairo.
14. März: Staatsarchivare Dr. *Nabholz* und Dr. *Hegi:* Die Zürcher Steuerbücher des XIV. Jahrhunderts als Geschichtsquelle. — Dr. *H. G. Wirz* (in Bern): Die älteste Chronik der Stadt Zürich.
31. Oktober: Professor *Oechsli:* Eine zürcherische Kriegschronik vor hundert Jahren.
7. November: Privatdozent Dr. *Walser:* Der Kampf um die Weltanschauung in dem Werke eines maccaronischen Dichters der Renaissance.
14. November: Professor *Schweizer:* Die Schlacht bei Kappel.
21. November: Dr. *Karl Brun:* Die Vorgeschichte des Russisch-Japanischen Krieges.
28. November: Landesmuseums-Assistent *Hahn:* Der Zürcher Goldschmid und Medailleur Jakob Stampfer.
5. Dezember: Professor *Ermatinger:* Gottfried Keller und die politisch-kirchliche Bewegung der Sechziger Jahre.
12. Dezember: *Eug. Ochsner:* Dokumente zum Verkehr über den Stelvio während dem Resorgimento.
19. Dezember: Stadtbibliothekar Dr. *Barth:* Zwei Zürcher Einblattdrucke des beginnenden 16. Jahrhunderts. — Privatdozent Dr. *Gagliardi:* Die Schlacht von Pavia 1525.

1915.

9. Januar: Professor *Stern:* Die Schweiz und Italien im Jahre 1848.
16. Januar: Privatdozent Dr. *Howald:* Die Weltanschauung Senecas.
23. Januar: Dr. *Forst:* Die Katastrophe der Maria Stuart.
30. Januar: Staatsarchivar Dr. *Hegi:* Die schweizerische Auswanderung nach Brandenburg-Preussen, Spanien und Russland.
6. Februar: Apotheker *Brand:* Die Tempel der Pharaonen und Theben, die Residenz des neuen Reiches.
13. Februar: Professor *Arnold Meyer:* Bilder von der Mittel-Mosel aus dem Mittelalter und der Reformationszeit.
20. Februar: P. Dr. *Emmanuel Scherer* und Dr. *R. Durrer* (in Sarnen und Stans): Die römischen Ausgrabungen in Alpnach und ihr Wert für die älteste Geschichte der Gegend um den Vierwaldstättersee.
27. Februar: Privatdozent Dr. *Konrad Escher* (in Basel): Mitteilungen über Miniaturhandschriften in Basler Bibliotheken.
6. März: Professor *Blümner:* Die Darstellung des Sterbens in der griechischen Kunst.
13. März: Pfarrer *Studer:* Der zürcherische Pietismus vor zweihundert Jahren nach ungedruckten Urkunden des Staatsarchivs.
23. Oktober: Professor *Meyer von Knonau:* Der bairische Chronist Veit Arnpeck.
30. Oktober: Professor *Oechsli:* Zur Geschichte des Schweizer-Namens.
6. November: Professor *Schweizer:* Die Absetzung eines deutschen Königs.
13. November: Professor *W. Köhler:* Zur Geschichte der Amnestie für Kriegsbeteiligte.
20. November: Privatdozent Dr. *Von der Mühll:* Die Anfänge der geographischen Wissenschaft bei den Griechen.
27. November: Professor *Stern:* Die Kirche von Gernrode am Harz und ihr Stifter.
4. Dezember: P. Dr. *Emmanuel Scherer* (in Sarnen): Die Urschweiz im Lichte der Vorgeschichte.
11. Dezember: Privatdozent Dr. *Howald:* Heraklit von Ephesos und seine antiken Beurteiler.
18. Dezember: Staatsarchivar Dr. *Hegi:* Die Zürcher im Südtirol im Venetianerkriege von 1487.

Auch über die Sitzungen dieser beiden Berichtsjahre erschienen regelmässig vom Aktuar Dr. Hegi verfasste Berichterstattungen im Feuilleton der „Neuen Zürcher Zeitung“; in Verhinderungsfällen trat in gefälliger Weise Dr. Stauber ein. Abermals haben sich diese instruktiven Artikel, weil sie weitere Kreise auf die Arbeit der Gesellschaft aufmerksam machen, als sehr nützlich erwiesen.

Die beiden reglementarischen Sommerversammlungen fielen auf den 24. Mai 1914 und auf den 13. Juni 1915. Die erste richtete sich nach Schaffhausen, wo Herr Henri Moser auf Charlottenfels die Gesellschaft zur Besichtigung seiner reichen Sammlungen in entgegenkommendster Weise empfing, und hernach in der Stadt durch den Munothverein und den historischen Verein Gastfreundschaft erwiesen wurde. Die zweite war für den Besuch von Ittingen bestimmt, dessen Besitzer Herr Oberst Fehr die Gesellschaft äusserst liebenswürdig aufnahm, und endete nach Berührung von Ellikon mit der Besichtigung der Malereien der Kirche von Wisendangen; in Ittingen und in Wisendangen boten Dr. Stauber und Dr. Bachmann die wissenschaftlichen Erklärungen.

Am 25. Juli 1914 beteiligte sich die Gesellschaft mit ihrem Glückwunsch an der Feier zu Ehren der Erreichung des siebzigsten Altersjahres von Professor Blümner.

Die beiden Berchtoldstage wurden in gewohnter Weise gefeiert; derjenige von 1915 unter Beteiligung von Vertretern der beiden Vereine von Schaffhausen.

III. Unternehmungen.

In den „Mitteilungen“ erschien 1914 als Neujahrsblatt als letztes Heft 4 von Band XXV: „Das Fraumünster in Zürich, IV. Baugeschichte des Fraumünsters“, von Professor Dr. Zemp. Auf 1915 folgte als Neujahrsblatt Heft 1 von Band XXVIII: „Jakob Stampfer, Goldschmied, Medailleur und Stempelschneider von Zürich 1505 bis 1579“, von Assistent am Landesmuseum E. Hahn.

Die schon in zwei früheren Berichten erwähnte Publikation der römischen Lampen im Vindonissa-Museum in Brugg, durch Dr. Löschcke, die auch jetzt im Druck noch nicht abgeschlossen ist, wird wegen des grossen Umfangs ausserhalb der „Mitteilungen“ als eine separate Publikation erscheinen.

Der Kommisionsverlag der „Mitteilungen“ liegt bei der Verlagsbuchhandlung Beer & Cie. in Zürich; die Mitglieder der Gesellschaft geniessen 50 % Rabatt. Von Band I bis XXIV der „Mitteilungen“ ist der Verkauf, soweit die Publikationen noch in grösserer Zahl vorhanden sind, zu den auf den Umschlägen der Neujahrsblätter genannten herabgesetzten Preisen bis auf weiteres gewährt.

Die von der Gesellschaft in Verbindung mit dem Staatsarchiv begonnene Publikation der Steuerbücher wird in dem für einstweilen zur Durchführung gebrachten Bande in nächster Zeit ausgegeben werden.

Vom schweizerdeutschen Idiotikon ist Band VII abgeschlossen und Band VIII im Druck.

Von dem unter dem Patronat der Gesellschaft erscheinenden „Urkundenbuch der Stadt und Landschaft Zürich“ wurde Band IX 1915 veröffentlicht, und Band X ist durch Professor P. Schweizer schon weitgehend gefördert.

Ueber den Stand der Arbeit am Kastell Irgenhausen hat Dr. Meyer-Rahn, der die Besorgung dieser Angelegenheit in seiner Hand hat, den nachfolgenden Bericht einzureichen die Gefälligkeit gehabt.

„Das Bauprogramm 1913/15 der Arbeiten, welche am Kastell Irgenhausen auszuführen waren, ist im letzten Berichte bereits veröffentlicht und begründet worden. Es erübrigt heute einzig festzustellen, dass die Reparaturarbeiten im Rahmen jenes Programmes nun vollendet sind und zwar entfielen auf das Jahr 1914 folgende Arbeiten:

a) Die Verbindungsmauer zwischen dem Mittelturm Westseite bis zum Nordwest-Eckturm erhielt eine ovale Zementabdachung mit übergreifender Wassernase;

b) die Innenseite einer Mauer des Nordwestturms drohte infolge Eindringens von Wasser mit Einsturz; die defekte Partie wurde abgetragen, neu aufgeführt und gegen Witterungseinflüsse gesichert.

Der Voranschlag für diese Arbeiten betrug Fr. 1500.—; die effektive Abrechnung stellte sich auf Fr. 1410.—; an welche durch Bundesbeitrag Fr. 750.— rückvergütet wurden. —

Im Herbst 1914 liess die Antiquarische Gesellschaft auf dem Plateau des Kastellinnern drei Linden pflanzen, in deren Schutz sich Kastellbesucher aus einer spätern Generation des Anblickes der römischen Feste, des blauen Sees und des in der Ferne liegenden Alpenkranzes erfreuen mögen.

Damit erreichte das von der Antiquarischen Gesellschaft sich gesteckte Ziel seinen vorläufigen Abschluss, und wir können dem Antrage von Herrn Prof. Otto Schulthess, dem Experten des Bundes, nur beistimmen, wenn er in seinem Berichte schreibt, dass in Irgenhausen alle Renovationsarbeiten für vier bis sechs Jahre ohne jede Gefahr für die Dauerhaftigkeit der ausgeführten Arbeiten ruhen mögen. Alsdann mag die Frage geprüft werden, ob eine neue Bauperiode einsetzen soll, oder ob es nicht wünschenswerter sei, einzig die Ruine in ihrem derzeitigen konservierten Zustande vor weiterem Verfall zu bewahren.“

Die Gesellschaft beteiligte sich an den Kosten für die Erhaltung der Wandmalereien in dem spätgotischen Chor der Kirche von Wisendangen.

Der bemerkenswerte Erker am Hause zum Grünenhof am Thalacker Zürich wurde im Auftrage der Gesellschaft durch das Baubureau Kruck aufgenommmen.

Für die Erhaltung der in Bericht XLVII zuerst erwähnten Ruine Moosburg bei Effretikon ist Dr. Meyer-Rahn fortwährend besorgt.

IV. Sammlungen.

Eine Abteilung der früheren Sammlungen der Gesellschaft, die gleichfalls in das Landesmuseum verpflanzt wurde, aber weil sie, aus griechischen und römischen Altertümern bestehend, mit den Objekten des schweizerischen Landesmuseums keine Berührung aufweist, wurde auf den Wunsch von Professor Blümner bei dem Bezuge des neuen Universitätsgebäudes der dort aufgestellten archäologischen Sammlung überwiesen und in deren Inventar als „Unveräusserliches Depositum“ bezeichnet.

Die Vermehrung aus dem Austausch der Gesellschaftspublikationen ist nach dem abgeschlossenen Vertrage der Stadtbibliothek zugewiesen und wird nach deren Uebergang an die Zentralbibliothek mit dem Jahre 1916 in ähnlicher Weise weiter besorgt werden. Das durch Herrn Moser geschenkte Prachtwerk über die Waffensammlung auf Charlottenfels wurde der Stadtbibliothek übergeben.

V. Ökonomie.

Durch den Quästor Dr. Meyer-Rahn wurde der nachfolgende Bericht über die zwei abgelaufenen Jahre eingereicht.

Einnahmen: Beiträge und Geschenke:

Beitrag des Bundes für Irgenhausen pro 1914	Fr.	900. —
idem „ 1915	„	750. —
Beitrag der Regierung des Kts. Zürich „ 1914	„	500. —
idem „ 1915	„	450. —
Beitrag der Stadt Zürich „ 1914	„	500. —
idem „ 1915	„	500. —
Jahresbeiträge pro 1914 (293 Mitglieder)	„	2465. —
idem „ 1915 (290 Mitglieder)	„	2435. 23
Erlös aus dem Neujahrsblatt 1914	„	454. —
idem 1915	„	320. 50
Erlös von Druckschriften im Jahre 1914	„	645. 59
idem 1915 (ohne IV. Quartal)	„	442. 35
Grasnutzen Irgenhausen pro 1914	„	50. —
idem 1915	„	50. —
Total	Fr.	10 462. 67

Ausgaben:

Drucklegung des Neujahrsblattes 1914	Fr.	5101. 20
idem 1915	„	3362. 50
Erhaltungsarbeiten Irgenhausen 1914	„	1459. 15
An die Edition Dr. Löschcke's der „Lampen von Vindonissa“ pro 1914	„	2145. 05
idem „ 1915	„	5581. 60
Für Heliographien Maschwanden 1914	„	7. 30
Beiträge: an die Blümner-Feier 1914	„	50. —
Historische Kunstdenkmäler 1914	„	20. 22
idem 1915	„	20. 33
an das Schweiz. Idiotikon pro 1914 und 1915	„	1000. —
an das Defizit des Zürcher Taschenbuches 1914	„	200. —
an die Kirchgemeinde Wisendangen 1915	„	500. —
Auslagen bei den festlichen Veranstaltungen, Porti, Salär des Abwartes R. Jucker etc. pro 1914	„	1300. 67
idem „ 1915	„	759. 23
Total	Fr.	21 507. 25

Urkundenbuch 1914 und 1915.

Einnahmen:

Beitrag der Stadt Zürich pro 1914	Fr 400. —
idem „ 1915	„ 400. —
Beitrag des Regierungsrates für den IX. Band (2 Halbbände) 1915	„ 1400. —
	Fr. 2200. —

Ausgaben:

Drucklegung von Band IX, zweite Hälfte	Fr. 2180. 80
„ „ „ X, erste Hälfte	„ 1397. 50
	Fr. 3578. 30

Zürich, im Dezember 1915.

Namens der Antiquarischen Gesellschaft:

Der derzeitige Präsident:

Prof. Dr. **G. Meyer von Knonau.**

Druck von Fritz Amberger vorm. David Bürkli, Zürich.

Die
vorgeschichtlichen und frühgeschichtlichen
Altertümer der Urschweiz

von

P. Emmanuel Scherer.

Mit 8 Tafeln und 19 Textabbildungen.

Zürich.
In Kommission bei Beer & Co.
Druck von Fritz Amberger vorm. David Bürkli.
1916.

Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich.
Band XXVII, Heft 4.

Inhaltsverzeichnis.

Vorwort 193 (5)
I. Ältere Steinzeit 195 (7)
II. Jüngere Steinzeit 196 (8)
III. Bronzezeit 203 (15)
IV. Eisenzeit 212 (24)
V. Römische Periode 213 (25)
A. Römische Funde bis 1913 . . . . . 213 (25)
B. Die römische Niederlassung zu Alpnachdorf 227 (39)
1. Entdeckung der Ruinen und Verlauf der Ausgrabung 227 (39)
2. Beschreibung der Gebäude 229 (41)
3. Die Einzelfunde 240 (52)
4. Alter und Dauer der Anlage. Bedeutung 254 (66)
VI. Frühgermanische Zeit 258 (70)
VII. Zusammenfassung und Schlussbemerkungen 267 (79)
Anhang:
I. Verzeichnis der Ortsnamen 271 (83)
II. Erklärung der Tafeln 274 (86)

Verzeichnis der Abkürzungen der häufiger zitierten Literatur.

AA. = Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde.
AE. = Die Anfänge der Schweizerischen Eidgenossenschaft. Von Prof. Dr. W. Oechsli. Zürich 1891.
Gfd. = Geschichtsfreund. Mitteilungen des Historischen Vereins der V Orte.
KAU. = Die Kunst- und Architektur-Denkmäler Unterwaldens von Dr. Robert Durrer.
SGU. = Schweizerische Gesellschaft für Urgeschichte. Jahresberichte.

Vorwort.

Im Anschluss an einen Vortrag „Über die römischen Ausgrabungen in Alpnach und ihren Wert für die älteste Geschichte der Gegend um den Vierwaldstättersee“, den ich gemeinsam mit meinem Freunde Dr. Robert Durrer im Schosse der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich hielt, wurde ich vom Vorstande eingeladen, die Ergebnisse der Ausgrabung zu Alpnach in einem Neujahrsblatt darzustellen. In der Folge wurde dieses Mandat dahin erweitert, dass das ganze vorgeschichtliche und frühgeschichtliche Tatsachenmaterial aus der Urschweiz in einer Gesamtbearbeitung zusammengefasst werden möchte.

Dieser Einladung bin ich gerne gefolgt; für die vorrömische Zeit und die vor der Entdeckung von Alpnach aus der Urschweiz bekannten römischen Altertümer konnte ich zwei Hefte, Beiträge zur Kenntnis der Urgeschichte der Urschweiz, I und II, benutzen, die 1909 und 1910 als Beilagen zum Jahresbericht der Kantonsschule von Sarnen erschienen sind. Für die Darstellung der Alpnacher-Ausgrabung dienten meine Tagebücher.

Ich habe in meiner Arbeit möglichste Vollständigkeit angestrebt. Manche Nachrichten sind allerdings zweifelhaft; ich glaubte solche dennoch, unter gehörigem Vorbehalt, aufnehmen zu sollen. Einige Funde sind in ihrer zeitlichen Zugehörigkeit ganz unsicher; ich musste aber versuchen, sie irgendwo unterzubringen. Als Hauptziel meines Unternehmens betrachtete ich die Beibringung von möglichst zuverlässigem Quellenmaterial. Es liegt in dem Charakter einer solchen Arbeit, dass sie keine abschliessende sein kann, denn die archäologische Durchforschung der Urschweiz ist noch lange nicht beendet. Ein Vergleich zwischen der archäologischen Karte F. Kellers von 1874 und den nachfolgenden Blättern zeigt aber doch einen erfreulichen Fortschritt in der Kenntnis der urgeschichtlichen Altertümer der drei Waldstätten.

Allen Jenen, die diese Arbeit fördern halfen, insbesondere Herrn Staatsarchivar Dr. *Robert Durrer* in Stans, spreche ich meinen wärmsten Dank aus.

I. Ältere Steinzeit.

Paläolithische Spuren des Menschen sind bis zur Stunde im Gebiete der Urschweiz keine zutage getreten. Die folgenden Angaben lassen aber den Schluss zu, dass vielleicht doch noch altsteinzeitliche Artefakte und Kulturreste zu erwarten sind.

Am *Rigi*, zwar noch auf Luzernergebiet, aber in nächster Nachbarschaft des Kantons Schwyz, untersuchte *W. Amrein* einige Höhlen[1]).

Die *Steigelfadbalmhöhle,* etwa 500 m über dem Vierwaldstättersee, liegt sehr sonnig, unmittelbar gegen Süden, neben einem Wasserfall, ist trocken und leicht zugänglich. Im Herbst 1913 zog Amrein einen Probegraben längs dem Eingang. Die oberste Schicht zeigte rezentes Material, eine zweite, geröllreiche, enthielt eine ausgedehnte Brandstelle mit Kohlen- und Ziegelbrocken, wahrscheinlich mittelalterlichen Ursprungs. Die dritte Schicht wurde durch Höhlenlehm gebildet; die vierte, unterste, etwa 1—1,20 m unter dem heutigen Höhlenboden, lieferte eine Anzahl Knochen und Zähne, die nach der Bestimmung von Prof. Dr. *Th. Studer* in Bern dem *Höhlenbär* und der *Höhlenhyäne* angehören. Die geologischen Verhältnisse der Höhle scheinen der Erhaltung allfälliger Siedelungsreste wenig günstig zu sein. Es befindet sich an der fraglichen Stelle zwischen zwei Nagelfluhbänken eine Schicht roten Mergels, der nach und nach herauswitterte, so dass eine Schichthöhle entstand. Diese scheint früher weiter vorgeragt zu haben, stürzte im Laufe der Zeit ab, wurde nach rückwärts weiter ausgewittert. Von einer allfälligen Kulturschicht, die vorn am mächtigsten sich entwickelt hätte, wäre demnach wohl das meiste durch Absturz verschwunden.

Amrein untersuchte ferner die *Grubisbalmhöhle* und die bedeutend höher (ca. 1500 m) gelegene *Bruderbalmhöhle.* Alle diese Untersuchungen sind zurzeit noch nicht abgeschlossen.

Bemerkenswert ist, dass diese Rigihöhlen in den Sagen und Märchen der Innerschweiz eine bedeutende Rolle spielen, was auf prähistorische Zusammenhänge hinweisen könnte.

Im Sommer 1820 wurden in einer 1600 m hoch liegenden Höhle[2]) auf der Alp *Schönbül* bei *Unteriberg* ein Schädel vom *Höhlenbären* nebst einem grossen Stück Knochenbreccie, in der die gewaltigen Zähne und Knochen dieses Sohlengängers eingekittet waren, gefunden. Ferner ein Gehörn vom Steinbock und Reste anderer in der Umgebung des Fundorts längst verschwundener Tiere. Die Belegstücke liegen in der naturhistorischen Sammlung des Stiftes Einsiedeln.

Erwähnt sei eine Angabe *Heierlis*[3]), dass er aus der Sihl bei *Schindellegi-Hütten* Steine erhielt, die *Eolithen* täuschend ähnlich sehen. Nach dem Urteil des genannten Forschers sind es aber unzweifelhaft Naturprodukte. Man könnte, schreibt Heierli, an jenem Orte eine ganze Kollektion „Eolithen“ zusammenbringen.

---

[1]) SGU. VI. 152—154, mit Grundriss und Durchschnitt der Steigelfadbalmhöhle; VII. 148—150, mit zwei Photographien. — Neue Zürcher Zeitung, 1914, 21. Febr. — Vaterland, 1913, Nr. 338, 19. Dez. — Die Angabe im Vaterland, 1913, 4. Nov., und Gfd., LXIX. 1914, dass in einer Rigihöhle Reste einer prähistorischen Ansiedlung entdeckt worden seien, ist irrtümlich.

[2]) Dr. *P. Damian Buck,* in Alte und Neue Welt, XXXIX. 678.

[3]) Brief von Dr. *Heierli* vom 1. Dez. 1909.

II. Jüngere Steinzeit.

Wenn unter dieser Überschrift eine Anzahl Steingeräte beschrieben werden, die im Gebiete der Urschweiz zutage kamen, darf dabei nicht verschwiegen bleiben, dass es durchaus nicht sicher ist, ob diese Steinwerkzeuge wirklich alle der Steinzeit angehören. Es bricht sich immer mehr die Erkenntnis Bahn, dass Steinbeile auch in den nachneolithischen Zeiträumen im Gebrauch waren, als Werkzeuge und Amulette, so dass es kaum mehr angeht, ein einzeln aufgefundenes Steinbeil als Beweis neolithischer Besiedelung anzusehen[1]). Die aus den Urkantonen bis jetzt bekannten Steinartefakte sind Einzelfunde. Eine neolithische Ansiedelung ist bis jetzt nirgends einwandfrei nachgewiesen. Auch die Funde von Lungern, die unten besprochen werden, sind in ihrem Alter zweifelhaft; sie können auch bronzezeitlich sein. Wenn die aufgefundenen Geräte aus Stein usw. hier zusammen aufgeführt werden, so geschieht das keineswegs, um daraus den sichern Nachweis einer steinzeitlichen Besiedelung der Urschweiz abzuleiten.

Ein schöner, durchbohrter *Steinhammer* (Taf. I, 2) wurde im September 1899 zu *Wilen* am *Sarnersee* gefunden[2]). Das Stück wurde von Fabrikant Läubli bei der Aushebung der Fundamente für einen Neubau, unmittelbar am Seebord, in etwa 2 m Tiefe aus der Erde gegraben. L. behauptete, dort, wo er den Hammer gefunden, sei die Erde andersfarbig, nicht gelblich lehmig, wie in der Umgebung, sondern schwärzlich gewesen; es könnte also dort möglicherweise ein Grab gewesen sein. Immerhin ist das sehr zweifelhaft. Der Hammer ist sorgfältig gearbeitet, aus nicht besonders hartem Gestein und leicht kaolinisiert. In der Sammlung des Herrn Dr. Etlin in Sarnen.

Zwei *Steinbeile* wurden in jüngster Zeit zu *Sarnen*, nicht weit ob der Pfarrkirche, im Gut *Hengeloh* gefunden. Das erste[3]), 11,5 cm lang, an der Schneide 5,2 cm breit und etwa 2,2 cm dick (Taf. I, 1), von schwarzer ins grünliche spielender Farbe, kam 1910 zum Vorschein, als man im genannten Heimwesen die Holzdiele des Stalles erneuerte und die alten Laden wegriss. Offenbar war das nicht die primäre Lagerstätte. Das Material des Beiles ist wahrscheinlich Chloromelanit. — Ein zweites Beil[4]), von stumpfnackigem Typus, wurde im Hengeloh 1914 gefunden. Länge 8,2, Breite 3,8, grösste Dicke 2 cm. Das Material ist grünlichgrau, wohl Chloritschiefer, ziemlich weich. Es wurde aus dem Schotter eines Fussweges, der vom Hengeloh nach dem Ramersberg führt, aufgelesen, befand sich also offenbar auch nicht an seiner ursprünglichen Lagerstätte. Durch Nachfrage ergab sich, dass das Beschotterungsmaterial vom Aushub eines in der Nähe schon vor geraumer Zeit erstellten Gebäudes stammt. Beide Stücke liegen im Historischen Museum zu Sarnen.

Zu Beginn der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts wurde in der *Schwändi* ob Sarnen, in der Nähe der *Arbensäge* (1125 m), auf einer durch den Schwandbach übersarten Wiese von einem

---

[1]) Vergl. SGU. VI. 59.

[2]) Erwähnt und abgebildet SGU. III. 65.

[3]) Abgebildet SGU. III. 65. — Erwähnt AA. NF. XVI. 342. — SGU. VII. 53.

[4]) AA NF. XVI. 342. — SGU. VII. 53.

Bauer ein bearbeiteter *Quarzknollen*[1]) aufgefunden (Taf. I, 4). Er wurde vom Finder auf den Ofen gelegt und die Knaben benutzten den Stein zum Feuerschlagen. Bei einem Besuche entdeckte Dr. Etlin das auffallende Stück. Es ist ein Quarzit von etwas mehr als Faustgrösse. Zum Teil besitzt er noch die abgerundeten alten Flächen. Am schmälern Ende ist ein Teilstück eines fein gebohrten Loches zu sehen. Nach der Angabe des Bauers war der Stein früher bedeutend grösser, hat aber durch das Feuerschlagen an drei Seiten die ursprünglichen Flächen verloren und an Masse bedeutend eingebüsst. Von mehreren Kennern wurde das Stück als eine Art Steinkeule erklärt. Dr. Heierli dagegen glaubte, das Artefakt sei nicht prähistorisch, sondern ein Bruchstück vom Zapfenlager eines Tores oder eines Mühlrades. Während ich früher in der Beurteilung schwankte, bekenne ich mich heute zur ersten Ansicht und glaube, dass das Quarzitfragment aus der Schwändi von einer grossen Steinkeule stammt. Vielleicht haben wir es mit einem nordischen Importstück zu tun.

Im Heimwesen *Vorsäss,* auf der Höhe des *Mutterschwandberges,* oberhalb der Drachenfluh, wurde im Februar 1914 ein stumpfnackiges *Steinbeil* aus blassgrünem Serpentin gefunden[2]). Länge 16, grösste Breite 4,4, Dicke 2,6 cm. Die Schneide ist sehr fein zugeschliffen. Ausgegraben wurde das Beil an einem Platze, wo früher ein Stadel gestanden hatte; es lag etwa 30 cm in der Erde. Hierher dürfte es, wie Dr. P. Jann vermutet, aus einem Pfahlbau — möglicherweise lag ein solcher im ehemaligen Ennetmoosersee — verschleppt worden sein. Das Beil befindet sich im Museum des Gymnasiums zu Stans.

In *Kirsiten,* am See, wurde 1877 in der Schiffhütte des B. Küttel ein *Steinbeil*[3]) gefunden (Taf. I, 3). Es ist hinten abgebrochen; das hellfarbige Gestein hat geringe Härte und ist stark verwittert. Im Historischen Museum zu Stans.

Die gleiche Sammlung bewahrt ein angebliches Bruchstück von einem weitern Steinbeil[4]) auf, das 1880 in Ennetbürgen gefunden wurde. Es ist aber sicher kein Artefakt, sondern ein gewöhnliches Steinfragment.

In der Umgegend von *Schwyz* soll in den sechziger oder siebenziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts ein *Steinbeil*[5]) gefunden und um den Preis von zwei Franken verkauft worden sein. Sicheres ist jedoch darüber nicht bekannt.

Von *Bäch* wurde Dr. Heierli ein *Steinbeil*[6]) vorgelegt. Da es gewissen Beilen aus dem Pfahlbau Meilen in Stoff und Form gleicht, liegt die Vermutung nahe, es sei über den See verschleppt und in Bäch zufällig verloren worden.

Herr Pfarrer Zurfluh in Altdorf zeigte mir seinerzeit ein hammerartiges Steinstück, das er vor Jahren in einer Mulde zwischen Urirotstock und Blümlisalpfirn gefunden hatte. Es ist jedoch kein Artefakt, sondern ein Naturspiel.

In *Lungern* wurden beim Neubau des Hotel „Bären", im April 1900, etwa $1^1/_2$ m tief im Boden, an den Seitenfronten der alten Hauptmauern, Waffen aus dem XV. Jahrhundert gefunden.

---

[1]) AA. VI. 358. — *Oechsli,* AE. 5. — Verhandlg. der Schweiz. Naturf. Gesellsch. 1898, S. 25.

[2]) Jahresbericht des Kollegiums St. Fidelis, Stans, 1914, S. 46. — SGU. VI. 151.

[3]) *Oechsli,* AE. 4. — *Durrer,* KAU. 360.

[4]) *Oechsli,* AE. 4.

[5]) Schwyzerzeitung 1877, Nr. 102. — AA. III. 821. — *Oechsli.* AE. 4.

[6]) Mitteilung von Dr. *Heierli.*

In der darunter liegenden Lehmschicht grub man eine Anzahl *prähistorischer* Gegenstände[1]) aus, die mit einiger Sicherheit auf eine Siedelstätte aus der Pfahlbauzeit hindeuten. Durch den Waffenfund aufmerksam gemacht, begab sich Herr Dr. Etlin von Sarnen an Ort und Stelle, wo er vernahm, dass in dem ausgehobenen Lehm zahlreiche Knochen zum Vorschein gekommen seien. Wegen der bereits begonnenen Fundamentierungsarbeiten konnte jedoch die ursprüngliche Lagerstätte nicht mehr untersucht werden. Dagegen fand Dr. Etlin im Aushub noch einige Knochen (es sollen ursprünglich sehr viele, nach Angabe eines Arbeiters etwa eine „Blache" [Heugarn] voll, zum Vorschein gekommen sein), ferner *drei Netzschwimmer* und eine Scherbe gebrannten Tones. Von den Arbeitern war auch ein Näpfchen mit blauer Farbe gefunden, aber zerschlagen worden. Dr. Etlin fand noch ein Stückchen dieser blauen Farbe. Die Knochenreste gehören Haustieren der Pfahlbauperiode an. Dazu kommen noch eine Geweihsprosse von Cervus elaphus und der Gelenkkopf eines menschlichen Femur; doch könnte dieser auch jünger sein, da er die dunkle Färbung der andern Knochen nicht hat. Sämtliches Knochenmaterial wurde seinerzeit Herrn Prof. Dr. *Keller* in Zürich zur Untersuchung vorgelegt, der folgende Tiere nachweisen konnte:

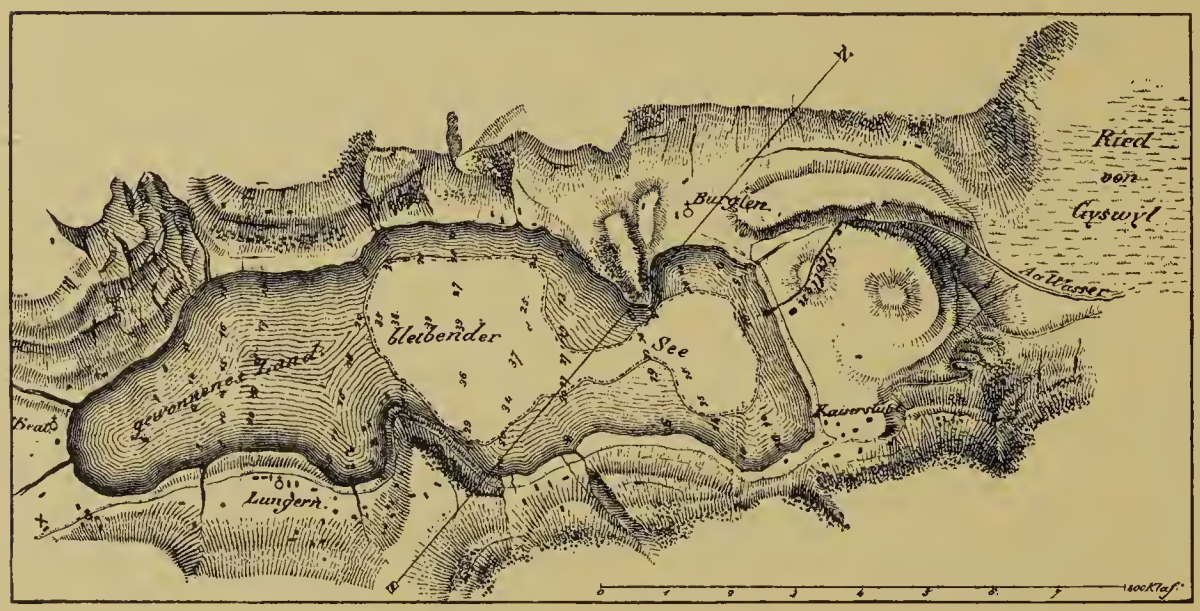


Abb. 1. Karte vom Lungerersee, nach einem Steindruck von 1832. Links unten, bei +, Standort des Hotel „Bären".

Das *Torfrind* (Bos brachyceros): Stirnzapfen und Schädelfragment, ferner ein Kiefer von einem jungen Exemplar, eine Epiphyse der Ulna, ein Tarsalende der Tibia und 16 Fragmente grösserer und kleinerer Knochen.

Das *Torfschaf:* Zwei Fussknochen.

Der *Torfhund:* Ein linker Oberarmknochen.

Von den *Netzschwimmern* ist noch einer vorhanden (Taf. I, 5); er besteht aus Pappelholz, ist sehr gut erhalten, quadratisch, 10 × 10 cm, und hat zwei Löcher.

Da nur diese wenigen Gegenstände vorliegen, und Werkzeuge und Waffen nicht darunter sind, ist eine sichere Zeitbestimmung des Fundes vorderhand unmöglich. Nach den scharfkantigen Bohrlöchern des Netzschwimmers, die auf ein Werkzeug aus Metall hindeuten könnten, käme auch die Bronzezeit in Frage. Auffällig ist ferner, dass neben den Überresten des Torfrindes auch ein Kieferstück des kurzköpfigen Rindes vorliegt; doch kennen wir die ursprünglichen Lagerungsverhältnisse leider nicht. Das eine ist nicht zu bezweifeln, dass wir es mit *Fundstücken* aus einer *pfahlbauzeitlichen Station* zu tun haben. Wie aus dem mitgeteilten Plänchen (Abb. 1) ersichtlich ist, befand sich vor Tieferlegung des Seebeckens das Gasthaus „Bären" nicht sehr entfernt vom Seerand. Da

[1]) *Durrer,* KAU. 378.

der Lungerersee aber angeblich schon vor 1836 durch einen Schlitz eine Senkung des Spiegels erlitten hatte, lag die Fundstelle in der ältesten Zeit unmittelbar am Ufer. — Die sämtlichen Fundstücke von Lungern befinden sich in der archäologischen Sammlung der Kantonsschule Sarnen.

Aus dem *Lungerersee* stammt ein weiterer *Pfahlbaufund,* ein Stück eines bearbeiteten *Hirschgeweihs* (Taf. I, 6). Es wurde 1836, bald nach der Tieferlegung des Sees, bei Begehung des trocken gelegten Bodens gefunden und in der Familie des Finders bis heute aufbewahrt. Das gegabelte Endstück gehört einem kapitalen Geweih von auffallend flacher Form an und misst 38 cm. Die beiden Spitzen sind zugeschliffen und fein poliert, das untere Ende ist ebenfalls bearbeitet und zeigt eine Ausbohrung[1]).

Im *Hasli,* östlich vom Spital zu *Sarnen,* wurden nach mehrfacher Überlieferung 1826 bei der Grabung eines 26 Fuss tiefen Sodbrunnens grobe *Tonscherben*[2]) gefunden. Die Scherben sollen in etwa 20 Fuss Tiefe zum Vorschein gekommen sein. Da sie leider nicht aufbewahrt wurden und kein Fachmann sie gesehen, kann man nur vermuten, sie seien prähistorisch und könnten eventuell auf einen Pfahlbau hindeuten. Doch ist es wenig wahrscheinlich, dass die Pfahlbauleute sich in dieser, steter Überschwemmungsgefahr durch die Melchaa ausgesetzten Zone angesiedelt hatten.

Auf Pfahlbaubewohner weist möglicherweise auch ein *Schiffsjoch*[3]) hin, das im Anfang des XIX. Jahrhunderts im *Ennetmooserried,* in gerader Richtung gegenüber der Kapelle zu Rohren, am Fusse des sogen. Gütschhubels, ausgegraben worden sein soll. Es kann sich wohl nur um einen Einbaum handeln.

Ein *Einbaum*[4]) wurde nach dem Berichte älterer Leute auch im *Aaried* ob *Giswil* gefunden, als man einen Graben zog. Das Aaried ist ehemaliger Seeboden und dürfte vielleicht Reste von Pfahlbauten bergen.

Bei *Hurden* und *Lützelau* vermutete man früher Pfahlbauten, weil Kapitän Gyr dort „Kugelsteine" gesehen, und Kapitän Ulrich im Rohrweg Pfähle und Querhölzer bemerkt hatte. Letztere dürften Überreste des alten Steges von Hurden über Lützelau nach der Ufnau, zum Teil vielleicht auch Reste von Fischereifachen gewesen sein[5]). Wirkliche Anhaltspunkte, dass an den genannten Orten Pfahlbauten bestanden, gibt es nicht.

Im folgenden stelle ich die Nachrichten über angebliche Schalensteine, megalithische Denkmäler zusammen. Leider ist auf diesem Gebiet an positiven Tatsachen für die Urschweiz so gut wie nichts zu verzeichnen.

Einen *Schalenstein*[6]) beschrieb ich seinerzeit vom *Bürgenstock;* er liegt am Wege vom Palace Hotel nach der Hammetschwand (Karte Abb. 2) Es ist ein etwas isolierter Seewerkalkblock von etwa 1 m Höhe. In halber Höhe liegt eine gegen NE schauende Fläche und in dieser sitzt eine regelmässige, schalenartige Aushöhlung von 7 cm Länge, 6 cm Breite, 4 cm Tiefe. Daneben hat der Block noch einige Vertiefungen und Rinnen ohne regelmässige Gestalt oder Anordnung. Ich

[1]) Herr Prof. Dr. *Th. Studer* in Bern, dem das Geweih vorgelegt wurde, schreibt dazu: „Das Stück ist bearbeitet, Enden zugeschliffen, die Stange am abgebrochenen Ende angebohrt. Solche gäbelige Geweihstücke wurden schon vor der Pfahlbauzeit als Hacken verwendet. Hier dürfte es sich um die Zeit der Pfahlbauten, Steinperiode handeln".

[2]) *Oechsli,* AE. 5. — *Küchler.* Chronik von Sarnen, 258.

[3]) *Durrer,* KAU. 251.

[4]) Mitteilung von Herrn Dr. *M. Stockmann.*

[5]) Mitt. von Dr. *Heierli* und Stiftsarchivar P. O. *Ringholz.*

[6]) Beiträge zur Kenntnis der Urgeschichte der Urschweiz, I. 7. — SGU. II. 58.

habe diesen Schalenstein als solchen in die Literatur eingeführt, auf die Angabe Dr. *Heierlis* hin. Später vernahm ich jedoch, dass dieser selbst an der künstlichen Entstehung der Schalen zweifelte. Prof. Dr. *Buxtorf* bespricht den Block in seinen Erläuterungen zur geologischen Karte des Bürgenstocks[1]) und kommt zu dem Ergebnis, dass die Schalensteinnatur nicht erwiesen sei. Ein sicherer Beweis, dass die Vertiefungen künstlich hervorgebracht seien, liege nicht vor; sie könnten seines Erachtens auch auf natürlichem Weg, durch chemische Auflösung des Gesteins, entstanden sein. Diesem Urteil Buxtorfs schliesse ich mich durchaus an.

Als Schalenstein ist auch ein Block auf dem Waad, einer Allmend in *Kerns,* bezeichnet worden. Er hat eine Fläche von etwa 12 Klaftern und zeigt viele kleine Vertiefungen, auch rundliche Höhlungen[2]). Die Lokalsage bringt den Stein mit den Orgien der Hexen in Verbindung.

Ein ähnlicher Stein soll im Tablat[2]) bei *Bauen,* Kt. Uri, liegen. Ebenso wird von der *Sachsler*-allmend ob dem Gut Schallenberg[2]) ein grosser Stein genannt, auf dem Fusstritte verschiedener Tiere eingeprägt seien.

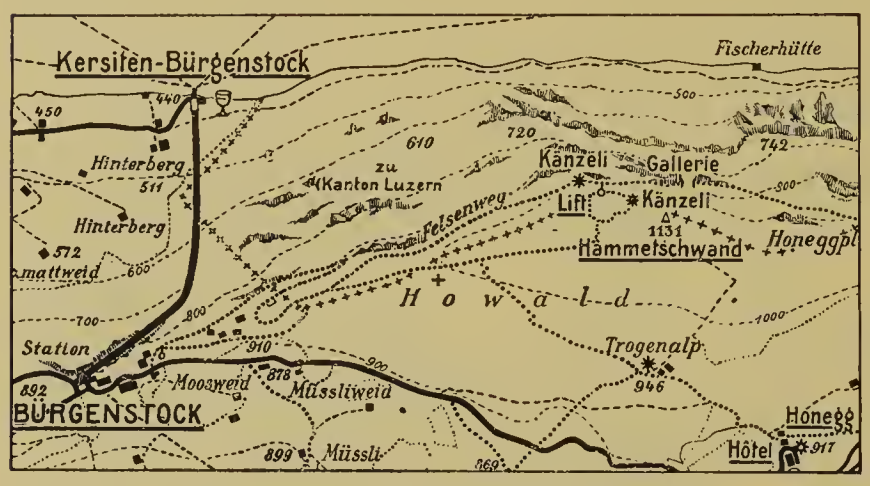


Abb. 2. Karte vom Bürgenstock.
\+ in der Mitte bezeichnet die Stelle, wo der Schalenstein liegt.

Ein Felsblock, mit auf den ersten Blick auffallenden, runenartigen Einschnitten, liegt in der Nähe von *Schwändi-Kaltbad* ob Sarnen.

Bei den erwähnten auffallenden Steinen handelt es sich sicher nur um Produkte der Verwitterung und Erosion.

Ein moderner Schalenstein befindet sich nach Mitteilung von Dr. Heierli in der Nähe des Dorfes *Wassen* (Kt. Uri). Er ist vor nicht allzulanger Zeit durch Steinklopfen entstanden.

Auf dem Mittaggüpfi lag einst der sogenannte *Gnappstein* oder *Gnepfstein.* In diesem Stein wollte *Lütolf*[3]) einen keltischen Schwingstein erblicken, und zwar unter Berufung auf folgende Stelle von *Capeller*[4]): „Postquam in summum enisi sumus, juxta mediam perpendicularem dimidiati veluti coni et resecti, Apici insistimus, non sine vertigine in profundissime subjectam vallem inclinato pedes versus obtutu despicientes; nudatae summae rupes congestis saxis constant, quae inter notatu dignum, quod ad praecipitii extremum caeteris supereminens omnino liberum jacet, facili attactu titubans, unde et culmini nomen Petrae titubantis; fabulas de eo sparsas jam denuo repetere supersedemus. Est autem saxum isthoc vacillans parallelepipedi figura, paulo ultra hexapedam longum, parum latius pedibus tribus, et tantisper minus altum, injacet horizonti parallelum subjecto rupis fragmini magis irregulari, nec aeque plano sed versus centrum gravitatis superimpositi convexo, unde hujus ferme in aequilibrio situs: ferme dixi, nam non undequaque inclinari se patitur, sed juxta diagonalem tantum ex angulo septentrionali in oppositum austrinum ducta; qui me ducebat Rupicaprarum Venator malefidam stationem animosus conscendit, divaricatisque cruribus et corporis libratione

[1]) *Buxtorf,* a. a. O. 40—41.
[2]) *Lütolf,* Sagen, Bräuche und Legenden, 270—271.
[3]) *Lütolf,* a. a. O. S. 6ff.
[4]) Pilati Montis Historia, Basileae 1767, p. 20.

repetita, lapidem collisione late exaudiendum sonum edentem concussit.“ Dieses Steines hat sich die Pilatussage bemächtigt. Der fahrende Schüler, der den Geist des Landpflegers in den See zu bannen versuchte, bestieg das Güpfi und begann allda seine Exorzismen wider das Gespenst. Der Felsen wurde aber unter seinen Füssen schwankend und ist es geblieben. Das ist der Gnappstein [1]).

Es gibt noch eine zweite Stelle in der Literatur des Pilatus, die vermuten liesse, es hätten auf diesem Berge „Kelten“ ihre Spuren hinterlassen. Der berühmte Stadtschreiber *Cysat* [2]) lässt sich folgendermassen aus: „Und etwan die schwarzkünstler, beschwörer und farende schuller vil handels und zugangs uff disem berg gehept. Dann dessen werden noch etliche vestigia oder wortzeichen gezeigt. Uff allerhöche eines by oder nebendt bergs so man nempt uff dem Güpfi oder Kreis (darumb das man noch ougenschyn die kreys und uszirklung diser exorcisten und beschwörer da sächen und spüren mag, und von altem har von dem landvolk also observiert und im gedächtnuss behalten worden), by $1^1/_2$ Stunden oberhalb des Pylatus Sews gegen Mittag und Underwalden gelegen, wie dann Ao. 1519 hertzog Ulrich von Württemberg, als er ein zyt zu Lucern gelegen, selbes auch selbsten persönlich sächen und erfaren wöllen und gethan“.

Man könnte nach diesen Worten an eine Steinsetzung in der Art der Cromlechs denken. Wahrscheinlich aber waren es bloss von der Verwitterung betroffene herumliegende Gesteinstrümmer. Als „Kreis“ bezeichnete man überhaupt nackte, vegetationslose Felsstellen. Ferner darf nicht vergessen werden, dass Cysat ganz von den abergläubischen Ansichten seiner Zeit befangen war. — *Konrad Gessner,* der 1555 Pilatus und Mittaggüpfi bestieg und eine sehr genaue Beschreibung gibt, spricht nur von einer specula. Hätte sich dort oben etwas befunden, das einer Steinsetzung glich, so hätte Gessner das sicher bemerkt und berichtet.

Einen wirklichen, sichern Anhaltspunkt dafür, dass wir im Mittaggüpfi eine prähistorische Stätte sehen dürften, gibt es nicht. Auch aus den angeführten Stellen von Capeller und Cysat kann nichts gefolgert werden.

1838 berichtet Gerold Meyer von Knonau: „Der Gnappstein ist nicht mehr, sondern heruntergestürzt [3]).“ Die letzte Nachricht von dem Dasein des Gnepfsteins findet sich in Kaufmanns [4]) geologischer Beschreibung des Pilatus vom Jahre 1867. Es ist wahrscheinlich, dass der Felsblock etwa Mitte der dreissiger Jahre, vielleicht durch einen Blitzschlag, zerstört wurde. Das Gestein des Güpfi zeigt starke Verwitterungsspuren und bröckelt beständig ab. Ein Produkt der Verwitterung und Zerspaltung des ehemals etwas höheren Gipfels dürfte auch der einstige Gnepfstein gewesen sein. Lütolf wollte im Gnepfstein und nach Analogie mit gallischen Seen auch im *Pilatussee* eine alte heidnische Kultstätte erblicken. Sollte dies richtig sein, so dürfte man hoffen, bei einer Grabung im See, hineingeworfene Weihegaben dieser oder jener Art zu finden. Herr Staatsarchivar *Weber* in Luzern veranstaltete im Herbst 1908 eine Probegrabung im Bett des ehemaligen Pilatussees. Doch kamen dabei absolut keine prähistorischen Funde zutage [5]). Seither unternahmen von pflanzengeographischen Gesichtspunkten aus die Herren Dr. *K. Amberg* [6]) und Prof. *Düggeli* eine Untersuchung

---

[1]) *Lütolf*, a a. O. S. 15.

[2]) *Cysat,* Collectanea, Litt. L., p. 406 ss. Bürgerbibliothek Luzern.

[3]) Erdkunde der Schweiz. Eidgenossenschaft, I. 284.

[4]) *Kaufmann, F. J.,* Der Pilatus, geologisch untersucht und beschrieben, Bern 1867, S. 21.

[5]) Mitteilung von Herrn Staatsarchivar *Weber* in Luzern.

[6]) Mitteilung von Herrn Apotheker Dr. *K. Amberg* in Engelberg.

des Seebodens. Auch bei diesen Grabungen ist nichts gefunden worden, was die dem See von Lütolf zugedachte Rolle bestätigen würde. Nach dem gegenwärtigen Stande unserer Kenntnisse haben wir also keine Beweise irgendwelcher Art, die das Mittaggüpfi oder den Pilatussee als prähistorische Stätten beglaubigen.

Zu demselben negativen Endergebnis kommt auch Staatsarchivar *Weber* in seinem Pilatusbuch[1]). Er führt den Nachweis, dass der „keltische Schwingstein" Gessner, Cysat und Wagner unbekannt war und wahrscheinlich erst nach der Zeit dieser Besucher durch die fortwährende Verwitterung und Abbröckelung des Gipfels herausmodelliert wurde.

In die nämliche Klasse megalithischer Steindenkmäler möchte Lütolf[2]) auch zwei angebliche Steinsetzungen in der Gegend von *Morschach* ob Brunnen eingereiht wissen. Sie sind erwähnt bei *Fassbind*[3]). „Ob dem Moorschacher Ort nämlich, wenn man schier die Höhe erstiegen hat und die erste Wiese betritt, heisst es beim Moorschachertor. Hier lag ein ungeheuer grosser, sechs Fuss langer, zwei Fuss breiter, ein und einen halben Fuss dicker, roter Stein, wie eine Schwelle ob zwei andern überzwerch hingelegt, unter welcher man wie unter einer Porte durchgehen musste. Die uralte Sage geht, dass drei ledige Weibspersonen diesen viel Zentner schweren Stein von freier Hand dahingelegt hätten. Zur Zeit der Revolution haben hässige Menschen dieses Tor zerstört, den Stein in den Wald hinabgewälzt und zerschlagen." Prof. Dr. *Oechsli*[4]) bemerkt hierzu, dass man nach dieser Beschreibung an ein megalithisches Steindenkmal, einen Dolmen, denken könnte. Aus Mitteilungen von alt Landammann Styger in Schwyz und Pfarrer Betschart in Morschach gehe jedoch hervor, dass die Seitenteile, wo der Stein auflag, gemauert waren und das ganze ein wirkliches Tor in einer Letzi bildete, die den uralten Weg von Ort am Urnersee nach Morschach sperrte.

Fassbind nennt noch ein zweites ähnliches Steinmonument. „Im *Moorschacherwald* habe ich an einer Stelle zwei ungeheuer grosse, zweitausend Zentner schwere, rundliche Steine angetroffen, die auf einem Felslager wie von Menschenhänden hingewälzt und von kleinern unterstützt, daliegen." Auch hier dürfte es sich, entgegen der Ansicht von Lütolf, der von der Keltomanie seiner Zeit beeinflusst war, keineswegs um einen Dolmen oder irgendwelche künstliche Steinsetzung handeln.

---

[1]) *P. X. Weber,* Der Pilatus und seine Geschichte. Luzern 1913. S. 174 ff.

[2]) *Lütolf,* a. a. O. S. 21.

[3]) *Th. Fassbind,* Religionsgeschichte des Landes Schwyz. Handschriftlich im Staatsarchiv Schwyz und im Stift Einsiedeln.

[4]) *Oechsli,* AE. 4, 5, Fussnote.

III. Bronzezeit.

Auf der *Frutt* ob *Melchtal* wurde 1889 bei Strassenarbeiten auf der Alp Tempfelsmatt (1800 m) in einer Tiefe von zwei Metern ein sehr gut erhaltenes *Bronzebeil*[1]) von altem italischem Typus ausgegraben (Taf. I, 8). Das prächtige Stück befindet sich in der Sammlung des Herrn Dr. Etlin in Sarnen.

In *Engelberg* fand man 1903 bei den Erdaushebungen für das grosse Sammelbecken des Elektrizitätswerkes Luzern, am Eingang des Tales ebenfalls ein gut erhaltenes *Bronzebeil*[2]), auch von älterem Typus (Taf. I, 7). Es lag 1,20 m tief im Lehm eingebettet und befindet sich jetzt in der Rathaussammlung in Luzern.

Zu *Acheregg,* gegenüber Stansstad, wurde 1865 ein *Bronzebeil*[3]) mit starken Schaftlappen gefunden (Taf. II, 1). Es ist ein Prachtstück, von ausgezeichneter Erhaltung und liegt im Museum zu Stans.

In der Beilage zur archäologischen Karte der Ostschweiz[4]) verzeichnet Ferdinand Keller bei Lungern, im Steinbruch ob dem Geissgaden, den Fund eines Bronzebeils. Nach genauen Erkundigungen gibt es in Lungern keine Lokalitäten dieses Namens; dagegen nannte man früher die Gegend im Delli, gegenüber Stansstad „beim Geissgaden", und dort ist auch ein Steinbruch[5]). Dieser Steinbruch von Acheregg war in den sechziger Jahren im Besitze des alt Lehrer Ming von Lungern, eines Bruders von Pfarrer Ming. Die Angabe Kellers bezieht sich also sicher auf das oben erwähnte, 1865 am Acheregg gefundene Bronzebeil, und als Fundort wurde irrtümlicherweise Lungern eingetragen.

Im März 1914 wurde im Bachmattli zu *Niederstad,* zwischen Alpnachstad und dem Lopperberg, als man an einem Rainchen Steine entfernte, unmittelbar unter dem Rasen ein *Bronzebeil*[6]) gefunden (Taf. I, 9), mit halbrunder Schneide. Gewicht 272,5 gr. Das Stück ist vorzüglich erhalten und von schöner, dunkelgrüner Patina überzogen. Im Historischen Museum zu Sarnen.

Am *Bürgen* bei *Stansstad* wurde im Sommer 1889 ob Näpflis Weinberg, an einer Schutthalde, vier Meter tief in der Erde, eine bronzene *Lanzenspitze*[7]) mit Tülle und Loch für den Nietnagel gefunden (Taf. II, 2). Sie befindet sich im Historischen Museum zu Stans.

Aus dem Dundelbach bei *Lungern* soll eine *Bronzelanze* stammen, die das Museum in Sarnen besass. Sie befand sich früher im Besitz von Antiquar Müller. Dr. Heierli[8]) sah das Stück am 28. April 1891, wo es in der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich vorgelegt wurde. Leider konnte

---

[1]) *Durrer,* KAU. 379. — SGU. III. 75.

[2]) Vaterland, vom 9. VIII. 1903. — AA. NF. V. 232. — SGU. III. 76.

[3]) *Oechsli,* AE. 5. — SGU. III. 75.

[4]) *F. Keller,* Beilage zur archäolog. Karte der Ostschweiz, 1874, S. 10. — *Oechsli,* AE. 5, 6.

[5]) Mitteilung von H. Herrn Pfarrer *Vogler* in Lungern.

[6]) AA. NF. XVI. 166. — SGU. VII. 55.

[7]) *Oechsli,* AE. 5. — SGU. III. 76.

[8]) Mitteilung von Dr. *Heierli.*

ich schon 1909, als das Sarner Historische Museum noch im Hexenturm war, die Lanze nicht finden. Im Inventar ist sie aufgeführt, scheint aber irgendwie abhanden gekommen zu sein. — Nach einer andern Angabe soll die Lanzenspitze in dem frühern Seeboden in Lungern gefunden worden sein und wäre eine Zeitlang auf der Stange einer Kirchenfahne angebracht gewesen. Offenbar ist es auch dasselbe Stück, von dem Küchler[1]) berichtet, es sei in der Schwändi in einem Graben gefunden worden und gehöre nach den Erklärungen einiger Mitglieder der Antiquarischen Gesellschaft der Bronzezeit an. Nach den mir entworfenen Schilderungen war die fragliche Lanzenspitze sehr gut erhalten und glich der vom Bürgen beschriebenen.

In der Nähe von *Schwyz,* bei *Rickenbach,* kam 1890 ein *Bronzebeil*[2]) zum Vorschein, die typische Landform, mit Schaftlappen und einem Ausschnitt oben. Das Stück wurde seinerzeit vom Direktor des Landesmuseums, H. Angst, Dr. Heierli vorgelegt. Wo es sich jetzt befindet, ist mir nicht bekannt.

Im *Bisistal,* einer Abzweigung des Muotatales, wurde in der Schwarzenbach-Gruobi, nahe bei der Wallfahrtskapelle, in den sechziger Jahren ein bronzenes *Lappenbeil* gefunden[3]). F. Keller bildete es im I. Band des Anzeigers, 1869, Taf. I, ab. Das Beil (Taf. II, 7), kam dann in den Besitz von Antiquar Auf der Mauer in Brunnen und wurde 1894 vom Landesmuseum erworben[4]).

Aus dem *Muotatal* stammt ein weiteres *Bronzebeil* mit Schaftlappen (Taf. II, 6), das 1903 aus dem Besitz von Dr. Heierli an das Landesmuseum überging[5]).

Ebenfalls ein *Bronzebeil* (Taf. II, 8) lieferte *Küssnacht.* Es ist[6]) ein gewöhnliches Schaftlappenbeil mit Öse, Pfahlbautypus. Es kam 1863[7]) in die Sammlung der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich und liegt gegenwärtig im Landesmuseum.

Bei der Korrektion des Rickenbaches zu Willerzell im *Sihltal* fand man Ende der achtziger Jahre unter einem Steinblock ein sehr schönes *Bronzebeil*[8]) mit Lappen (Taf. II, 9).

Ein *Bronzebeil*[9]), 16 cm lang, mit oberständigen Lappen und Öse, wurde 1910 in *Lachen* gefunden.

Zu *Steinen* fanden den 6. August 1845 die Gebrüder Martin und Anton von Rickenbach in ihrem Land Hofmattli, ungefähr 60 Schritte südöstlich von der Brücke, 17 Fuss unter der Erdoberfläche eine *Bronzenadel*[10]). Sie hat (Taf. II, 3), einen flachen, durch eine Rinne verzierten, nach unten mit einer Hohlkehle abschliessenden Kopf; die Spindel ist leicht geschwollen und mit ringsum

---

[1]) *Küchler,* Chronik von Sarnen, 258.

[2]) *Heierli,* Urgeschichte der Schweiz, 239.

[3]) AA. I. 19. — SGU. III. 74.

[4]) Jahresbericht des Schweiz. Landesmuseums, 1894, S. 32.

[5]) Mitt. von Dr. *Heierli.* — Briefl. Mitt. der Tit. Direktion des Landesmuseums vom 17. V. 1910. — Jahresbericht des Schweiz. Landesmuseums, 1903, S. 65. — SGU. III. 74.

[6]) Katalog d. Antiq. Gesellsch. in Zürich, I. 126, 136. — SGU. III. 75.

[7]) *Berichte* der Antiq. Gesellsch. in Zürich, XX. 5.

[8]) *Oechsli,* AE. 5. — *M. Düggeli,* Pflanzengeographische und wirtschaftl. Monographie des Sihltals bei Einsiedeln. Vierteljahresschrift der Naturf. Gesellsch. Zürich, 1903, S. 231 (Separatabdruck S. 182): Anmerkung. — Briefl. Mitt. von *M. Gyr* in Einsiedeln. — SGU. III. 74.

[9]) Mündl. Mitt. von Dr. *Heierli.*

[10]) *Kyd,* Manuskripte, Heft XXII, 1, Staatsarchiv Schwyz. — Katalog der Sammlungen der Antiq. Gesellsch. in Zürich. I. 129. 136. — *Oechsli,* AE. 5. — SGU. III. 76.

laufenden Parallelstreifen und Zickzackbändern verziert. 4,5 cm unterhalb des Kopfes ist sie durchbohrt; ihre Länge beträgt 24 cm. Im Landesmuseum. Eine amtlich beglaubigte Fundurkunde, Steinen, d. 22. IX. 1845, mit einer Aquarellzeichnung, liegt im Staatsarchiv Schwyz.

Ebenfalls aus *Steinen* stammt ein *Bronzedolch* [1]) von alter Form (Taf. II, 4), unbedeutend geschweift, mit rautenförmigem Querschnitt und zwei Nietlöchern zur Befestigung des Griffes. Länge 9,5 cm. Auf der Abbildung erscheint noch ein drittes Loch. Dieses mittlere ist jedoch modern und entstanden, als man für eine Analyse etwas Material entnahm [2]). Ob der Dolch zugleich mit der vorhin beschriebenen Nadel ausgegraben wurde, ist zweifelhaft. Der erste Fundbericht der Antiquarischen Gesellschaft vom 6. August 1848 spricht nur von einer Nadel, und erst später erscheint im Protokoll auch der Dolch. Da heisst es, dass in der Sitzung vom 13. Januar 1849 eine „keltische" Nadel und ein dito Messer vorgewiesen worden seien. Der Bericht von Kyd [3]) sagt: „Es lag dabei [bei der Bronzenadel] ein kupfernes Stück von einem Spiess". Ob damit unser Dolch gemeint ist, dürfte zweifelhaft sein. Auch dieses Stück befindet sich in der Sammlung des Landesmuseums.

Beim Torfgraben wurde am Rickentalbach im *Sihltal* in einer Tiefe von etwa 1,8 m ein *Bronzedolch* [4]) mit zwei Nietnägeln gefunden (Taf. II, 5). Seine Länge beträgt 11 cm; die grösste Breite 3,5 cm. Das trefflich erhaltene Stück besitzt Herr M. Gyr in Einsiedeln.

Schon lange bekannt ist ein prachtvolles *Bronzemesser,* das in der Sakristei der Jagdmattkapelle zu *Erstfeld* aufbewahrt wird (Taf. III, 1). Es ist geschweift, Griff und Klinge stellen besondere Teile dar; letztere misst ohne Zunge 17,3 cm. Die Schneide ist im Heft beweglich; es ragt die Zunge wenigstens 2 cm in den hohlen Griff hinein. Klinge sowohl als Griff sind reich ornamentiert. Das Griffende trägt hübsch geschwungene, ziemlich breite Antennen. Das ganze Messer ist mit schöner Patina überzogen und vorzüglich erhalten.

Interessant ist die Geschichte dieses Bronzemessers. In der neueren Literatur wird es erstmals erwähnt 1872, von *F. Keller* [5]). Er berichtet, dass ihm Ende der dreissiger Jahre, als er die Jagdmattkapelle besuchte, vom Sigrist in der Sakristei ein Kistchen gezeigt worden sei, das einige halbvermoderte Knochen eines erwachsenen Menschen und eine Anzahl kleinere Knochen enthielt, die einige Zeit vor seiner Ankunft bei einer Bauveränderung unter der Kapelle gefunden worden seien, ferner ein bronzenes Messer, das neben dem Gerippe gelegen hätte.

1897 machte Dr. *R. Durrer* [6]) aufmerksam, dass das fragliche Bronzemesser schon im 17. Jahrhundert bekannt gewesen sei und von *Lang* erwähnt werde. Diese Stelle [7]) lautet:

„So ist eine uralte Tradition, welche auch auff Mahlzeichen begründet, dass ein gewüsser unbekannter Jäger, welchen die gemeine Leuth (vileicht wegen gleicher Histori und Geschicht) Eustachium nennen, von fernen Landen her einen Hirschen gejagt habe biß auff diesen Platz, da

[1]) Katalog der Sammlungen der Antiq. Gesellsch. in Zürich, I. 127, 136. — *Oechsli,* AE. 5. — SGU. III. 76.

[2]) Mitt. von Dr. *Heierli.*

[3]) *Kyd,* Manuskripte, XXII. 1.

[4]) *Heierli,* AA. XXXI. 140. — *M. Düggeli,* a. a. O. — SGU. III. 76.

[5]) AA. II. 357, mit einer Abbildung, die aber nicht genau ist. — Vergl. auch: *H. Zeller-Werdmüller,* Denkmäler aus der Feudalzeit im Lande Uri, Mitt. der Antiq. Gesellsch. in Zürich, XXI. 124, Anm. — *Oechsli,* AE. 6.

[6]) Gfd. LII. 316, Anm. — Die Stelle bei Lang wird bereits von *Lütolf,* Sagen, 526, unter dem Titel: Der Hirsch mit dem Christusbild, mitgeteilt.

[7]) *K. Lang,* Historisch-theologischer Grundriss, Einsiedeln 1692, I. 780.

jetzt die H. Capell steth, da ihme dann Christus in einem Schweißtuch zwischen dem Gewicht und Hörnern des Hirschens sein gebenedeytes Angesicht gezeigt, dardurch der Jäger bekehrt, sich des Orts nidergelassen, und sein Leben seeliglich in dem Dienst Gottes geändet, wo dann nit allein noch heutigs Tags das Ort die Jagmatt genennt wird, sonder auch seine Gebeine, sein Messer, sein Gürtel und Paternoster oder Rosenkrantz auffbehalten und gezeigt werden."

Da nach der Angabe von Pfarrer *G. Furrer*[1]) im Verlauf der Jahre 1820—1840 keine baulichen Veränderungen in der Jagdmattkapelle vorgenommen wurden, ist F. Keller vom Küster seinerzeit entweder falsch berichtet worden, oder es liegt eine Gedächtnistäuschung vor.

Das Messer dürfte mit grösster Wahrscheinlichkeit einem bronzezeitlichen Grabe entstammen und schon lange vor 1692 erhoben worden sein. Die übrigen bei Lang erwähnten Gegenstände stimmen ganz gut dazu: Unter dem Rosenkranz hätte man sich etwa eine Halskette aus Bernstein vorzustellen; der Gürtel mag irgendwelche Bronzeteile: Schnalle, Hacken, gezeigt haben. „Kein Zweifel ist", sagt Durrer[2]), dass alle diese ‚Reliquien' den Inhalt eines aufgedeckten Grabes bildeten und wohl haben sie auch in Verbindung mit etymologischer Deutung den Ausgangspunkt der Legende abgegeben". Die von Keller erwähnten Gebeine sind noch vorhanden[3]).

Viollier[4]) setzt den Bronzefund von Erstfeld in die IV. Periode der Bronzezeit (nach der Einteilung von Déchelette) und zählt die Bestattung zu den Sépultures à inhumation avec corps allongés.

Erfreulich wäre es, wenn die Kirchenverwaltung der Jagdmattkapelle sich entschliessen könnte, das Bronzemesser dem Historischen Museum in Altdorf abzutreten oder doch wenigstens im Museum zu deponieren.

Ein weiterer höchst wertvoller Bronzezeitfund geschah 1898 in *Bürglen,* beim Bau der Klausenstrasse[5]). Mitten im Dorfe, ganz nahe dem Sigristenhaus, in gerader Linie von der Haustüre weg zur gegenwärtigen Strassenmauer, stiess man auf ein Grab oder wahrscheinlich mehrere Gräber. Es kamen eine *Bronzenadel,* ein Teil eines *bronzenen Doppelspiralhackens* und ein zierlicher Spinnwirtel aus Ton zum Vorschein. Dabei lagen viele Knochen[6]). Die Nadel (Taf. III, 2), ist eine sogenannte Mohnkopfnadel; sie ist leider abgebrochen. Die Länge des erhaltenen Stückes beträgt 16,2 cm. Der Kopf ist relativ flach, 18 mm lang und etwa 30 mm im Durchmesser, massiv. Kopf wie Stange haben Ornamente. Der abgebrochene Teil der Stange dürfte den erhaltenen an Länge noch übertreffen. Die Bruchfläche lässt die frische Bronze erkennen; die Nadel wurde wohl erst von den

---

[1]) Die Gnadenkapelle u. l. F. in Jagdmatt zu Erstfeld, Hist. Neujahrsblatt, Altdorf 1905, S. 4.

[2]) A. a. O. S. 316.

[3]) Weitere Literatur über das Bronzemesser: *Heierli,* Urgeschichte der Schweiz, 239. — Uri, Land und Leute, Altdorf 1902, S. 7, mit einer Photographie des Messers. — *E. Scherer,* Bedeutung und nächste Ziele der Urgeschichtsforschung für Uri. XVII. Hist. Neujahrsblatt, Altdorf 1911, S. 37. — SGU. III. 71.

[4]) *D. Viollier,* Quelques sépultures de l'âge du bronze en Suisse, in Festschrift für Montelius, 1913, S. 134. — Siehe auch Referat in SGU. VI. 67—69.

[5]) Neue Zürcher Zeitung, 6. Mai 1898. — AA. XXXI. 59. — *Heierli,* Urgeschichte der Schweiz, 239. — Uri, Land und Leute, S. 7. Dort wird dieser Fund irrtümlich als alemannisch bezeichnet. — Festgabe auf die Eröffnung des Hist. Museums von Uri, Altdorf 1906, S. 100. — *E. Scherer,* im oben zitierten Aufsatz, S. 38. — SGU. III. 71. — Bei meinem ersten Besuche im Museum zu Altdorf übersah ich den Spinnwirtel. Brieflich wurde er mir als „durchbohrtes Tonkügelchen" bezeichnet.

[6]) Mitt. von Pfarrer *Denier,* der zufällig bei der Aufdeckung hinzukam.

Arbeitern zerbrochen und die Spitze wäre vielleicht noch zu finden gewesen. Ähnliche Mohnkopfnadeln sind bekannt von Glattfelden an der Eisenbahnlinie Bülach-Eglisau, von Heiligkreuz bei Mels, in beiden Fällen aus Urnengräbern [1]).

Das zweite Stück (Taf. III, 3) gehört zu einem Doppelspiralhacken, der das Aussehen einer stehenden 8 hätte, deren eine Kreuzbalken durchläuft, während der andere durch das untere rechte und das obere linke Drahtende gebildet wird, die sich aber dem ersten nicht ganz anschliessen und zu je einer Spirale, gleich der vorliegenden, eingerollt sind. Der Durchmesser der erhaltenen, aus rundem Bronzedraht bestehenden Spirale beträgt 7,3 cm; die Höhe des ganzen Hackens dürfte schätzungsweise wenigstens 45 cm betragen haben. Ein ähnliches Schmuckstück wurde in Stirzental-Egg gefunden [2]). Die fehlenden Teile des Doppelspiralhackens von Bürglen hätten sich bei sorgfältigem Nachsuchen wohl sicher gefunden. Pfarrer Loretz wollte den Ingenieur veranlassen, weiter zu graben; dieser sei aber nicht darauf eingegangen! Da zahlreiche Knochenreste zum Vorschein kamen, ist fast sicher, dass noch weitere Fundstücke erreichbar gewesen wären. Sowohl Nadel als Spirale und Spinnwirtel sind im Historischen Museum zu Altdorf.

Viollier [3]) setzt auch diesen Grabfund in die IV. Periode der Bronzezeit und rechnet ihn ebenfalls der Erdbestattung mit gestreckten Leichen zu.

Der Bronzezeit gehört vielleicht noch ein weiterer Grabfund an, über den leider nur lückenhafte Nachrichten vorliegen. Im Historischen Museum in Sarnen werden drei *durchbohrte Zähne* (Taf. III, 4) aufbewahrt, mit dem Vermerk: „Wolfszähne von einem Ringskelett, gefunden im *Voribach* 1879". Laut Donatorenverzeichnis wurden diese 1882 von Regierungsrat Gasser dem Museum überwiesen. Es ist offenbar derselbe Fund, den Oechsli [4]) erwähnt. Es sind jedoch keine Wolfszähne, sondern zwei obere Schneidezähne vom Murmeltier und ein unterer Eckzahn eines Hundes [5]). Höchst wahrscheinlich bezieht sich auf den gleichen Fund eine Zeitungsnotiz im Obwaldner Volksfreund [6]), die ich hier im Wortlaut anführe: „Ein interessanter Fund wurde letzter Tage in einem Landgute neben der alten Karrenstrasse, unter dem sog. Schneckenhubel, am Rande des Waldes gemacht. Als die Arbeiter einen Felsen wegsprengten, entdeckten sie darunter in einer kleinen Höhle, zu ihrer nicht geringen Überraschung, ein menschliches Gerippe. Wie dasselbe dorthin gekommen und wie lange es schon dort gelegen sei, sagt uns niemand, aber die dabei liegenden Schmucksachen: Die Hälfte einer *beinernen Schnalle* und der Wolfszahn, wie ihn die Alten zu tragen pflegten, lassen auf ein Alter von vielen hundert Jahren schliessen." Zu bemerken ist, dass der Voribach unmittelbar neben dem Schneckenhubel vorbeifliesst. Ort und Zeit stimmen also auffällig. Ob wirklich eine „beinerne Schnalle" zum Vorschein kam, oder ob ein anderer Gegenstand vorlag, ist fraglich. Vorhanden ist dieses Fundstück leider nicht mehr. Eine genaue Zeitbestimmung ist nach den Zähnen, die von einem Schmuck stammen, unmöglich; sicher aber handelt es sich um ein vorgeschichtliches Grab.

Hier fügt sich wohl am besten die Besprechung der *Drachenhöhle* beim *Ennetmooserried* und der in ihr neuestens gemachten Entdeckungen an.

---

[1]) Vergl. *Heierli*, Urgeschichte der Schweiz, 253.

[2]) Ebendort.

[3]) *D. Viollier*, in seinem oben angeführten Aufsatz, Monteliusfestschrift, 134.

[4]) *Oechsli*, AE. 5, wo die Rede ist von *fünf* durchbohrten Wolfszähnen.

[5]) Nach gütiger Bestimmung durch Herrn Prof. Dr. *K. Hescheler* in Zürich.

[6]) Obwaldner Volksfreund, 1879, Nr. 4, vom 25. Jänner.

Die Drachenhöhle liegt am östlichen Absturz des Mutterschwandberges, etwa 200 m über der Sohle des Drachenriedes[1]). Die Höhle mag im Laufe der Jahrtausende aus einer etwa durch eine Verwerfung bedingten Spalte, durch fortgesetzte Erosionstätigkeit von Sickerwässern und Abstürzen von Deckenteilen entstanden sein. Sie ist von ansehnlicher Grösse, der Eingang etwa neun Meter breit, die Höhe noch bedeutender; die ganze Länge beträgt über 25 m. Die Decke ist stark zerklüftet. Nach rückwärts verengt sich der Raum und der Boden steigt an.

Berühmt geworden ist die Höhle durch die Sage, dass in ihr der von *Struthan Winkelried* erschlagene Drache gehaust habe. Aber auch sonst hat die Volkssage sich ihrer bemächtigt. Der Chronist *Tschudi* hat wahrscheinlich auf seiner Unterwaldnerreise, 1569, das Drachenloch besucht. Nach seiner Beschreibung im Chronicon Helveticum[2]) ist dort „ein Hüli und vil *alt Gmür*, als ob vor Ziten heidnische Wohnungen, oder die alten Römer villicht verborgen allda gewesen, dann es inwendig wyt". Solche Mauerreste scheinen nach der von Kaplan *Odermatt* gesammelten mündlichen Überlieferung noch bis zum Ende des XVIII. Jahrhunderts bestanden zu haben. Der ausgezeichnete Kenner unterwaldnerischer Geschichte, Staatsarchivar Dr. *Durrer*, hat deshalb den Gedanken ausgesprochen, dass das Drachenloch vielleicht nicht bloss in sagenhaften, sondern in geschichtlichen Beziehungen zu den Winkelrieden stehe. Er denkt dabei an ähnlich gelegene *Grottenburgen* wie Balm bei Günsburg in Solothurn, Marmels in Graubünden, und frägt, ob das Drachenloch nicht vielleicht im Mittelalter eine Zufluchtstätte der in unmittelbarer Nähe sesshaften Winkelriede gewesen sei. Von diesem Standpunkt aus suchte Durrer schon vor Jahren eine Nachgrabung in der Höhle in die Wege zu leiten.

Die wissenschaftliche Ausgrabung und Untersuchung des Drachenloches wird seit 1911 von Dr. *P. Adelhelm Jann,* Professor in Stans, durchgeführt. Obwohl die Grabungen noch nicht beendet sind, mögen doch hier an Hand der bis jetzt erschienenen Veröffentlichungen[3]) die Hauptergebnisse mitgeteilt werden.

Mittelalterliche Mauerreste, die nach obigen Angaben nicht auffallend gewesen wären, wurden keine gefunden. Unter der versinterten Schuttdecke kamen mehrfach alte Feuerstellen zum Vorschein, reichliche Kohleneinschlüsse, Aschenschichten, zahlreiche Knochen und als besonders wichtige Zeugnisse eine Anzahl Tonscherben. Die Knochen stammen teils von Wildtieren, wie Iltis, Maulwurf, Fledermaus, kleinen Nagern, die in der Höhle wohnten oder in Gewöllen hierher gelangten. Aber auch von Haustieren kamen reichlich Knochen zutage. Nachgewiesen wurden von Prof. Dr. *K. Hescheler:* Das Rind; zur Bestimmung der Rasse sind die Reste zu unvollständig; die Ziege, das Torfschaf, das grössere, hornlose Bronzeschaf, das domestizierte Schwein (sus scrofa domesticus).

Die Topfscherben aus der Drachenhöhle sind alle gebrannt. „Bis jetzt[4]) konnte man an keinem Scherben die Tätigkeit einer Töpferscheibe entdecken, wenn auch einige Stücke weniger grob gearbeitet sind als andere... Die meisten Stücke sind geradezu roh und plump. Ohne Zweifel wurde aber ein Schaber zum Ausstreichen der Innenwände und zum Glätten der Aussenseite verwendet.

---

[1]) *Durrer.* KAU. 259.

[2]) *Tschudi,* Chronicon Helveticum (Ausgabe von Iselin, 1734), I. 146.

[3]) Dr. *P. Adelhelm Jann,* Die Forschungen in der Drachenhöhle bei Stans, Jahresberichte des Kollegiums St. Fidelis in Stans; 1912; 1913; 1914. — Derselbe, Die prähistorischen Forschungen in der Drachenhöhle bei Stans, Schweiz. Rundschau, XIV. 43. — SGU. IV. 34; V. 245—246; VI 150—152; VII. 142—143.

[4]) Dr. *P. A. Jann,* in seinem oben zitierten Aufsatz in der Rundschau, 52 ff.

An der Innenseite vieler Scherben sind nämlich Strichlinien sichtbar, die sich von den regelmässigen Ringen einer Töpferscheibe dadurch unterscheiden, dass sie eine geringe und unregelmässige Vertiefung zeigen und nach verschiedenen Richtungen auseinandergehen. Die vorgefundenen Reste von Töpferwaren sind nicht alle in gleicher Gluthitze gebrannt worden. Durchschnittlich mögen sie ungefähr 800—900° Graden ausgesetzt worden sein, da sie von ziemlich hartem Brande sind". Die Scherben „sind meistens Randstücke und weisen auf einen Mündungsumkreis hin, dessen Durchmesser zwischen 15 und 29,6 cm variiert. Eine Bauchwölbung verrät einen einstigen Durchmesser sogar von 37 cm. Die Dicke des Materials schwankt zwischen 6—9 mm. Ohne Zweifel waren es Milchgefässe, was auch die Knochenfunde von Ziege und Rind besonders nahe legen. An Ornamenten sind die Scherben ziemlich arm. Ein Randstück weist um den Hals laufende, regelmässige, schief geprägte Fingereindrücke auf . . . . Der gewöhnlichste vorkommende Dekor ist das Schnurornament. Ein Fragment enthält noch den Buckel eines Napfes. Einige Scherben weisen anscheinend eine schwache, grünlich schimmernde Glasur auf. Herr Dr. Forrer in Strassburg fand indessen heraus, dass es polierte Stücke seien, wie solche auch in Italien gefunden worden, die der Bronzezeit angehören. Eingehende Vergleiche dieser Scherben mit frühmittelalterlicher Keramik stellen sogleich den grossen Unterschied zwischen beiden fest . . . Nach einigen Forschern, wie Dr. Paul Sarasin und Dr. Fritz Sarasin in Basel, gehört eine Anzahl der Drachenhöhlenscherben der Bronzezeit, der Rest der älteren Eisenzeit, d. h. dem Beginn der Hallstattperiode an. Leider konnten bis jetzt keine andern Gegenstände zutage gefördert werden, welche die Zeitstellung erleichtern würden. Herr Viollier vom Landesmuseum schliesst aus den Schnurornamenten und aus den schrägen Kanten auf das Ende der Bronzezeit oder genauer auf den Beginn der Hallstattperiode. Die Politur einiger Stücke erinnert ganz an diejenige der Töpfereien aus den schweizerischen Pfahlbauten vom Ende der Bronzezeit. Auch diese Form von Napfbuckeln kommt auf den Töpfereien jener Zeit vor. Andere Gelehrte, die sich besonders mit neolithischen Forschungen im Neuenburgersee beschäftigten, schreiben einige unserer Scherben, die keinen Dekor aufweisen, wegen der auffälligen Ähnlichkeit mit neusteinzeitlichen Fundstücken dem Neolithikum zu. In diesem Falle hätten wir eine längere Besiedelung der Höhle anzunehmen. Indes kann eine neolithische Töpfermanier in unsern Gegenden sich noch lange erhalten haben, als im Flachlande, das den Einflüssen von Nachbarvölkern leichter zugänglich war, bereits die Bronzezeit längst die Herrschaft behauptete. Anscheinend neolithische Fragmente fanden sich mit bronze-, bezw. eisenzeitlichen vermischt an den gleichen Stellen vor. *Auf jeden Fall geht aus diesen Funden mit ziemlicher Sicherheit hervor, dass die Drachenhöhle bei Stans am Ende der Bronzezeit oder doch zu Beginn der Hallstattperiode (800 vor Christus) bewohnt war.* Vermutlich war sie die Zufluchtstätte einer, vielleicht auch sukzessive mehrerer Familien, die sich mit Viehzucht beschäftigten und wahrscheinlich den Ackerbau noch nicht betrieben. Mit Leichtigkeit konnten kleine Herden in der Höhle selbst untergebracht werden".

Soweit die Ausführungen von Dr. P. Jann, des Leiters der Ausgrabungen. Ein abschliessendes Urteil über Wert und Charakter der Höhlenfunde im Drachenloch ist dermalen noch kaum möglich, um so weniger, als die Untersuchung noch im Gange ist. Professor Tatarinoff gibt in den Jahresberichten der Schweiz. Gesellschaft für Urgeschichte (V, VI, VII) jeweilen einen Grabungsbericht, hält jedoch mit seinem Urteil zurück. Hoffen wir, dass die Fortführung der Untersuchung neues Material zutage fördern werde.

Im Zusammenhang mit seinen Drachenlochforschungen entdeckte Dr. P. Jann in einer zweiten naheliegenden, aber sehr verborgenen Höhle Teile eines menschlichen Skelettes[1]), zwei Oberschenkelknochen, ein Fragment von einem Schläfenbein. Daneben lag ein Schulterblatt eines kleinen Wiederkäuers und ein Bruchstück eines Ziegenschädels. „Es ist", sagt Jann, „fast zweifellos, dass wir hier die Begräbnisstätte eines Höhlenmenschen vom Drachenloch vor uns haben". (?)

In seinem mehrfach erwähnten zusammenfassenden Aufsatz[2]) über die Forschungen in der Drachenhöhle kommt Jann zum Schlusse auch auf deren Umgebung zu sprechen und berichtet die Entdeckung eines ausgedehnten *Refugiums* auf dem *Seewligrat* (Obbürgen), mit Gräben, Wällen, aufgeworfenen Hügeln, „von einer Grossartigkeit, wie man sie bis jetzt nur auf dem Odilienberg bei Strassburg angetroffen". Ohne einer genauen Untersuchung irgendwie vorgreifen zu wollen, vermag ich an ein solches Refugium auf dem Bürgenberg nicht recht zu glauben, da erstens Wasser an der genannten Lokalität vollständig fehlt, zweitens kein bedeutendes Hinterland da ist. Wenn dagegen Jann im *Rotzberg*[3]) einen prähistorischen Platz erblickt, so kann ich ihm darin eher beipflichten.

Anhangsweise seien hier noch einige Nachrichten über angebliche Bronzefunde mitgeteilt, die irrtümlich sind oder deren Richtigkeit und Inhalt nicht festgestellt werden kann.

Nach einer Angabe der Schwyzerzeitung[4]) soll 1877 zu *Brunnen* eine alte Bronze, jedoch unvollständig erhalten, gefunden worden sein. Wahrscheinlich sei es eine Lanzenspitze gewesen. Ein Stück vom Holzschaft hätte noch darin gesteckt. Ausgegraben wurde das Stück hinter der Letzimauer[5]). — Nach einer andern Mitteilung der Schwyzerzeitung[6]), die sich auf die Allg. Schw. Ztg. stützt, sollen bereits früher an verschiedenen Stellen des Sees Waffen aus Bronze gefunden worden sein.

Wie mir Herr Vizedirektor *Viollier*[7]) vom Landesmuseum freundlichst mitteilt, konnte er durch Vermittlung von Blaser in Steinen, diesen angeblichen Bronzefund von Brunnen einsehen und photographieren. Es sind lauter mittelalterliche Objekte, alle aus Eisen: Ein Stück von einer Schwertklinge, eine Pfeilspitze, ein Pfeil von einer Armbrust mit einem Stück vom Holzschaft, ein abgebrochenes Eiseninstrument von unbestimmtem Zweck. Der „Bronzefund" von Brunnen scheidet damit aus der prähistorischen Literatur aus.

Ein ähnlicher Bronzepfeil wie in Brunnen soll in *Morschach* gefunden worden sein[8]). — Ebenfalls in Morschach soll auch eine bronzene Axt der Erde enthoben worden sein[9]). Über beide Funde lässt sich Genaueres leider nicht mehr feststellen.

In die Reihe der unkontrollierbaren Funde gehört auch die Nachricht, dass zu *Giswil,* in der Thurmatt bei Rudenz, eine bronzene Streitaxt gefunden worden sei[10]).

---

[1]) Jahresbericht des Kollegiums Stans, 1914, 44—45. — SGU. VII. 143.
[2]) Schweiz. Rundschau, XIV, 54.
[3]) Ebendort, 54.
[4]) Schwyzerzeitung, 1877, Nr. 100, bezeichnet das Stück als Pfeilspitze. — AA. III. 821. — *Oechsli,* AE. 5.
[5]) Nach Mitteil. von Dr. *Heierli,* der diese Angaben von Landammann *Auf der Mauer* erhielt.
[6]) AA. III. 821.
[7]) Brief vom 19. Mai 1914.
[8]) Schwyzerzeitung, 1877, Nr. 102. — AA. III. 821. — *Oechsli,* AE. 5.
[9]) Schwyzerzeitung, 1877, Nr. 100. — AA. III. 821. — *Oechsli,* AE. 5.
[10]) Obwaldner Volksfreund, 1914, Nr. 43.

Endlich liegen mehrere Angaben vor über einen Grabhügel aus der Bronzezeit[1]), in *Riemenstalden*, Kt. Schwyz. Landammann Styger habe daselbst vor Jahren Grabungen vornehmen lassen, wobei einige prähistorische Funde gemacht worden seien, die er seiner Sammlung einverleibt hätte[2]). Welcher Art diese Funde waren, konnte ich nicht in Erfahrung bringen; die Sammlung im Grosshus enthielt 1910, wo ich sie besichtigte, kein einziges prähistorisches Fundstück aus dem Gebiete des Kantons Schwyz. Der „Grabhügel aus der Bronzezeit“ [3]) ist wohl identisch mit einer hügelartigen Erhöhung bei der St. Johannes-Kapelle, in der Kirchenrüti, am Wege nach dem hintern Tale. Dieser Hügel hat ungefähr 9 m Durchmesser und ist etwa 2,5 m hoch[4]). In Riemenstalden soll man ihn für ein Grab aus heidnischer Zeit halten; andere vermuten darin die Ruinen eines uralten Gotteshauses und noch andere meinen, es sei eine mit Erde zugedeckte Schuttablagerung. Vor einigen Jahren wurde auf der Seite gegen die Kapelle eine Grabung vorgenommen, um die Feuchtigkeit in der Kapelle zu vermindern; dabei stiess man auf Felsen. Funde sind von dieser Grabung keine bekannt[5]). Der Hügel soll vom Volke gescheut werden und man glaube, wer dort grabe, erfahre Unglück oder verliere ein Familienglied durch Tod[6]). Herr Prof. Dr. *Buxtorf*, der die dortige Gegend geologisch aufgenommen hat, sagte mir, der „Hügel“ bestehe aus anstehendem Gestein, was mit obigem Grabungsversuch stimmt. Damit scheint mir die Grabhügelfrage von Riemenstalden endgültig erledigt zu sein.

---

[1]) *Oechsli,* AE. 5.

[2]) Mitt. von Pfarrer *Denier.*

[3]) Vergl. Gemsch, AA. I. 129.

[4]) Briefl. Mitt. von Kaufmann *A. Schindler* in Seewen.

[5]) Briefl. Mitt. von Pfarrer *M. Heinzer.*

[6]) Briefl. Mitt. von *A. Schindler.*

IV. Eisenzeit.

Der *Hallstattzeit* gehört nach dem Urteile mehrerer Forscher ein Teil der Keramik des *Drachenloches* an. Sichergestellte Funde dieser Periode sind aber bis jetzt aus dem Gebiete der drei Kantone nicht bekannt geworden.

Latènezeitlich kann möglicherweise ein Fund sein, der in allerjüngster Zeit in der Nähe von *Altdorf* gemacht wurde. Als südöstlich vom Flecken, etwa 20 m über der Talsohle, im Walde ob dem Wege nach dem Nussbäumli Steine zum Wegbau herausgenommen wurden, fanden die Arbeiter ungefähr zwei Meter tief im Boden, nahe beisammen, eine Anzahl eiserner Gegenstände: Ein Messer, ähnlich den bei Déchelette[1]), S. 1363, abgebildeten, zwei Beile mit einseitigen Schaftlappen (Déchelette, S. 1359, Fig. 1), eine Sichel mit Tülle, zwei Schafscheren (ähnlich Déchelette, S. 1283, Fig. 1), ein Hohlmesser, wie es Küfer oder Gerber brauchen (ähnlich Déchelette, S. 1370, Fig. 2), ein stangenartiges, 35 cm langes Eisenstück, am einen Ende verbreitert und etwas gebogen, am andern Ende abgebrochen, vielleicht der Stiel einer Pfanne, sodann drei Gegenstände, die an einem Ende Öse und Ring haben, während das andere hackenartig zurückgebogen ist. Zwei besitzen noch weitere Hacken an der Mitte des Körpers. Man möchte zuerst an Schlüssel denken oder irgendwelche Aufhängevorrichtungen. Doch dürfte eine solche Deutung kaum richtig sein. In der mir zugänglichen Literatur kann ich keine ähnlichen Objekte abgebildet finden. Endlich wurde mit den genannten elf Eisengegenständen noch eine 14 cm lange geöhrte Nähnadel aus Bronze, gut erhalten und schön patiniert, gefunden.

Es scheint sich um einen Depotfund zu handeln; von Scherben, Kohlen, Asche wurde keine Spur gefunden; ein einziger Knochen, mutmasslich von einem kleinern Wiederkäuer, kam zum Vorschein.

Wenn auch mehrere der aufgefundenen Objekte latènezeitliche Ausprägung besitzen, so wäre es doch gewagt, sie dieser Periode ohne weiteres zuzuteilen. Werkzeuge und Waffen behalten ihre Formen oft sehr lange. Auffallend ist der gute Erhaltungszustand aller Gegenstände, woraus man doch wohl auf ein nicht zu hohes Alter schliessen möchte. Will man vorsichtig urteilen, so wird man sagen müssen: Der Depotfund von Altdorf kann latènezeitlich sein; er kann aber auch helvetorömisch, selbst frühmittelalterlich sein. Eine ausführliche Beschreibung und bildliche Darstellung des ganzen Fundes bereitet Herr Staatsarchivar *Wymann* in Altdorf vor.

---

[1]) *J. Déchelette,* Manuel d'Archéologie, troisième partie.

V. Römische Periode.

A. Römische Funde bis 1913.

Im Jahre 1821 oder 1822 wurden zu *Sarnen,* als man die Kirchgassstrasse vom Landenberg nach Kirchhofen anlegte, am Fussstеig von der Strasse zur Kirche, nordwestlich der Pension Seiler, neun *römische Kupfermünzen* [1]) der Kaiser Gallienus, Victorinus und Tetricus gefunden, die das Historische Museum in Sarnen aufbewahrt.

Ebenfalls zu *Sarnen* wurden 1870, als die internierten Franzosen die eben genannte Kirchgassstrasse ausbesserten, in der Nähe des Hauses Bergli zwei weitere *Kupfermünzen* gefunden, eine von Augustus, die andere von Valentinian [2]). Beide liegen im Sarner Museum.

In *Kerns* wurde 1904 beim Brunnengraben eine *römische Kupfermünze* des M. Aurelius gefunden [3]). Im Historischen Museum zu Sarnen.

---

[1]) AA. VI. 71. — *Oechsli,* AE. 7.

Drei davon gehören dem Kaiser *Gallienus,* † 268, an:

a) Kleinerz, Cohen, I. Aufl., 41. — Avers: Bärtiger Kopf nach rechts mit Strahlenkrone und Panzer. GALLIENUS AVG. — Revers: Stehender Sonnengott mit Erdball in der Linken und erhobener Rechten. Im Felde links ein Γ. AETERNITAS AVG.

b) Kleinerz, Cohen 41. — Dasselbe Gepräge wie a, doch weniger gut erhalten.

c) Kleinerz, Cohen 216. — Avers ähnlich wie bei a, Inschrift nur zum Teil lesbar. — Revers: Stehender Jupiter mit Hasta in der Linken und Blitz in der Rechten. Links im Felde N; IOVI CONSERVAT. Beschädigt.

Drei weitere Münzen gehören Piavvonius *Victorinus,* † 267, an:

a) Kleinerz, Cohen 48. — Avers: Bärtiger Kopf nach rechts, mit Strahlenkrone und Paludamentum. IMP. C. VICTORINVS P. F. AVG. — Revers: Stehende Pax mit schräger Hasta in der Linken; in der Rechten einen Ölzweig. PAX AVG. Beschädigt.

b) Kleinerz, Cohen 6. — Avers: Ähnlicher Stempel wie bei a; die Zacken der Krone kürzer, Nase mehr gebogen; Inschrift gleich. — Revers: Stehende Aequitas mit Füllhorn in der Linken und Wage in der Rechten. Inschrift: AEQVITAS AVG. Stark beschädigt.

c) Kleinerz, Cohen 29. — Avers wie bei b. — Revers: Eilender Sonnengott mit Peitsche in der Linken, die Rechtc erhoben. Links im Feld ein Stern. INVICTVS.

Eine fernere Münze gehört dem C. P. Esuvius *Tetricus,* † 268, an:

a) Kleinerz, Cohen 63. — Avers: Bärtiger Kopf mit Strahlenkrone nach rechts. Mit Panzer. IMP. TETRICUS P. F. AVG. — Revers: Stehende Hilaritas mit Füllhorn in der Linken und Palmzweig in der Rechten. HILARITAS AVGG.

Eine weitere Münze, ein Kleinerz, scheint ebenfalls ein Tetricus zu sein, aber barbarisiert. Desgleichen scheint die letzte von diesen neun Sarnermünzen auch in diese Kategorie zu gehören. Beide sind sehr schlecht erhalten.

[2]) a) Mittelbronze des *Augustus,* † 14. Cohen 272 (sehr häufig). — Avers: Kopf des Augustus von links mit Strahlenkrone. DIVVS AVGVSTVS PATER, — Revers: Altar, zu dessen Seiten gross S. C., darunter PROVIDENT. Nach Augusts Tode geprägt.

b) Kleinerz *Valentinians I,* † 375. Cohen 50. — Avers: Kopf des Kaisers nach rechts, mit Diadem und Paludamentum. D. N. VALENTINIANVS P. F. AVG. — Revers: Der Kaiser stehend, nach rechts gekehrt, in der Linken das Labarum, mit der Rechten eine kniende Gestalt bei den Haaren packend. GLORIA ROMANORVM. Im Abschnitt: MNIP (?).

[3]) Grossbronze des *Mark Aurel* vom Jahre 152. Cohen 79. — Avers: Jugendlicher Kopf ohne Bart, von rechts. AVRELIVS CAESAR ANTONINI AVG. PII FIL. — Revers: „La Valeur casquée debout à gauche, posant le pied droit sur un casque et tenant un parazonium et une haste". TR. POT. VI COS. II. Im Feld links und rechts: VIRTVS S. C.

Eine römische Münze [1]) soll auch in *Sachseln* gefunden worden sein; doch verliefen Nachforschungen darüber ergebnislos.

In *Giswil* wurde ein Silberdenar [2]), *Titus* Vespasianus triumphans, gefunden. Das guterhaltene Stück liegt im Museum zu Sarnen. Über das Jahr und die näheren Umstände des Fundes war nichts zu erfahren.

Ebenfalls in *Giswil* wurden sieben *Denare* [3]) von Postumus aufgefunden. Auch hier fehlen nähere Fundnachrichten. Die Münzen selbst wurden im Landessäckel zu Sarnen aufbewahrt, sind aber seit längerer Zeit verschollen.

Westlich von *Giswil,* auf der Alp *Jänzimatt,* am Fuss des Giswilerstockes, wurde 1898 eine *römische Münze* gefunden; leider ist sie vertrödelt worden. Doch ist die Tatsache sicher und aus der Beschreibung erhellt, dass es wahrscheinlich eine Grossbronze des I. oder II. Jahrhunderts war. Dieser Münzfund hat erhöhtes Interesse, weil einige Minuten von Jänzimatt die sagenumwobene Alp *Fontannen* liegt. Wie Lütolf [4]) in seinen Sagen berichtet, sollen dort um das Jahr 1840 *bronzene Gerätschaften,* Dreifüsse, Kellen, Kochlöffel, Pfeile gefunden worden sein. Sicheres ist jedoch darüber nicht bekannt. Möglicherweise handelt es sich um römische Gebrauchsgegenstände. Durch den Münzfund ist wenigstens der romanische Name Fontannen kein leerer Schall mehr.

Eine kleine Literatur hat ein vermeintlich *römischer* Fund auf dem *Landenberg* bei *Sarnen* hervorgerufen.

Als im Jahre 1858 Landammann Dr. *Simon Etlin* dort sein Haus baute, traf man ausserhalb der eigentlichen Befestigung *Töpferwaren* und *Münzen* [5]). Der leider ungenügende Fundbericht des Besitzers befindet sich bei den Fundgegenständen im Historischen Museum zu Sarnen und lautet wie folgt: „Diese zwei Münzen wurden beim Steinsprengen zu meinem Landenberghause auf dem Landenberg, beim Abebnen des hinter meinem Hause befindlichen Felskopfes, tief in der Erde auf dem Felsen liegend gefunden, desgleichen die Lampe; eine grosse Olla wurde durch springende Steine gänzlich zermalmt und von den Arbeitern weggeworfen, desgleichen andere Ziegelstücke". Man war geneigt, den Fund für römisch zu halten, insbesondere *Küchler,* der von einem Römergrab schreibt und sogar die Hypothese von einem römischen Strassenkastell [6]), das auf dem Landenberg sich befunden hätte, aufstellte.

In seiner Abhandlung „Die Burg von Sarnen" [7]) bestritt Herr Staatsarchivar Dr. *Durrer* schon 1896 die Hypothese und lehnte es überhaupt ab, aus dem Funde irgendwelche Schlüsse zu ziehen auf die ältere Geschichte des Landenbergs. Insbesondere hob er hervor, dass bei den oben erwähnten Fundstücken heute auch ein römisches Tränenfläschchen liege, das Küchler [8]) ganz ausdrücklich als

---

[1]) *Oechsli,* AE. 7.

[2]) *Oechsli,* AE. 7. — Silberner Denar des Kaisers *Titus* vom Jahre 80. Cohen 92. — Avers: Lorbeerbekränzter Kopf des Titus von rechts. IMP. TITVS CAES. VESPASIAN. AVG. P. M. — Revers: Ein Thron. TR. P. $\overline{IX}$. IMP. $\overline{XV}$ COS. $\overline{VIII}$ P. P. Vorzüglich erhalten.

[3]) Gfd. XX. 123.

[4]) *Lütolf,* Sagen 250. — *Durrer,* KAU. 332.

[5]) *Kiem,* Programm des Gymn. Sarnen, 1867, S. 12. — *Küchler,* AA. VI. 71. — Obwaldner Volksfreund, 1888, Nr. 30. — *Oechsli,* AE. 7. — *Durrer,* Die Burg von Sarnen, AA. XXIX. 1896, S. 39.

[6]) *Küchler,* Obwaldner Volksfreund, 1888, Nr. 30. — Chronik von Sarnen, 258.

[7]) AA. XXIX. 1896.

[8]) AA. VI. 71.

zum Landenbergfund gehörig bezeichne, während der authentische, einzige Fundbericht es nicht erwähne, dass von den beiden kleinen, äusserst abgeschliffenen Silbermünzen die eine unverkennbar orientalischer Herkunft sei und auch das verwischte Gepräge der zweiten[1]) kufische Schriftzüge zu zeigen scheine. Das Lämpchen sei zweifellos römische Arbeit, mit dem auf römischen Töpferwaren häufigen, u. a. auch aus Vindonissa bekannten Stempel COMVNI. Bei unserer vollständigen Unkenntnis der gegenseitigen Lage zeitlich so verschiedener Fundstücke könne von einem historischen Resultat keine Rede sein.

Die Sache ist seit einiger Zeit abgeklärt. Herr Dr. Durrer teilt mir folgendes mit: „Durch Vermittlung meines Freundes, des Orientalisten Max van Berchem, wurden die beiden Silberstücke Herrn Dr. H. Nützel, Direktorialassistent am kgl. Münzkabinett, Kaiser Friedrich-Museum in Berlin, unterbreitet und dieser schreibt mir am 30. Oktober 1906: ‚Beide Stücke sind leider sehr schlecht ausgeprägt und noch schlechter erhalten, so dass Namen und Zahlen nicht mehr zu lesen sind. Nur auf dem einen Stücke ist wenigstens noch der Name des Prägeortes Masr (Kairo) zu erkennen. Ich kann deshalb, auf Grund des typischen Aussehens, nur sicher angeben, dass es sich um türkische Prägungen des XVII. Jahrhunderts handelt'. Diese Auskunft genügt vollständig, um den Charakter des Gesamtfundes zu bestimmen. Zu Anfang des XVII. Jahrhunderts war der Bürgel mit dem ganzen Landenberg ein Besitztum des Hauptmanns Marquard Seiler[2]). Dieser trat am 14. April 1603 eine Pilgerreise nach Jerusalem an, von der er als Ritter des hl. Grabes im Januar 1604 zurückkehrte. Die so verschiedenartigen Fundstücke — auch das Tränenfläschchen könnte in diesem Zusammenhange dazu gehören, nur die von Landammann Etlin nicht selbst gesehene ‚grosse Olla' wird dubios — erklären sich in diesem Zusammenhange als Pilgerreliquien oder Andenken, wie man sie von jeher aus dem gelobten Land zurückzubringen pflegte. Jedenfalls ist das ‚Römergrab', von dem Küchler, Chronik von Sarnen, 259, spricht, endgültig aus der Welt geschafft" [3]).

Herr Dr. *E. Etlin*[4]), der gegenwärtige Besitzer des Landenbergs, weist darauf hin, dass die Fundstelle zwischen zwei alten, verkümmerten, in gerader Linie stehenden Eichen liegt und vermutet aus ortsüblicher Sitte, dass sie ein Helgenstöckli, in dem die „Reliquien" vermauert waren, flankiert hätten.

Wenn nun zwar der vermeintliche römische Landenbergfund vor der Kritik nicht standhält, so ist es gleichwohl sehr wahrscheinlich, dass in Sarnen über kurz oder lang römische Siedelungsreste zum Vorschein kommen werden.

Eine *römische Lampe* mit kupfernem Boden wurde bei der Korrektion der Aa in *Sarnen,* in der Nähe der Fundamente des Hauses Dupont gefunden. Ob diese, ähnlich wie die Landenbergfunde, ebenfalls in späterer Zeit erst eingeschleppt wurde, kann nicht festgestellt werden.

Ein Fund *römischer Münzen* wurde zu Anfang des XIX. Jahrhunderts zu *Buochs* unter einem Baume gemacht[5]). Nähere Nachrichten fehlen.

---

[1]) *Kiem,* a. a. O., glaubte eine Ähnlichkeit mit Denaren des Bischofs Ulrich von Chur zu erkennen, während er die erste für syrisch hielt.

[2]) 1616 verkaufte seine Witwe, Barbara von Flüe, den Landenberg der Regierung.

[3]) Vergl. auch die Ausführungen *Durrers* in KAU. 551 ff.

[4]) *Durrer,* KAU. 553, Anm.

[5]) Nach einer Aufzeichnung in einem Notizbuch von Kupferstecher *Meyer,* das der Kunstgesellschaft Zürich gehört. Mitt. von Dr. *Durrer.* — Gfd. VI. 200.

Hier mögen auch die bis jetzt aus Unterwalden bekannt gewordenen *römischen „Räucherpfeifchen“* erwähnt werden[1]). Aus Obwalden stammt ein eisernes Pfeifchen, dessen Fundort nicht bekannt ist, das aber wahrscheinlich in der Umgegend von Sarnen ausgegraben wurde. Dazu ist jüngst ein ähnliches Eisenpfeifchen gekommen, das auf der Alp *Hitschisbach*, im kleinen Melchtal (zirka 1350 m), aufgefunden wurde. Endlich wurde in Alpnach ein Tonpfeifchen ausgegraben, wovon weiter unten die Rede sein wird. Das Historische Museum in *Stans* besitzt drei römische Pfeifchen, wovon zwei in Wolfenschiessen, bei Erdarbeiten, aufgefunden wurden, während die Herkunft des dritten nicht bekannt ist. Aus Schwyz und Uri sind bisher keine römischen Pfeifchen gemeldet worden.

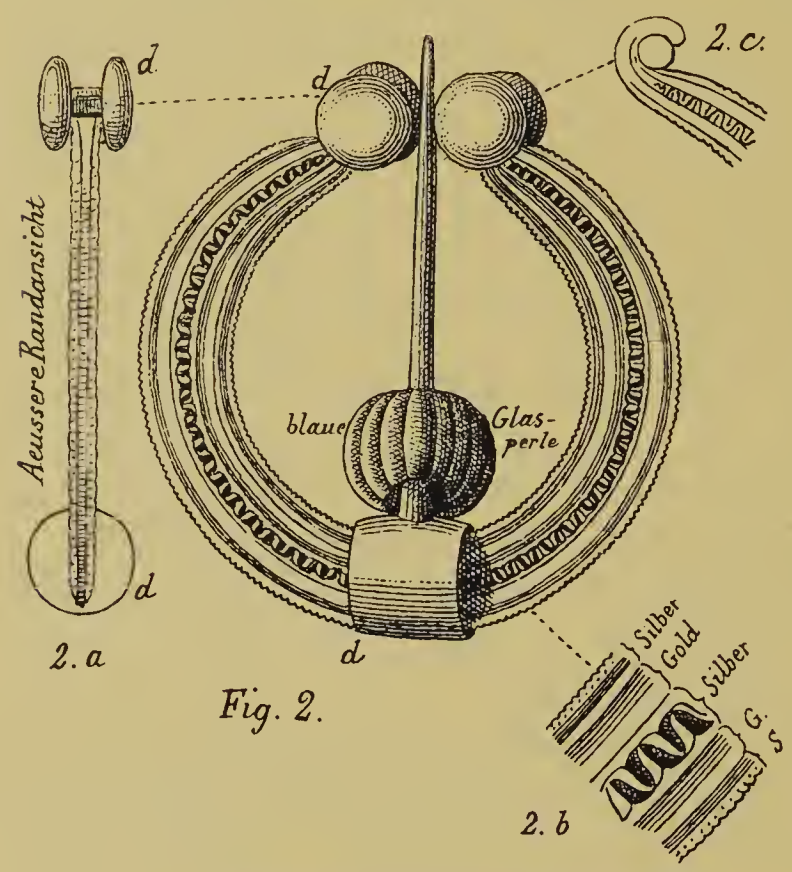


Fig. 2.

Abb. 3. Silberne Gewandnadel von Rickenbach.

Eine Nachricht über Auffindung von römischen Waffen, im Obwaldner Volksfreund, 1891, Nr. 14, hat sich als irrig herausgestellt.

Der reichste und merkwürdigste Fund von römischen Altertümern im Gebiete der Urschweiz wurde den 31. März 1857 von Josef Ulrich, des Bernardin, in *Rickenbach* bei *Schwyz,* gemacht[2]). Dieser Schatzfund bestand aus zwei Bronzeglöckchen, etwa fünf Zoll hoch und drei Zoll breit, zwei mit Handgriffen versehenen Schalen aus Bronze, die wahrscheinlich (?) mit Silber gemischt war und deren eine den Namen der Offizin A C A trug. Ferner befanden sich dabei eine silberne Spange und ein silbernes Armband, eine gerippte blaue Glasperle, eine seltene Goldmünze der ältern Faustina, mit dem Revers „Puellae Faustinianae“ und 80 römische Silbermünzen von Otho bis Septimius Severus. Von Otho waren 2 Münzen, Vespasian 3, Domitian 7, Trajan 12, Hadrian 12, Sabina 1, Antoninus Pius 21, Faustina 6, M. Aurel 11, Faustina d. jüngern 2, Commodus 1, Septimius Severus 3.

Der Platz, auf dem dieser Schatz gefunden wurde, war ein steiniger Abhang mit grossen und kleinen Steinen übersät. Er sollte gereinigt und für den Anbau hergerichtet werden, da entdeckte man neben einem grossen Stein, kaum $1^1/_2$ Fuss in der Erde, die aufgezählten Gegenstände. Münzen und Schmucksachen befanden sich in der grössern Bronzeschale; in diese war die zweite kleinere Schale gelegt, die die zwei Glöckchen enthielt, deren Klöpfel ganz vom Rost zerfressen waren.

Die Hälfte des Schatzes erwarb Landammann Schindler[3]) in Zürich, der Rest wurde nach England verkauft. Glücklicherweise sind von den interessanten Fundstücken Beschreibungen und

---

[1]) *Reber,* Les pipes antiques de la Suisse. AA. NF. XVII. 37—39, mit Abbildungen.

[2]) Schwyzerzeitung, 1857, Nr. 73, 76, 94 mit dem Fundbericht von P. Gall Morel. — Anz. f. Gesch. u. Altertk. III. 1857, S. 24. — *F. Keller,* Statistik der röm. Ansiedlungen in der Ostschweiz, Mitt. d. Antiq. Gesellsch. XV. 80. — Gfd. XX. 122. — Anz. f. Gesch. u. Altertk. XIII. 15. — *F. Keller,* Archaeolog. Karte der Ostschweiz, 1874, S. 9. — Schwyzerzeitung, 1907, Nr. 55.

[3]) Anz. f. Gesch. u. Altertk., 1867, 15. — Diese Stücke sollen sich gegenwärtig in Bregenz in Privatbesitz befinden.

Abbildungen vorhanden. Die silberne Gewandnadel ist beschrieben und in natürlicher Grösse dargestellt im Anzeiger für schweiz. Geschichte und Altertumskunde[1]). Abbildung 3 ist nach jener Zeichnung angefertigt. In der Beschreibung heisst es: „Die Gewandnadel[2]) ist vortrefflich erhalten, auch der Dorn ist samt der Hülse unbeschädigt; an ihm hing noch, wie der Finder erzählte, eine kleine Glasperle, die hier ebenfalls abgebildet ist. Die Nadel ist von Silber, allein auf der Vorderseite sind zu beiden Seiten des Mittelringes zwei schmale vergoldete Streifen. Auf der Rückseite fehlt das Gold. In 2b ist der Mittelring, der aus Laubornament zu bestehen scheint, nebst den Goldstreifen in vergrössertem Massstab dargestellt. Der Rand ist kanneliert, wie sich aus der Zeichnung ergibt. 2c verdeutlicht das Auslaufen der Gewandnadel in die Knöpfe, zwischen welche der Dorn eingedrückt wird".

Die Nadel ist ferner abgebildet bei *F. Keller,* Statistik der römischen Ansiedelungen in der Ostschweiz, mit einigen der übrigen Fundgegenstände[3]). Nach dieser Zeichnung ist Abbildung 4 hergestellt. Das Armband wird beschrieben als dünn, mit elastischer Mündung, und einen silbernen Ring angehängt tragend. Es sei einem im Jahre 1865 bei Fraubrunnen, Kt. Bern, gefundenen, goldenen Armband[4]) ähnlich.

Da die jüngsten Münzen des Fundes in den Anfang des III. Jahrhunderts n. Chr. fallen, dürfen wir für wahrscheinlich halten, dass der ganze Schatz in jener Zeit vergraben wurde.

Römische Münzen sollen nach mehreren Berichten[5]) auf der Platte, der schönen Anhöhe zwischen *Schwyz* und *Steinen*, in einer Schutthalde gefunden worden sein.

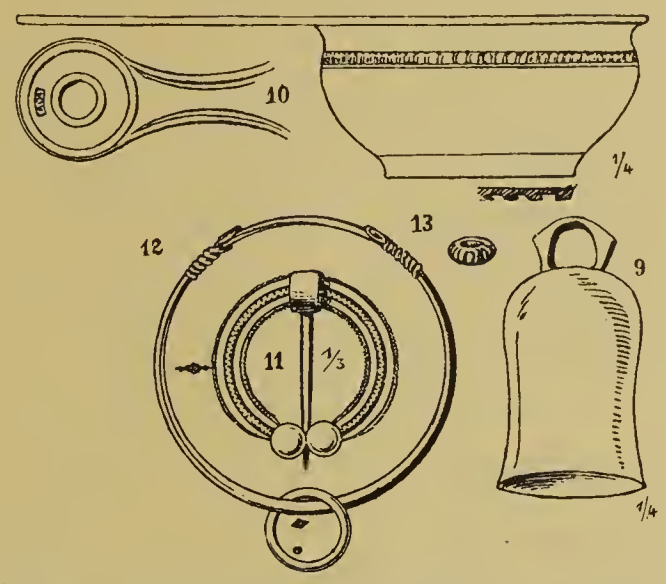


Abb. 4. Vom Funde in Rickenbach. Bronzene Schale mit Handgriff (10). Bronzenes Glöckchen (9). Silberne Gewandnadel (11). Silbernes Armband mit Ring (12). Glasperle (13).

Nach den Angaben von Landammann *Auf der Maur* wurde auch zu Berfiden[6]) bei *Schwyz* eine *römische Münze* gefunden.

Von *Brunnen* werden mehrere Funde *römischer Münzen* erwähnt. So wurden dort zwei römische Kupfermünzen gefunden[7]). Offenbar sind es die gleichen, die die Sammlung des Landesmuseums besitzt: Unbestimmbare Grossbronze von ca. 14—68 n. Chr.; ferner ebenfalls unbestimmbare Grossbronze, wahrscheinlich des I. Jahrhunderts n. Chr.[8]). Wohl die nämlichen Bronzen erwähnt auch *E. A. Stückelberg* in seinen Nachweisen von Münzen im Kanton Schwyz[9]). — Des weitern gibt

[1]) 1867, S. 14, Tafel I, Fig. 2.

[2]) Eine ähnliche silberne Schnallenfibel wurde 1912 in *Kottwil,* Kt. Luzern, in einer römischen Ruine gefunden; abgebildet SGU. VI. 127. Bronzene Fibeln dieser Art besitzt das Landesmuseum von Baselaugst, Kloten und Guévaux.

[3]) Mitt. d. Antiq. Gesellsch. XV. 80, Tafel IV, Fig. 9—13.

[4]) Anz. f. schw. Gesch. u. Altertk., 1865, S. 46.

[5]) *P. Gall Morel,* Schwyzerzeitung, 1857, Nr. 94. — Mitt. von Landammann *Auf der Maur* an Dr. *Heierli.*

[6]) Mitt. von Dr. *Heierli.*

[7]) *Oechsli,* AE. 7.

[8]) Mitt. der Tit. Direktion des Landesmuseums.

[9]) Revue suisse Numismatique, VI. 364. Nach Stückelberg wäre das eine eine unkenntliche Mittelbronze des I. oder II. Jahrhunderts; das andere eine am *Katherinenbrünneli* gefundene Grossbronze des *Pius.*

Stückelberg[1]) an, dass Antiquar *Auf der Maur* in Brunnen ihm schlecht erhaltene, in der Umgegend gefundene römische Münzen gezeigt habe. — Zu Anfang der dreissiger Jahre des vorigen Jahrhunderts wurden eine halbe Stunde von Brunnen in einem Walde (*Wasi* genannt) Silbermünzen gefunden[2]). Ob es römische waren, ist leider nicht gesagt.

Fassbind führt in seiner Geschichte des Kantons Schwyz[3]) unter den Fundstellen von römischen Silbermünzen auch *Morschach* an. In seiner handschriftlichen Religionsgeschichte spricht er ebenfalls von alten Silbermünzen verschiedener Art und Zeit, von Blechmünzen, die man in Felsen und Höhlen daselbst gefunden hätte. Die von Fassbind mitgeteilten Federzeichnungen stellen jedoch mittelalterliche Gepräge dar[4]).

Das *Muotatal* hat zu verschiedenen Malen *römische Münzen* geliefert. So berichtet bereits *Fassbind*[5]), dass daselbst ein Töpflein mit römischen Münzen gefunden worden sei. Möglicherweise ist es derselbe Fund, der bei *Kyd*[6]) verzeichnet steht: „Jakob und Martin Inderbitzin fanden altes Geld im Helloch, lösten Gl. 70 davon". — Der Gastwirt zum Hirschen im Dorfe Muota, *X. Betschart,* besitzt in seiner Sammlung verschiedene im Muotatal gefundene römische Münzen. So eine Bronzemünze des *Antonin* und eine Silbermünze des *Titus* (?). Ferner soll ein *Nerva* aus Bronze ebendort gefunden worden sein[7]). Des weitern wurde im *Hürital* eine Münze von *Julius Cäsar* ausgegraben, die sich ebenfalls in der Sammlung von Betschart befindet[8]). Beim Bau eines Schützenhauses im Muotatal wurde eine unkenntliche Bronze gefunden, ferner eine unkenntliche Münze auf der Alp *Rupperslaui* (2000 m). Beide Stücke ebenfalls in Betscharts Sammlung[9]).

Zu *Steinen* wurde ein *Silberdenar* des *Trebonianus* Gallus (251—254) gefunden[10]), jetzt in der Münzsammlung des Landesmuseums[11]).

In *Lauerz* wurden nach einer Mitteilung von Pfarrer *Schnüriger* von 1895 durch Balz Betschart sechs bis sieben *römische Münzen* gefunden[12]).

Auf der Insel *Schwanau* scheinen einige *römische Münzen* gefunden worden zu sein[13]). Doch ist es nicht ganz sicher. Jedoch besass die Antiq. Gesellschaft in Zürich eine in Lyon geprägte Mittelbronze des *Tiberius,* die von der Schwanau stammte[14]).

Eine *römische Münze* wurde zu *Arth*[15]) in einem Garten gefunden. — Ebenso wurde in *Oberarth* vor einigen Jahren eine *römische Münze* gefunden, die sich zurzeit im Besitz von Oberst Fassbind

[1]) A. a. O.

[2]) *Gerold Meyer von Knonau,* Der Kanton Schwyz, S. 279.

[3]) I. 11.

[4]) I. 352, 353. Manuskript im Staatsarchiv Schwyz.

[5]) Geschichte des Kantons Schwyz, I. 11. — Religionsgeschichte des Landes Schwyz, I. 351. Handschriftlich im Staatsarchiv Schwyz.

[6]) Manuskripte, Band XIV, 2.

[7]) Diese drei Münzen erwähnt Dr. *Heierli,* AA. XXX. 140.

[8]) Briefl. Mitt. von Hirschenwirt *X. Betschart.*

[9]) Ebenso Mitt. von *Betschart.*

[10]) *Oechsli,* AE. 6. — Schwyzerzeitung 1907, Nr. 57.

[11]) Mitt. der Tit. Direktion des Landesmuseums.

[12]) *E. Stückelberg,* a. a. O.

[13]) *P. Gall Morel,* Schwyzerzeitung, 1857, Nr. 94. — Schwyzerzeitung, 1907, Nr. 57.

[14]) *E. Stückelberg,* a. a. O. In dem von der Tit. Direktion des Landesmuseums mir s. Z. mitget. Verzeichn. der röm. Münzen aus der Urschweiz ist diese Münze nicht erwähnt, wohl aber eine Mittelbronze des Tiberius von Küssnacht; siehe S. 33, Anm. 1.

[15]) Mitt. von Dr. *Heierli,* der das Stück bei Pfarrer *Denier* in Attinghausen sah.

befinden soll[1]). — Herr *Zeno Bürgi* in Arth besitzt den plattgedrückten Bügel einer *römischen Fibel* (vom Aucissatypus?), aus Bronze, gefunden in Arth im Frühling 1910. Eine undurchlochte *eiserne Axt,* wohl eher ein Setzkeil, ebenfalls im Besitz Bürgis, dürfte mittelalterlich sein. Das Stück wurde zirka 1890 im sogen. Mühlehausgarten, ungefähr 100 m hinter der Letzimauer, am Ausgang der Mühlefluh gefunden[2]).

Nach der Angabe von *Fassbind*[3]) sind ums Jahr 1750 herum auf der *Altmatt,* auf Schwyzergebiet, ein irdener Topf voll alter *römischer Silber-* und *Kupfermünzen* von zwei Geissbuben gefunden und dem Säckelmeister Hettlinger, nachgehends Landammann, eingehändigt worden.

Desgleichen wurden nach *Fassbind*[4]) um dieselbe Zeit zu *Ibach* in einer Matte von Landammann Franz Ehrler bei Ausgrabung eines alten Eichbaumes in einem irdenen Hafen alte Silbermünzen gefunden. Es „waren lauter schöne, uralte, *römische* Silbermünzen".

Ein Töpflein mit *römischen* Münzen wurde nach *Fassbind* an der *Iberger Egg* gefunden[5]).

Zu *Gersau* wurde in der Nähe eines neu angelegten Weges beim Landgut *Bürgeln*, an der obern Nase des Vierwaldstättersees, auf erdigem Rasen an fast unzugänglicher Stelle, eine *römische* Kupfermünze gefunden. Sie trägt das Bild der *Julia Mamaea* Augusta, Mutter von Alexander Severus (222—235). Das Gepräge, die Venus Victrix und die Julia Augusta, ist sehr schön und gut erhalten[6]).

In *Küssnacht* wurde in der Umgebung von *Römerswil* 1810, auf einer Allmend bei zufälliger Ausstockung eines alten Kastanienbaumes, ein irdener Topf mit *4000 römischen Münzen*[7]) entdeckt, aus der Zeit des Kaisers *Claudius* (41—54), *Didius* (193), *Gallienus* (259—268) und anderer.

Legt schon dieser grosse Münzfund eine *römische Besiedelung* von *Küssnacht* nahe, so erhöht sich diese Wahrscheinlichkeit fast zu völliger Gewissheit durch den Bericht über eine Grabung vom Jahre 1844 in der sogen. „untern Burg" zu Küssnacht. Es scheint mir beinahe sicher, dass dort eine römische Anlage bestanden hat. Ich veröffentliche den Bericht hier, trotz seiner Länge, weil ich ihn für sehr wichtig halte[8]).

„Es war ein Zufall, dass der Besitzer der untern *Schürmatt,* Johann Ammann von Küssnacht, in diesem seinem Gut einen Brunnen graben, sowie überhaupt sein Heimwesen äufnen wollte, nachdem

---

[1]) Mitt. von Altvorstand *Z. Bürgi-Weber* in Arth.

[2]) Ebenso Mitt. von *Z. Bürgi-Weber.*

[3]) Geschichte des Kantons Schwyz, I. 11. — Religionsgeschichte, I. 351. Manuskript im Staatsarchiv Schwyz.

[4]) Religionsgeschichte, I. 350, 351.

[5]) Geschichte des Kantons Schwyz, I. 11. — Religionsgeschichte, I. 341.

[6]) Mitt. von alt Regierungsrat *Damian Camenzind* in Gersau.

[7]) *Lutz,* Geograph. statist. Lexikon, 465. — *Haller,* Helvetien unter den Römern, II. 458, gibt 2000 Kupfermünzen an. — Gfd. VI. 1849, spricht von 3000—4000 Stück. — *Fassbind,* Geschichte d. Kant. Schwyz, I. 11, gibt 4000 eherne Münzen an. — Siehe ferner: Anzeiger f. Schweiz. Gesch. u. Altertk., VIII. 18, 38; *F Keller,* Archäolog. Karte d. Ostschweiz. S. 9; *Oechsli,* AE. 8.

[8]) Diesen Ausgrabungsbericht verdanke ich Herrn alt Bezirksammann *A. Truttmann* in Sarnen. Wer den Bericht abgefasst hat, ist Truttmann nicht bekannt. Wahrscheinlich stammt er von Landammann *Styger.* Der Schnellersche Bericht, der in Schwyz vorgelesen wurde, ist im Protokoll der Versammlung, Gfd. 1846, *nicht* erwähnt. Meines Wissens ist bis jetzt keiner der beiden Berichte veröffentlicht worden. In meinen Beiträgen, II. 1910, habe ich nur einen dürftigen Auszug gegeben. — Der Name „untere Burg" ist durchaus apokryph, eine Schöpfung Schnellers oder v. Liebenaus? Im Ausgrabungsbericht kommt er noch gar nicht vor, war also unbekannt. Wie Dr. *Durrer* mir mitteilt, findet sich weder in Rödeln des XIV. Jahrh. im Stiftsarchiv Luzern, noch bei Tschudi oder Cysat ein Hinweis. Der Name „Schlossrain" kann sich ganz wohl auf römisches Gemäuer beziehen.

er sich von sogenannten Wasserschmeckern oder Sodgräbern die Gewissheit hatte geben lassen, dass dort Wasser zu finden sei. Allein statt auf Wasser, stiess man auf mit Erde bedecktes altes Gemäuer, fand einige alte verrostete Lanzen und etwelche kleinere und grössere Münzen, welche in dem nach Wasser grabenden Johann Ammann den Gedanken aufkommen liessen, dass hier ein Schatz verborgen sein könnte. Daher kam es, dass sich dort unter den Nachbarn eine Gesellschaft bildete, die sich zur Aufgabe gemacht hatte, nach vermeintlichen Schätzen zu graben, was zur Folge hatte, dass die Fundamente eines bedeutend grossen Gebäudes ausgegraben wurden und dass man auf einen unterirdischen Gang gekommen zu sein glaubte, der die Hoffnung der Gesellschaft vermehrte; allein endlich zur Einsicht gelangt, dass am Ende nichts herausschauen werde, ward das Graben einstweilen aufgegeben.

„Während diesen Nachgrabungen nach Wasser und Schätzen kam die Nachricht davon auch nach Luzern und zu den Ohren des Präsidenten das Vörtigen Historischen Vereins, Archivar *Schneller.* Dieser begab sich an Ort und Stelle und fasste einen Bericht ab, der an der nächstfolgenden Generalversammlung zu *Schwyz,* den 11. September 1845 vorgelesen wurde. *‚Bericht von Archivar Schneller.* Am 10. Wintermonat 1844 begab ich mich nach Küssnacht und besichtigte in Begleit des Herrn Major Dober die in jüngster Zeit aufgedeckten Antiquaria. Das Ergebnis war folgendes: Etwa 8—10 Minuten herwärts der bekannten Burgruine (insgemein Gesslers Burg genannt) liegt ein Hof und Landgut, die Unter-Schürmatt geheissen, welche gegenwärtig ein Johann Ammann besitzt. Gerade vor dem Hause erhebt sich ein kegelförmiges Mattenstück, in ältern Kaufbriefen der *Schlossrain* genannt. Schon ein früherer Besitzer soll daselbst beim Umwühlen der Erde auf dickes, festes Gemäuer gestossen sein. Nun berichtete mir Ammann: Auch er habe im verflossenen April, in der Absicht sein Gut zu äufnen und ertragreicher zu machen auf dem Schlossrain gegraben und jene Mauerwerke und Steinmassen angetroffen, wie selbe nun dermalen aus der Erde hervorragen. Die Mauern messen in ihrer Dicke 14 Fuss; ein Loch in Quadratform und von 4 Fuss dickem Gemäuer geschlossen, dürfte von einem abgebrochenen Turm zeugen. Wie der Besitzer drei Fuss in dem vermeintlichen Turmgebäude gegraben hatte, stiess er auf einen Estrich von Steinen und Kalk, fest zusammengefügt. Dieser wurde herausgenommen und leider zerschlagen. Beim Abschälen des Rasens fand man vier Kupfermünzen zerstreut liegend, von denen Ammanns Kinder zwei verloren haben, die übrigen brachte ich an mich. Auf der einen Avers ist ein weiblicher Kopf mit der Umschrift: *Salonina Augusta;* Revers: eine Göttin mit der Hasta pura. Umschrift: Juno Regina. — Auf der andern Münze Avers: ein Kopf mit einem langen Bart, nach weitern Münzen verglichen derjenige des Kaisers *Septimius Severus* Pertinax. Von der Umschrift wird nur noch P(ius) und Aug(ustus) gelesen. Revers ganz undeutlich. Von vier gefundenen Pfeilstiften trat der Eigentümer mir einen ab. Den dritten Fund, Horn von Hirschgeweihen, hatte er gerade weggegeben.

‚In meiner Gegenwart wurde sodann im Innern des fraglichen Turmes fortgegraben, in der Meinung, es dürften fernere Funde, oder etwa gar ein Gewölbe oder unterirdischer Gang zum Vorschein kommen; das Nachgraben auf etwa 10 Fuss befriedigte aber in keinerlei Weise. — Von den gegenwärtig hervorragenden Bruchstücken, die im Durchmesser etwa 50—60 Schritt halten mögen, lässt sich kein Ganzes bilden und ich riet dem Eigentümer, da er ohnehin, um das Land urbar zu machen, umgraben müsse, den Wasen auf dem ganzen kegelförmigen Platze abzuschälen und die Steine und das Gemäuer von der Erde zu reinigen. So erst nach diesen Abdeckungen wäre es dann

möglich, einen Grundriss vom einstigen Gesamtbau aufnehmen zu lassen. Übrigens ist es meine unmassgebliche Meinung, diese entdeckten Rudera dürften die Grundmauern der Wohnung des einstigen Gotteshausmeiers von Luzern sein'. (Ende des Berichtes von Schneller.)

„Die Forschungen über diese merkwürdigen Ruinen blieben nun, obwohl Herr Archivar Schneller den Herrn Major Dober beauftragte, über die Ergebnisse der Nachgrabungen ein wachsames Auge zu halten, liegen; ja, mehr als dieses. Die aufgefundenen Reste wurden wieder mit Erde zugedeckt und darüber hin Kartoffeln gepflanzt, ohne dass eine Zeichnung über diese Entdeckung aufgenommen worden ist.

„Veranlasst wegen der Forschung über die Geschichte des Wilhelm Tell und namentlich durch die Behauptung des Herrn Eutych Kopp, dass die bis anhin uns bekannte Burg in Küssnacht, die immer nur die Gesslerburg genannt wurde, nicht die Burg des Gessler gewesen sein könne, fanden wir uns veranlasst, im Herbst 1859 selbst an Ort und Stelle zu gehen und über den Verlauf des entdeckten Fundes uns zu erkundigen und die Stelle zu besichtigen, wo die Ausgrabungen stattgefunden hatten. Natürlich fanden wir nunmehr statt der Ruinen einen Garten und schönes Wiesland. Doch war der Besitzer Johann Ammann so gefällig und zeigte uns den ganzen Umfang der nun wieder zugedeckten Fundamente der alten Burg, gab uns noch einige aufgefundene alte Münzen, die er noch aufbewahrt hatte und sagte, dass er alle übrigen verschenkt habe; die meisten und wertvollsten habe der unlängst verstorbene Pfarrer Enzler erhalten und einige habe er dem Leutenant Iten von Ägeri überlassen. Eine der uns überlassenen Kupfermünzen trug im Avers das Brustbild des römischen Imperators *Gallienus* Pius Felix Augustus und auf dem Revers die übrigen Kaiserlichen Titel Pontifex Maximus, Consul, wo er am Altare steht und opfert. Die zweite Münze, die wir erhielten, ist eine beschädigte luzernische Brakteate mit dem Kopfe des hl. Leodegar, und die dritte eine wertlose italienische Kupfermünze aus dem XV. Jahrhundert.

„Die Münzen, die Leutenant Iten erhalten hat, waren: eine römische Kupfermünze des Kaisers *Augustus*[1]), sehr schlecht erhalten, ferner ein Brakteat der Stadt Luzern und eine unleserliche kleine Münze, samt einem Stück, das man für einen böhmischen Groschen hielt, welche derselbe Herrn Dr. Heinrich Meyer in Zürich abgetreten hatte und behielt noch für sich eine Münze aus dem XV. Jahrhundert aus Böhmen, sowie auch eine alte römische Silbermünze aus dem III. oder IV. Jahrhundert, sehr schlecht erhalten.

„In Hinsicht der aufgefundenen Burgruinen gab uns benannter Johann Ammann das Mass ihrer Ausdehnung, sowie die Dicke der Mauern und die Tiefe der Fundamente mit grosser Genauigkeit an und entwarf uns eine Zeichnung[2]), nach welcher diese einstige Feste folgende Form gehabt haben soll (Abb. 5)[3]).

„Zuerst wurde eine vier Fuss dicke Mauer entdeckt, welcher nachgegraben wurde und zu dem viereckigen Grund des Hauptgebäudes führte oder dem Fundamente des Turmes A. Dieser Turm

---

[1]) Einen *Augustus*, vom Schlossrain, erhielt die Antiq. Gesellsch. Zürich 1853 geschenkt. Berichte d. Antiq. Gesellsch. Zürich, X. 6. — Vom gleichen Ort stammen ferner eine schlecht erhaltene *Mittelbronze* des *Tiberius* und ein 1871 gefundener, gefütterter *Denär* des *Gallienus*, beide in der Sammlung des Landesmuseums. — Endlich wurden nach *Oechsli*, AE. 6, auch 1879 am gleichen Orte römische Münzen gefunden.

[2]) Nach diesen Angaben ist offenbar der dem Truttmannschen Manuskript beigegebene Grundriss entworfen. Diese Zeichnung wurde von *Th. v. Liebenau* im AA. NF. IV. 117 veröffentlicht, unter dem Titel „Die untere Burg in Küssnach".

[3]) Das Klische zu Abb. 5 wurde von der Tit. Direktion des Landesmuseums gütigst zur Verfügung gestellt.

war von einer 14 Fuss dicken sehr festen Mauer aufgeführt, und als im Innern des Turmes tiefer in die Erde, ungefähr 5—6 Fuss in den Boden gegraben ward, so kam man auf den Grund desselben, der mit ungeformten Steinen belegt und mit Pflaster glattgestrichen war. Diese eigentliche Burg in der Mitte des Hofes hatte bei 40 Fuss Durchmesser und war mit einer vom Fundamente aufgehenden 14 Fuss dicken Mauer aufgeführt, so dass der innere Raum A des Turmes nicht viel mehr als 10 Fuss Weite enthielt. Auch war rings um die Burg ein Leist angelegt von grienartiger Erde zirka 5 Fuss hoch, welches den Anschein gegeben, als habe die Burg auf einem kleinen Hügel gestanden.

„An der gegen Mittag liegenden Aussenseite des Turmfundamentes befand sich eine 4—5 Fuss tief gehende aufgemauerte Höhle B, oder ein Loch von mehr als 5 Fuss im Durchmesser, von welcher Vertiefung aus parallel mit der mittäglichen Aussenseite des Turms längs desselben eine kleine Mauer aufgeführt war, bis zur andern Hofmauer. Diese Vertiefung ausserhalb des Turmes gab den Gedanken, dass da ein unterirdischer Gang möchte den Anfang genommen haben, was aber nicht der Fall gewesen zu sein scheint, da vergebens demselben nachgespürt wurde.

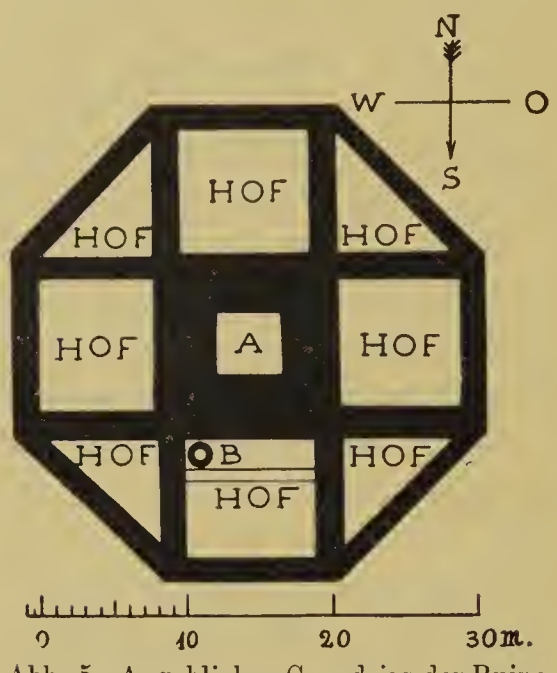


Abb. 5. Angeblicher Grundriss der Ruine in der Schürmatt zu Küssnacht nach der Ausgrabung von 1844/45.

„Der Turm war von aussen mit einer 5 Fuss dicken Ringmauer umgeben, welche um denselben einen achteckigen Hof bildete und auch durch acht ebenso dicke Mittel- oder Flügelmauern von den vier Ecken des Turmes ausgehend in 8 kleinere Abteilungen oder Höfe geteilt wurde, die zusammen im Durchmesser von einer Endseite der Ringmauer zur andern 100 Fuss gemessen haben. Der Umstand, dass von keinem Hofteil zum andern und auch von keinem Hofteil in das Innere des Turmes, sowie auch von den Hofräumen nach auswärts eine Öffnung oder Türe bemerkbar war, begründete die Vermutung, dass viel höher, also über der Erde die Türen oder Durchgänge von einem Raum zum andern angebracht gewesen sein müssen, dass diese Veste einst dem Boden eben muss abgebrochen worden sein und dass der innere und unterste Raum im Turm ein unheimlicher, sehr finsterer Ort, dienlich zur Aufbewahrung grosser Verbrecher müsse bestimmt gewesen sein.

„Die Ringmauer dieser Burg, sowie deren Verbindungsmauern standen alle auf festem Grien und die Fundamente der Turmmauern des äusserst massiven Gebäudes, reichten bis 5 Fuss tief in das Grien hinunter. Die Festigkeit dieser Fundamentmauer, sowie der Umfang derselben, lassen mit Recht auf eine angemessene Grösse des Oberbaues schliessen und dass derselbe ganz nach *römischer* Bauart aufgeführt gewesen sein musste, beweist die Form des Gebäudes.

„Unter dem Schutt dieser Burgruine befanden sich, wie wir bereits aus dem Berichte Schnellers vernommen, einige dort gefundene römische Münzen. Aus dem Bestand dieser Münzen geht unseres Erachtens hervor:

„Dass die Veste von den *Römern* gegründet sein müsse, sowie dies auch unzweifelhaft (?) aus der Zeichnung des Grundrisses und dem Gemäuer hervorleuchtet und auch daraus, dass die

aufgefundenen Münzen die Brustbilder der Kaiser Augustus und derjenigen tragen, die bis in das III. und IV. Jahrhundert reichen und auch dieses beweist, dass die *Römer* dort einen Posten müssen aufgeschlagen haben".

Aus diesem etwas langatmigen Bericht geht, wie schon betont, hervor, dass im Schlossrain — der Name „Untere Burg" ist eine moderne willkürliche Bezeichnung — wahrscheinlich eine *römische Ruine* steckt. Der 15 Jahre nach der Ausgrabung auf Ammanns Angabe hin konstruierte Plan ist gewiss nicht zuverlässig, denn ein derartiges Bauwerk hätte ja gar keinen Sinn. Wahrscheinlich handelt es sich um eine römische Villa. Von den Fundstücken befand sich seinerzeit im Besitze Truttmanns eine typisch *römische Lanze,* die ans Landesmuseum überging.

Leider ist heute der Platz für eine Nachgrabung kaum mehr zugänglich, da zirka 1870 ein Wohnhaus, angeblich ziemlich genau über den Fundamenten des „Turms" erstellt wurde. Da aber jedenfalls nicht die ganze Ruine überbaut ist, wäre es doch noch möglich, eine Sondierung vorzunehmen. Der absolut sichere Nachweis einer römischen Station zu Küssnacht hätte grossen Wert. — Letztes Jahr wurde in der Nähe des Platzes eine Scheune gebaut. Laut Erkundigung kamen aber bei der Fundamentierung keine Bautrümmer oder anderweitigen Funde zum Vorschein.

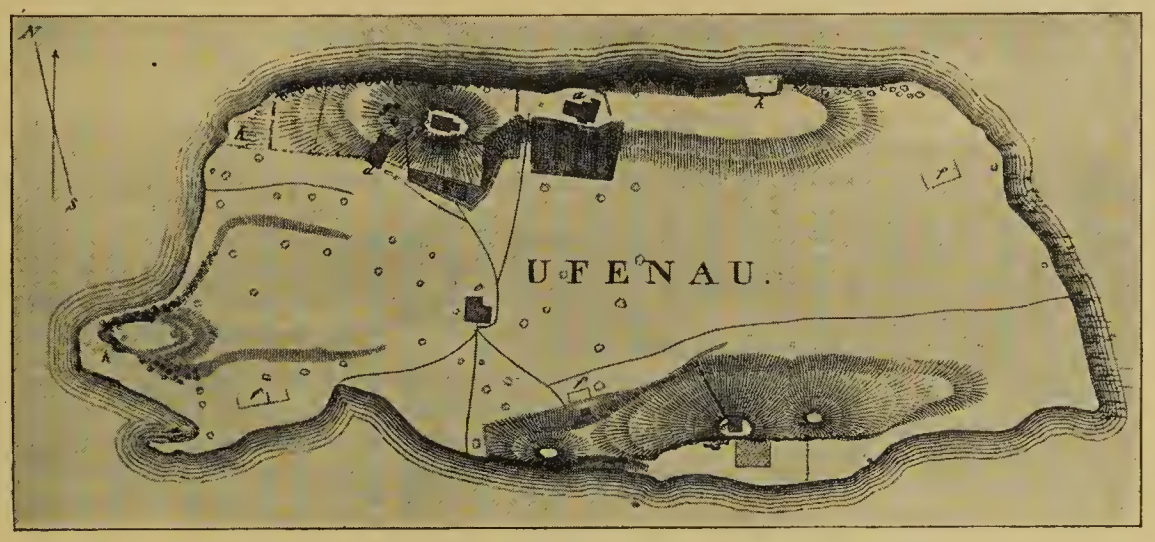


Abb. 6. Die Insel Ufnan, nach F. Keller (1843).

a St. Peter und Pauls-Kirche
b St. Martinskapelle
c Pächterwohnung
d Scheune
f Altes Gemäuer
g Fundort der römischen Urne
h Steinbrüche

Auf der Insel *Ufnau*[1]) wurde auf der Erhöhung (Abb. 6, *g*), wo die St. Martinskapelle steht, im Juli 1839 eine *Urne* (Taf. III, 5), entdeckt und daneben ein fast ganz verwestes menschliches Gerippe, dessen Haupt nach Morgen lag, nebst einigen Eisengeräten[2]). *Keller* hielt das Grab für „keltisch", erkannte es aber später als *römisch*[3]). Die Urne ist 22 cm hoch, auf der Drehscheibe verfertigt und hart gebrannt. Sie wurde seinerzeit vom Stift Einsiedeln der zürcherischen Antiquarischen Gesellschaft überlassen und ist im Landesmuseum. — Ausser diesem Grabe sind nach F. Kellers Angabe auf der Insel *römisches Gemäuer, römische Dachziegel* und *römische Gerätschaften* gefunden worden[4]). Auf der mitgeteilten Karte gibt Keller an drei Stellen (*f*) altes Gemäuer an. Der letzte römische Fund wurde im Jahre 1863, in der Vertiefung gemacht, in welcher der laufende Brunnen links am Wege zum Wohnhaus steht. Es ist eine stark

---

[1]) Dies ist nach Mitteilung von Dr. *P. Odilo Ringholz* die richtige Schreibweise.

[2]) *F. Keller,* Geschichte der Inseln Ufenau und Lützelau im Zürichsee, 1843, S. 9. — *P. Odilo Ringholz,* Geschichte der Insel Ufnau, 1908, S. 22.

[3]) *F. Keller,* Statistik der röm. Ansiedlungen i. d. Ostschweiz. Mitt. d. Antiq. Gesellsch. XV. 80.

[4]) *F. Keller,* Geschichte der Inseln Ufenau und Lützelau, S. 10.

abgeschliffene *Bronzemünze*[1]), zu Ehren der jüngern *Faustina;* sie liegt in der Münzsammlung der Stiftsbibliothek zu Einsiedeln. Stiftsarchivar Dr. *P. Odilo Ringholz* teilt mir zu diesen Funden noch folgendes mit: Dass römisches Gemäuer vorhanden war, ist sicher. Im XV. Jahrhundert wird in einem Urbar „Gmür" erwähnt. Bei gelegentlichen Grabungen ist man auf römisches Mauerwerk gestossen, so bei der Anlage der Wasserleitung. Gegenwärtig dürfte es wohl aus dem Boden heraus und erschöpft sein.

Von *Lachen* wird aus den fünfziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts ein Fund von *römischen Münzen* berichtet[2]). Ein Schiffer fand in der Nähe dieses Ortes 12 Silbermünzen der Kaiser Galba, Marc Aurel, Caracalla, Sept. Severus, Geta, Philipp, Gordian, Constantin und Constantius. Er verkaufte sie nach Zürich. In der March, fügt der Bericht hinzu, seien schon früher solche Altertümer gefunden worden.

Über einen *römischen Münzfund* in *Tuggen* findet sich im Archiv der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich ein kleiner Bericht vom 4. Oktober 1856. Darnach wurden in Tuggen 19 römische Münzen gefunden, zwölf aus Silber, die übrigen aus Kupfer[3]).

Unter den *Steinbrüchen,* von denen *F. Keller*[4]) angibt, dass sie bereits zur Zeit der *Römer* namentlich im II. und III. Jahrhundert ausgebeutet wurden, befindet sich auch der von *Buchberg* am obern Zürichsee, in der Nähe von Tuggen.

Es mag noch erwähnt werden, dass der Sage nach der Kirchturm von *Tuggen* in seinem untern Teil aus nahezu zehn Fuss dicken Mauern errichtet, aus heidnischer (römischer?) Zeit stammen soll[5]); der Turm ist jedoch zweifellos mittelalterlich.

Endlich wird auch von *Nuolen* aus den dreissiger Jahren der Fund einer *römischen Münze* gemeldet: „Auf der Westseite des Bades wurde in der Erde eine seltene silberne Münze von *Titus* Vespasianus gefunden"[6]).

Bei *Fassbind*[7]) werden als Orte, wo man *römische Münzen* gefunden, auch *Gibelwald* und *Eigenwies* ohne weitere Angabe genannt. Etwas Bestimmtes über diese Funde konnte ich nicht erfahren.

In *Riemenstalden* sollen nach alten Berichten Spuren von einer *Römerstrasse*[8]) vorhanden sein. Sie hätte am Fusse der Frohnalp über Morschach, Riemenstalden und von da nach Uri geführt. Ein tatsächlicher Beweis für diese behauptete Strasse ist nicht bekannt; wahrscheinlich hängt die Sage zusammen mit der früher beliebten Schreibweise „Römerstalden".

Nach P. Gall Morel[9]) sollen in *Riemenstalden* drei *Grabhügel* existieren, die man für *römisch* halte. Ob darunter der S. 23 erwähnte Hügel mitbegriffen ist, geht aus der höchst zweifelhaften Angabe nicht hervor, ist aber wahrscheinlich.

---

[1]) *P. Odilo Ringholz,* a. a. O., S. 22.
[2]) Schwyzerzeitung, 1857, Nr. 106. — Ibidem, 1907, Nr. 57.
[3]) Mitt. von Dr. *Heierli.* Die Zahl von zwölf Silbermünzen erinnert etwas auffällig an den Lachenerfund!
[4]) *F. Keller,* Die römischen Ansiedlungen i. d. Ostschweiz. Mitt. d. Antiq. Gesellsch. XXVIII. 49.
[5]) *Nüscheler,* Gotteshäuser, 504. — AA. III. 735.
[6]) *Gerold Meyer v. Knonau,* Der Kanton Schwyz, 1835, S. 291.
[7]) Geschichte des Kantons Schwyz, I. 11.
[8]) *P. Gall Morel,* Schwyzerzeitung, 1857, Nr. 94. — Schwyzerzeitung, 1907, Nr. 57.
[9]) A. a. O.

Auch im *Muotatal* soll die vorhin erwähnte sagenhafte *Römerstrasse* in Erinnerung sein. Sie hätte von Riemenstalden aus über Frutt ob dem Höllberg nach dem Heimwesen Bürglen bei Hürital und dann weiter nach dem Bisistal geführt[1]).

Im *Sihltal*, in der Nähe der Sihlquellen, will man gepflasterte, stellenweis gemauerte *Strassen römischen* Ursprungs gesehen haben[2]).

Alle diese Angaben sind wohl mit äusserster Vorsicht aufzunehmen.

Auf Blatt I des Historisch-geographischen Atlas der Schweiz[3]) finden sich als Fundorte *römischer Altertümer* auch *Hurden* und *Richenburg* (1825) verzeichnet, doch gelang es mir nicht, über diese Funde bestimmte Nachrichten beizubringen.

Aus dem Gebiete des Kantons *Uri* sind bisher nur wenige *römische* Funde bekannt geworden.

Ein Fund *römischer Münzen* wird für *Altdorf*[4]) erwähnt. Leider fehlen genaue Angaben.

Zu *Schattdorf*[5]) wurde 1860 ein *Silberdenar* des *Tiberius* gefunden, den Kunstmaler Muheim dem Vörtigen Verein schenkte. Schon im XVI. Jahrh. scheint beim Kirchenbau eine *römische* Kaisermünze[6]) gefunden worden zu sein. Die vielen Skelette, die damals bei den alten Kirchenmauern zutage traten, waren sicher mittelalterlich. Die Münze ist verschollen.

Eine *römische Münze* wurde vor einigen Jahren auf der Alp *Surenen*[7]) zwischen Attinghausen und Engelberg gefunden. Wie Pfarrer *Denier* mir mitteilte, geschah der Fund in der Nähe der Surenen Kapelle, auf Urnergebiet. Es ist eine Bronze des *Aelius* (Adoptivsohn Hadrians); sie befindet sich im Historischen Museum in Altdorf.

Pfarrer Denier fügt bei, der Finder, ein Geissbub, habe am nämlichen Orte noch mehrere andere Münzen entdeckt; nach der Beschreibung seien es *Regenbogenschüsselchen* gewesen. Leider seien alle zerbrochen und Denier habe selbst keines gesehen. — Zu dieser Angabe ist zu bemerken, dass es sich gewiss nicht um Regenbogenschüsselchen handelte, sondern höchst wahrscheinlich um römische Kleinerze.

Eine *römische Münze* soll am Sustenpass gefunden worden sein, nach Mitteilungen, die aus Wassen stammen[8]). Doch ist die Sache zweifelhaft und Genaueres nicht bekannt.

Sicher ist dagegen ein anderer Fund einer *römischen Kaisermünze.* Im Herbste 1901 fand Jakob Furrer zwischen dem *Bätzberg* und der *Rossmettlenalp*, an einer Lokalität, die mit „Brunnen" bezeichnet wird, in einem Bache einen *Doppeldenar* des *Trebonianus* in Billon[9]). Dieser Münzfund ist von einer gewissen Bedeutung, weil er darauf hinweist, dass unter Umgehung der Schöllenen schon zur Römerzeit eine primitive Kommunikation zwischen Ursern und Göschenen, über die Rossmettlenalp bestand.

---

[1]) Briefl. Mitt. von Hirschenwirt *X. Betschart.*

[2]) *Oechsli,* AE. 7.

[3]) Zürich 1870, Friedrich Schulthess.

[4]) *Th. v. Liebenau,* Geschichte der Freiherrn von Attinghausen, S. 1. — Mitt. d. Antiq. Gesellsch. Zürich, XXI. 123, Anm. — *Oechsli,* AE. 7.

[5]) Gfd. XVII. S. XIII; XX. S. 122. — *Oechsli,* AE. 7.

[6]) Urner Hist. Neujahrsblatt 1908. — Zeitschrift f. Schweiz. Kirchengesch., 1914, S. 143.

[7]) Mitt. von Pfarrer *Denier.* — AA. XXIX. 70. — Gfd. LXVII., S. XVI. — SGU. V. 177.

[8]) Mitt. von Dr. *Heierli.*

[9]) SGU. I. 103. — *K. Meyer,* Blenio nnd Leventina, Luzern 1911, S. 12. — Im AA. NF. IV. 240, wird dieser Fund vermengt mit einem solchen von russischen und französischen Münzen.

Aus dem *Kanton Uri*, ohne nähere Angabe des Fundortes, besitzt das Landesmuseum eine *Mittelbronze* des *Trajan* und eine *Grossbronze* des *Alexander Severus* [1]).

Als Zeugen ehemaliger *römischer Besiedlung* dürfen mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit auch noch eine Anzahl Ortsnamen angeführt werden.

So gibt es in *Obwalden,* am Sarnersee bei *Wilen*, das vielleicht selbst auf römisch villa zurückgeht, mehrere Grundstücke mit den Namen *„Murhof“* und *„Untermur“*. Bei dem alten Turm von St. Niklausen, der zwar nicht römisch ist, aber doch weit zurückreicht, führt das Nutzland des Sigrist den Namen *„Muri“,* der anstossende Wald heisst *„Muriholz“*. In einer Urkunde [2]) vom 28. August 1467 erscheint in der Gemeinde Sachseln ein heute verschollenes *„Kastel“*. In Giswil, im Grossteil, liegt ein Heimwesen *„Muracher“* [3]); zwischen Giswil und Lungern liegt *„Bürglen“;* unmittelbar hinter dem Dorfe Lungern gibt es eine Örtlichkeit: *„Im Kamp“*. Vielleicht, dass der Name *„Bürgel“* bei Sarnen doch auch noch auf etwas römisches hinweist. Unterhalb Sarnen, bei Bitzikofen, liegt ein *„Tifelmattli“*. Romanisch ist auf jeden Fall der Name der Alp *„Fontannen“*. Ob *„Frackmünt“* und *„Kastelen“* am Pilatus auf römische Namengebung zurückgehen, kann vorläufig nicht entschieden werden.

In *Nidwalden* liegt am Südosthang des Bürgenberges westlich von St. Jost in verlockender Lage ein *„Kastel“;* südlich von Allweg verzeichnet die Karte eine Lokalität *„Ober“*- und *„Untermurmatt“*.

Aus *Schwyz* sind mir, wegen mangelnder Lokalkenntnis, nur wenig solcher auffallenden Flur- und Ortsnamen bekannt. Immerhin gibt es bei Küssnacht ein *„Römerswil“*, bei Gersau ein *„Bürgeln“*, im Hürital ein Heimwesen *„Bürglen“*, in Iberg ein *„Mürlen“*, auf der Alp Hessisbohl ein *„Mürlensteinen“*.

Im Kanton Uri ist zu erinnern an *„Bürglen“*, mit seinen vier merkwürdigen Türmen, deren Reste Zeller-Werdmüller [4]) sorgfältig beschrieben hat. Doch sind bis jetzt sichere Anhaltspunkte für römischen Ursprung nicht bekannt. Neuerdings wurde dort eine gutgemauerte Zisterne entdeckt, die für römisch angesprochen wird.

Die umfassenden Burganlagen von Bürglen können auch aus fränkisch-karolingischer Zeit stammen, sind aber jedenfalls sehr alt. Wie *Oechsli* [5]) ausführt, kann der *Name Bürglen,* der schon 857 urkundlich erscheint, nicht auf eine mittelalterliche Burg zurückgehen. Er kehrt übrigens zuoberst im Reusstal bei Gurtnellen wieder. Unweit dieses obern Bürglen, bei *Wiler,* findet sich der Name *„Muren“*. Bei Schattdorf liegt ebenfalls ein *„Kasteln“* [6]).

---

[1]) Mitt. der Tit. Direktion des Landesmuseums.

[2]) Gfd. XXI. 222.

[3]) *Oechsli,* AE. 7 u. 8. — Nicht weit davon liegt ein Heimwesen „Studi“, wo beim Ausgraben eines Apfelbaumes ein „Blätteliboden“ zum Vorschein gekommen sein soll. Ob man dabei an römische Ziegelbodenplatten denken darf, ist freilich fraglich.

[4]) Denkmäler der Feudalzeit im Lande Uri. Mitt. d. Antiq. Gesellsch. Zürich XXI. Heft 5, 121. Pläne von Architekt *P. Siegwart* im Archiv der Schweiz. Gesellsch. f. Erhaltung hist. Kunstdenkmäler.

[5]) *Oechsli,* AE. 7, 8.

[6]) *Zeller-Werdmüller*, Denkmäler, S. 122. — *Oechsli,* AE. 8.

B. Die römische Niederlassung in Alpnachdorf.

1. Entdeckung der Ruinen und Verlauf der Ausgrabung.

Als ich 1909 und 1910 die Nachrichten über römische Altertümer in der Urschweiz sammelte, ergaben sich wohl ziemlich viele Münzfunde besonders für den Kanton Schwyz, darunter die grossen Schatzfunde von Küssnacht und Rickenbach; für eine römische Besiedlung der Innerschweiz fehlte aber jeder Nachweis. *Oechsli* war zwar schon 1891 in der Bundesfeier-Festschrift an Hand der damals bekannten Funde bestimmt für römische Besiedlung eingetreten; nichtsdestoweniger war in der Folge die Ansicht, dass die Römer der Urschweiz fern geblieben wären, herrschend geworden. Die Entdeckung der Alpnacherruinen hat dem Zürcher Historiker Recht gegeben.

Im Dezember 1913 wollte der Landwirt *Pius Küchler* in seinem Landgut *Uchtern* bei *Alpnachdorf* aus der Wiese Steine entfernen und stiess bei dieser Arbeit auf Mauerwerk. Er grub nach; die wohl erhaltenen Mauerzüge fielen ihm auf und er benachrichtigte den Vorstand des *Historisch-Antiquarischen Vereins* von *Obwalden* in Sarnen. Bei weiteren Grabungen kamen Ziegelbrocken und eine Viehglocke zum Vorschein. Diese Fundstücke wurden ans Landesmuseum gesandt und Herr Vizedirektor *Viollier* antwortete, die Sachen könnten römisch sein. Gleichzeitig hatte das Landesmuseum Herrn Professor Dr. *Tatarinoff,* in Solothurn, Sekretär der Schweiz. Gesellschaft für Urgeschichte, benachrichtigt. Dieser traf am 17. Dezember in Alpnach ein und stellte fest, dass es sich zweifellos um *römische Baureste* handle. Wenige Tage später wurde dann das Bruchstück eines Stempels der XI. Legion gefunden. Nach einigen weiteren oberflächlichen Schürfungen von seiten des Besitzers wurden die Grabungen vorläufig eingestellt und die ausgehobenen Gräben zum Teil wieder zugefüllt. Der Historisch-Antiquarische Verein von Obwalden beschloss sodann die Ausgrabung der aufgefundenen Ruinen an die Hand zu nehmen, bestellte zu diesem Zweck eine besondere Kommission, schloss mit dem Besitzer des Grundstückes einen Vertrag ab und tat Schritte, um die nötigen Geldmittel aufzubringen. Da die Gesellschaft kein Vermögen besitzt und nur über sehr bescheidene Einkünfte verfügt, mussten ausserordentliche Hülfsquellen erschlossen werden. Dankbar sei hier hervorgehoben, dass von Anfang an die Entdeckung und Ausgrabung in Alpnach sowohl bei den Behörden wie auch beim Publikum grosses Interesse und Verständnis fand. Dank dieses allgemeinen Interesses und des Entgegenkommens der Behörden konnten die nötigen Mittel rasch beschafft werden. Die Tit. *Sparkassengesellschaft* von Obwalden (Präsident Herr *Ständerat Wirz*) gewährte für das Jahr 1914 einen Beitrag von 700 Fr., einen zweiten für 1915 von 350 Fr.; die hohe *Regierung* 300 Fr. Aus *eidgenössischen* Mitteln wurden durch die Vermittlung von Herrn Staatsarchivar Dr. *Durrer* in Stans und Herrn Professor Dr. *A. Naef* in Lausanne als Präsident der Schweiz. Gesellsch. zur Erhaltung Hist. Denkmäler, 700 Fr. erwirkt; der Historische *Verein der V Orte* spendete 300 Fr.

Nachdem die notwendigen Vorbereitungen getroffen waren, wurden die Grabungen am 18. März 1914 begonnen, zunächst mit 2—3 Arbeitern, denen sich der Besitzer des Landgutes

Pius Küchler, mit seinem Sohne häufig zugesellte. Die Arbeiten wurden beaufsichtigt von Herrn Rechtsanwalt *Th. Wirz* in Sarnen und dem Schreiber dieser Zeilen. Während unserer Abwesenheit kontrollierte Küchler die Arbeiter, traf die notwendigen Anordnungen und nahm allfällige Funde zur Hand. Als Herr Wirz Ende Juni zum Militärdienst einberufen wurde, führte ich die Arbeiten allein weiter. Herr Präsident *J. von Flüe* von Sachseln besorgte die Geschäftsführung und Kasse.

Da die erste Aufdeckung die mittlere Längsmauer an der Stelle, wo die Räume I, II und IV anstossen, getroffen hatte, wurden von da aus die Mauerzüge verfolgt, abgedeckt und beidseitig Gräben ausgehoben, um so den Grundriss festzustellen. Dieses Verfahren erwies sich als sehr befriedigend. Zuerst wurde so die Mittelmauer gegen Süden freigelegt, an ihrem Ende die Mauerzüge nach Ost und West verfolgt und die Südost- und Südwest-Ecken ausgegraben. So wurde weiter gearbeitet, bis die sämtlichen Aussenmauern abgedeckt waren; dann wurden die Verbindungsmauern, auf die man zum Teil schon bei den Sondierungen gestossen war, freigelegt und nachdem so der Grundriss des ganzen Gebäudes festgestellt war, wurden die einzelnen Abteilungen ausgegraben und untersucht. Als die Ausgrabung schon ziemlich weit vorgerückt war, wurden im benachbarten Gelände Sondierungen vorgenommen und drei weitere, allerdings nur kleine Ruinen entdeckt. Es wurde beschlossen, auch diese auszugraben. Mit den zwei neuen Landeigentümern wurden Verträge eingegangen und die Arbeiten sofort in Angriff genommen. Zwei von diesen kleinen Anlagen wurden im Juli vollständig ausgegraben und untersucht; bei der zuletzt entdeckten, etwas grössern, konnten noch die Mauerzüge blossgelegt und der Grundriss aufgenommen werden. Das Hauptgebäude war unterdessen fertig ausgegraben worden, so weit das überhaupt beabsichtigt war. Ein Teil des Hofes wurde nicht ausgehoben, weil die hohen Kosten in keinem Verhältnis zu den wahrscheinlichen Ergebnissen gestanden hätten; einige andere Stellen ausserhalb des Gebäudes konnten wegen Obstbäumen nicht untersucht werden. Da es nicht viel Sinn gehabt hätte, die ausgegrabene Ruine offen zu erhalten, ferner zu ihrem Ankauf und den notwendigen Konservierungsarbeiten die Geldmittel durchaus fehlten, wurde im Einverständnis mit den massgebenden Stellen beschlossen, die ganze Anlage wieder einzudecken, nachdem ein Situationsplan aufgenommen und mit Zustimmung des Landeigentümers die im Plan eingetragenen Fixpunkte errichtet worden waren.[1]) Trotzdem sieben Arbeiter angestellt waren, nahmen die Eindeckungsarbeiten geraume Zeit in Anspruch. Am 27. Juli waren sie beendet, damit aber auch unsere Geldmittel erschöpft. Da wenige Tage später der Weltkrieg ausbrach, wäre es wegen dem damaligen Mangel an Arbeitskräften ohnehin unmöglich gewesen, die Ausgrabung der zuletzt aufgefundenen Ruine fortzusetzen. Ihre Untersuchung wurde, nachdem wiederum die Tit. Sparkassengesellschaft in hochherziger Weise die nötigen Geldmittel zur Verfügung gestellt hatte, im Frühjahr 1915, vom 19. April bis 3. Mai, durchgeführt. Weitere Schürfungen in der Nachbarschaft, die im Anschluss an die letzte Ausgrabung vorgenommen wurden, ergaben keine neuen Entdeckungen.

Die sämtlichen Funde von Alpnach wurden nach Sarnen gebracht und sollen dort in nächster Zeit im Historischen Museum zur Aufstellung gelangen.

---

[1]) Herr Kantonsingenieur Oberst *Otto Seiler* liess in zuvorkommender Weise durch sein Personal einen Situationsplan von sämtlichen Ruinen erstellen, wofür ihm auch an dieser Stelle der verbindlichste Dank ausgesprochen sei.

Während der Hauptausgrabung wurden die Arbeiten regelmässig von Herrn Staatsarchivar Dr. *Durrer* im Auftrage des Präsidenten der Schweiz. Gesellschaft für Erhaltung historischer Denkmäler besichtigt. Herr Professor Dr. *Naef* besuchte den Platz am 7. April, nachdem er zuvor in Sarnen die bis dahin gemachten Funde in Augenschein genommen hatte. Am 10. Juli war Herr Dr. *K. Stehlin* aus Basel auf dem Platze. Mehrere Besuche erhielt die Ausgrabung von Herrn Professor Dr. *Tatarinoff* in Solothurn, der sich von Anfang sehr darum interessierte. Allen diesen geehrten Herren bin ich für mannigfachen guten Rat, für Wegleitung und Aufschlüsse zu wärmstem Danke verpflichtet.

Ferner besuchten die Ausgrabung mehrere Mitglieder des hohen *Regierungsrates* von Obwalden, die Mitglieder des Tit. *Obergerichtes,* der Vorstand der Tit. *Sparkassengesellschaft,* endlich im Anschluss an die in Alpnachdorf abgehaltene Hauptversammlung des Hist. antiq. Vereins zahlreiche Mitglieder dieser Gesellschaft und als deren Gäste der Präsident und mehrere Mitglieder des V örtigen historischen Vereins.

2. Beschreibung der Gebäude.

Die Ruinen[1]) liegen etwa zehn Minuten südwestlich vom *Dorfe Alpnach,* zwei Minuten von der *Brünigstrasse,* in den Heimwesen Uchtern, Laubligen und Feld (Abb. 7). A priori hätte man hier auf dem durch die Schlierenbäche stets gefährdeten Schuttkegel wohl am wenigsten eine

[1]) Die Hauptruine ist schon einmal aufgedeckt, aber nicht als römisch erkannt worden. Als nämlich vor etwa 15 Jahren dem Strässchen entlang, das die Nordwestecke schneidet, eine Wasserleitung eingebaut wurde, stiessen die Arbeiter, nach Angabe von P. Küchler, auf Mauern und fanden Ziegel mit „Gedrucktem", also offenbar Legionsstempel. Sogar eine (etwas spätere) Zeitungsnotiz berichtet über diese Aufdeckung (Neue Zürcher Nachrichten vom 9 Juli 1909): „Bei Anlage der Wasserleitung durch die Uchtern kamen tief unter der Erdoberfläche auffallend viele Ziegelstücke zum Vorschein" — Im Hist. Museum in Sarnen liegt eine Etikette mit der Angabe: „Ein Stuffeisen, welches in der Uchtern zu Alpnach hervorgegraben wurde" Das Werkzeug, das gemeint ist, konnte ich jedoch im Museum nicht finden. Nach einer Mitteilung von P. Küchler soll in der Uchtern einmal eine eiserne Axt von alter Form ausgegraben worden sein. — *Stumpf,* VII. Buch, 533, erwähnt auch ein Schloss von Alpnach; da über eine solche Ruine heute alle Nachrichten fehlen, wäre es möglich, dass die römischen Reste Veranlassung gegeben haben, für Alpnach ein Schloss zu behaupten. — Ferner sei noch aufmerksam gemacht auf eine Stelle bei *Businger* und *Zelger*, Geschichte von Unterwalden (1788), I, S. 54, wo es von dem Weiler *Schoried* heisst: „Ehemals soll diese Gegend Schönenried geheissen und eine nicht geringe Dorfschaft daselbst gestanden haben. Noch zeigt man den Ort in der sog. Mühlihalten, wo die Pfarr- u. Mutterkirche gewesen. Bey Ergrabung des Fundaments der itzigen Kapelle fand man einen verschlossenen Schrank und darin verschiedene verrostete Schlosserwerkzeuge, woraus man gemuthmasset, dass unweit eine Schmiede gestanden habe. Die Verheerung dieses Fleckens wird auf folgende Art erzählt: Zwey zugleich eingestürzte Rubenen von beyderseitigem Gebirge des Schlierenthals schwellten das von einem Wolkenbruche häufigst angewachsene Wasser der sogeheissenen Schlieren so sehr, dass von der sogenannten Hurd bis an das kalte Bad in der Schwändi ein ganzer See anwuchs, und also aufgeschwellt bis in die sechs Wochen blieb; endlich unwiderstehlich ausbrach und diese Verwüstung verursachte." Urkundlich weiss man von solcher Katastrophe nichts; sie muss jedenfalls sehr weit zurückliegen. Da die Uchtern und die römischen Ruinen gerade unterhalb Schoried liegen, gehen die Überflutungsspuren in der Uchtern und Umgebung wahrscheinlich auch auf dieses von der Tradition festgehaltene Ereignis zurück. In der Gegend von Schoried sind auch in neuester Zeit beim Strassenbau wieder merkwürdige Funde gemacht worden, die einer weitern Verfolgung wert wären.

römische Ansiedlung vermutet. Es wurden, wie der Plan zeigt (Abb. 8), im ganzen vier Gebäude aufgefunden: In der Uchtern eine grössere Anlage (A), im benachbarten Laubligen ein kleiner Bau mit nur einem Raum (B), im anstossenden Gute Feld ein kleines Gebäude mit Heizeinrichtungen (C) und endlich wieder in der Uchtern ein etwas grösseres Gebäude (D). Zu beachten ist, dass der Bach zwischen Uchtern und den beiden andern Heimwesen früher nicht vorhanden war, sondern als sog. Industriebach erst etwa seit den dreissiger Jahren des vorigen Jahrhunderts hier durchfliesst. Abgesehen von der Bedrohung durch Überschwemmung ist die Lage der Örtlichkeit sehr schön, frei und sonnig; das Gelände sanft ansteigend gegen Schoried und voll kleiner und grosser Unebenheiten, den Spuren früherer Schlierenausbrüche.

Abb. 7. Ausschnitt aus Blatt 378 des Topogr. Atlas. 1 : 25 000. Südlich von Alpnach das Heimwesen Uchtern, mit der römischen Hauptruine +. — Reproduziert mit Bewilligung der Schweiz. Landestopographie v. 27. Okt. 1915.

Das *Hauptgebäude* (A), eine nahezu quadratische Anlage von 30 m Seitenlänge, ist eine einfache Villa rustica. An einen geräumigen Hof schliessen sich im Norden und Osten und zum Teil auch im Süden sieben grössere und kleinere Wirtschaftsräume. In seinem Aufsatz über das römische Landhaus in Deutschland[1]) versucht *Kropatschek* aus dem Rechteckbau einen sogen. germanischen Typus mit vorspringenden Ecken bezw. Seitenflügeln abzuleiten. Vorspringende Ecken zeigt auf der Ostfront auch die Alpnacher Anlage wohl ausgeprägt. Der nördliche vorspringende Flügel war allerdings bei der Ausgrabung bereits zerstört, weil dort die Westmauer einer später eingebauten Scheune lag, die vor etwa 120 Jahren wieder niedergelegt wurde. Dagegen ist in Alpnach der Raum zwischen den beiden vorspringenden Flügeln sicher keine Eingangshalle und hat kein Tor nach aussen, wie das nach Kropatschek für diese Art Villen charakteristisch sein soll. — Die Mauerzüge sind in ihrer ganzen Ausdehnung erhalten geblieben, abgesehen von dem östlichen Abschluss des Nordflügels. Die Mauerdicke beträgt im Nordteil durchschnittlich 65 cm, bald etwas mehr, öfters auch weniger. Im Südteil zeigt insbesondere die von Ost nach West ziehende Hofmauer die ansehnliche Dicke von 85—95 cm. Das nämliche Mass besitzen auch die Ost- und Nordmauern von Raum V. Eine Stärke von 85 cm hat auch die

[1]) *G. Kropatschek,* Das römische Landhaus in Deutschland. VI. Bericht der Römisch-Germanischen Kommission. Frankfurt a/M. 1913.

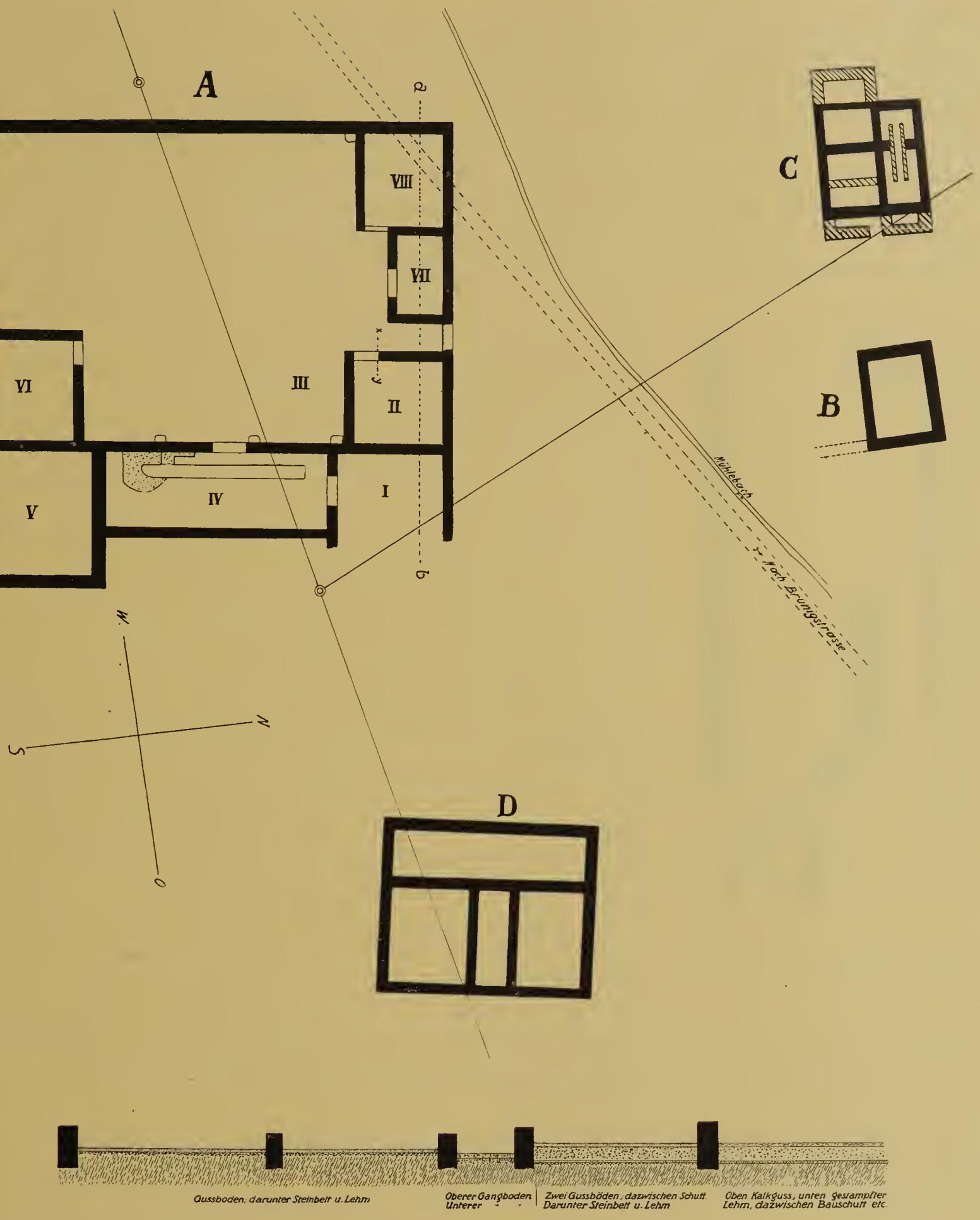


Abb. 8. Situationsplan der römischen Ruinen bei Alpnachdorf. 1:400.
Schnitt a—b durch den Nordteil des Hauptgebäudes. 1:200.

Westmauer in ihrem südlichen Teile, während die Dicke nach Norden hin abnimmt und zuletzt noch etwa 70 cm beträgt. Auffallend ist, dass die Westmauer, da wo sie als Hofmauer auf die westliche Begrenzungsmauer von VIII trifft, mit dieser nicht bindig ist. Dagegen ist die Mittelmauer, welche die Räume I, IV und V im Westen begrenzt, von einheitlicher Konstruktion. Sehr verschieden ist die Höhe, bis zu der das Mauerwerk erhalten geblieben ist. An der ersten Aufdeckungsstelle, östlich von Ziffer III, betrug die Mauerhöhe wohl 1,3 m, so dass die oberste Steinlage unmittelbar unter den Rasen reichte und in trockenen Sommern, wie 1911, nach Küchlers Angabe, den damals allerdings noch nicht geahnten Mauerzügen entlang das Gras verdorrte. Tatsächlich betrug an mehreren Stellen die Erdbedeckung nicht einmal 10 cm. Auf der ganzen Nordseite ist das Mauerwerk ungefähr 50—80 cm hoch erhalten und macht durchaus den Eindruck, als sei es künstlich abgetragen worden. Die Mittelmauer zeigte auch in ihrem Verlauf gegen Süden durchweg eine Höhe von 1,2 m und darüber. Die breite Südmauer hatte in ihrer Begrenzung von Raum V ähnlich wie dessen Ostmauer eine Höhe zwischen 30 und 50 cm. In ihrem Verlaufe nach Westen erschien die südliche Hofmauer stark, aber wiederum ganz gleichmässig abgetragen, bis auf eine Höhe von 25—40 cm; darüber lag eine Erdbedeckung von 2 m und mehr, eine Art Lehm, offenbar vom Schlierenbach abgesetzt. Im Süden und Südwesten war also die Abtragung der Mauern am stärksten, die Erdbedeckung am grössten; die Mittelmauer war durchweg in der grössten Höhe erhalten und ihr Abstand von der Rasenfläche am geringsten. Die Mauern zeigen das typische Bild römischer Arbeit: keine behauenen, nur zugeschlagene Bruchsteine und überall zusammengeraffte Feldsteine von bescheidener Grösse setzen sie zusammen. Mit dem Kalkmörtel, der oft gelblich gefärbt ist, wurde nicht gespart. Ecken und Türöffnungen sind regelmässig mit zugerichteten Blöcken aus Kalksinter, fälschlich Tuff genannt, ausgeglichen. Nach Angabe der Arbeiter soll derartiges Material in der Nähe vorkommen, doch ist mir selbst keine Stelle bekannt. Unter den Bautrümmern wurden auch einzelne keilförmige Tuffblöcke gefunden, die wohl von Tür- oder Fensterwölbungen herstammen mögen. Auch einzelne schön rechteckig geschnittene Blöcke fanden sich; sie dienten vielleicht zur Verkleidung der Aussenmauern. An mehreren Stellen liess ich den Mauern entlang in die Tiefe graben bis zur Fundamentierung. Diese geht nicht sehr tief hinab, in der Regel 25—30 cm und die unterste Steinlage ruht auf dem Lehmboden.

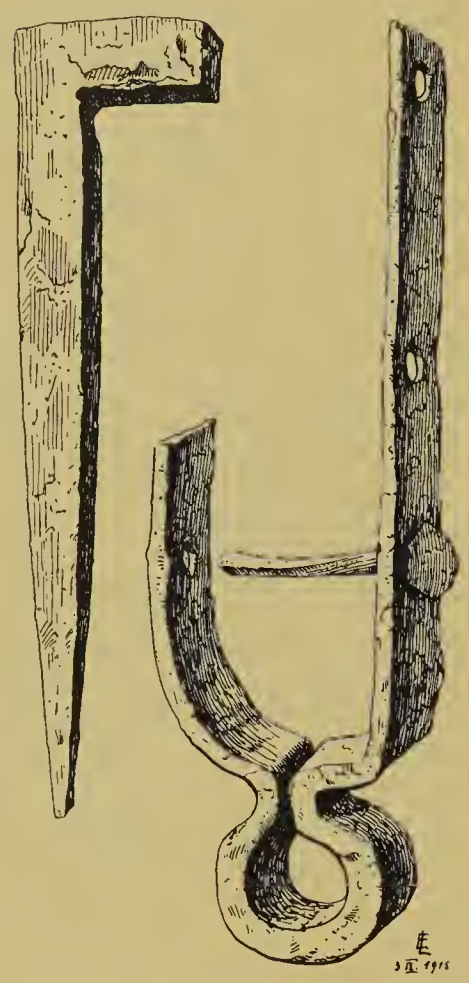


Abb. 9. Angel und Kloben vom Südtor. 1:4.

Von aussen führt in den Hof ein grosses *Südtor* von 3,6 m Breite; ein mächtiger eiserner Angel, 31 cm lang, und ein dazu passender Torkloben, 37 cm lang (Abb. 9), kamen hart neben der Mauer beim Ausheben der Erde zum Vorschein. Der Kloben hat ein doppeltes Band von 4,3 cm Breite; eines ist in der Mitte abgebrochen. Für die Führung der Nägel haben die Bänder drei Löcher; ein Nagel steckt noch im Band. Aus dem Abstand der Bänder ergibt sich die Dicke des Tores mit 8,5 cm. Während ein Band vom Klobenloch weg rechtwinklig gekrümmt ist, ver-

läuft das andere gerundet; wahrscheinlich war die Holzbohle des Tores ebenso geformt. Die Torschwelle ist gemauert; an ihrem westlichen Ende lagen Kohlenreste von Eichenholz. Also wohl verkohlte Trümmer von einem Torpfosten oder vom Tore selbst. Die Untersuchung des unmittelbar vor dem Tore gelegenen Vorplatzes und der Aussenseite des Hofes liess keine Spuren einer Strassenzuleitung oder einer Pflästerung erkennen.

Von Norden führt eine schmälere Pforte durch einen 1,8 m breiten Gang zwischen Raum II und VII in den Hof. An der Ostseite dieses Tores befand sich mit der Aussenmauer in gleicher Front ein Mauersatz, 16 cm gegen Westen vorspringend, 40 cm nach Süden sich erstreckend, wahrscheinlich ein Widerlager für das wohl nach innen sich öffnende Tor. Nebeneinander gelegte platte Steine dienten auch hier als Schwelle.

Sämtliche Innenräume sind ausgehoben worden mit Ausnahme von VI, wo ringsum ausser- und innerhalb der Mauern ein meterbreiter Graben bis zum Boden gezogen wurde. Auch den Hof- und Aussenmauern entlang wurde überall ein meterbreiter Graben bis auf den gewachsenen Boden ausgehoben. Leider konnte auf der Aussenseite der Nordmauer die dem Anschluss an die Mittelmauer gegenüberliegende Stelle nicht ausgehoben werden, weil dort ein Birnbaum steht. Das ist um so bedauerlicher, als gerade auf der Aussenseite der Nordmauer die ältesten Scherben und sämtliche Fibeln aufgefunden wurden. Ferner kamen gerade an der fraglichen Stelle Reste einer Steinpflästerung zum Vorschein, die wahrscheinlich mit dem Nordtor zusammenhängt. Im Nordwesten konnte wegen des Strässchens und einer darunter liegenden Wasserleitung ein Stück nicht ausgegraben werden. Überdies musste auch dort auf einen wertvollen Obstbaum Rücksicht genommen werden. Doch liess ich das jenseits des Weges liegende *Nordwesteck* ausschachten. Die Erdbedeckung betrug dort 80 cm. Vom Hofe wurde nur ein Teil ausgehoben: zunächst rings der Mauer entlang ein Graben von wenigstens 1 m Breite bis zur gewachsenen Erde hinab, dann im Nordteil die Fläche nördlich einer Diagonale von der südwestlichen Hofecke bei VIII nach der Türe in Raum IV. Den ganzen Hof auszugraben wäre bei einer durchschnittlichen Erdbedeckung von fast 2 m zu kostspielig gewesen und konnte um so eher unterlassen werden, als im Hofe nur sehr spärliche Funde zutage traten. Nur die Partie unmittelbar südlich der Gemächer II, VII und VIII lieferte einige bemerkenswerte Funde. Auch hier musste auf einen Birnbaum Rücksicht genommen werden, für den der Eigentümer eine für unsere Kasse unerschwingliche Entschädigung im Sinne hatte.

Bemerkenswert sind die Profile, die sich im Hofe von der Oberfläche mit der Grasnarbe bis zum ursprünglichen „römischen“ Boden ergaben. In der Mitte der vorhin angegebenen Diagonale, also an jener Stelle des Hofes, die von Raum VIII und IV ungefähr gleich weit entfernt ist, wurde folgendes Profil notiert: Unter dem Rasen eine dünne Humusschicht, darunter Schlierenlehm mit etwas Sand und stellenweise mit kleinen Geröllen, zirka 35 cm; dann folgt nach unten eine Geröllschicht aus nuss- bis faustgrossen Bachsteinen, 25—30 cm; tiefer abwärts liegt 35—40 cm Sand, dann 20—25 cm ganz feiner Sand, zu unterst eine dünne Lage Lehm mit wenigen Geröllen. Dann erscheint eine 25—35 cm mächtige Brandschicht mit geschwärzten Ziegelbrocken, endlich der festgetretene Lehmboden des Hofes. Gesamtmächtigkeit: 1,4 m. Je weiter nach Süden das Profil gelegt wird, desto geringer erscheint die Brandschicht. An der Südmauer, ebenso an der von der Südwestecke abgehenden Westmauer des Hofes bis fast unmittelbar gegen den Raum VIII fand sich keine Spur von Brandschutt.

Auffallend sind mehrere grosse mehr oder weniger prismatische Steine, allerdings nicht bearbeitet, aber jedenfalls besonders ausgesucht, die im Hofe entlang der Mittelmauer sich fanden. Auch in Raum VI lag ein solcher Stein, ebenso in der Hofecke bei VIII. Ob diese Steine etwa Substruktionen irgendwelcher Art darstellen, wage ich nicht zu entscheiden.

Eine andere Merkwürdigkeit, allerdings ohne Zusammenhang mit der baulichen Ausgestaltung, ergab sich beim Ausgraben der nordöstlichen Hofecke. Als dort der Humus und die eingeschwemmten Schichten abgetragen waren, kamen hart an der Mittelmauer, auf dem Brand- und Bauschutt des Hofes ruhend, drei Leistenziegel zum Vorschein, die Unterseite nach oben gekehrt, der Länge nach aneinandergereiht. Einer war noch ganz und bildet jetzt eine besondere Zierde des Sarner Museums; die anderen waren zerbrochen, konnten aber wenigstens in Stücken geborgen werden. Offenbar handelt es sich um eine nach der Zerstörung des Gebäudes aus ganz gebliebenen Dachziegeln errichtete Sitzgelegenheit.

Raum I, der zuerst ausgehoben wurde, misst von Norden nach Süden 6,6 m. Die Ausdehnung von Westen nach Osten ist nicht mehr feststellbar, weil die Ostmauer nicht mehr existiert; wahrscheinlich sprang aber das Gelass ebensoweit vor wie der südliche Flügel. Merkwürdig ist die sehr ungleiche Mauerdicke dieser beiden Flügel. Im Innern kam beim Ausräumen ein Boden aus Kalkbeton zum Vorschein. An Funden sind hier ausser einigen Scherben und Knochen mehrere Stempel der XXI. und XI. Legion zu verzeichnen.

Der anstossende Raum II, im Ausmass von 5,6 × 5,2 m, ist wohl der interessanteste Teil der ganzen Anlage. Mit dem Hofe ist er verbunden durch eine Tür von 1,52 m Breite. In der Nordwestecke kamen viele Scherben und Knochen zum Vorschein. Unmittelbar bei der Türe lag ein halb verschmolzenes und zusammengedrücktes Bronzeblech, Beschlägbestandteile von einer Tür und das Abb. 13, Nr. 17 dargestellte, leider zerbrochene Schlossblech. Ferner lagen mehr oder weniger im ganzen Gemach zerstreut zahlreiche Nägel. Auf der Innenseite der Süd- und Westmauer (Taf. IV, 2) waren übereinander zwei verschiedene *Bestiche* in grösseren Partien unversehrt erhalten. Der obere Bestich spielte ins gelbliche, war meistens über 2,6 cm dick. Darunter lag ein auf grossen Flächen vorzüglich konservierter *Fugenverputz* von sehr wechselnder Dicke: 0,8—5 cm, und heller als der darüber lagernde. Fugen spitzwinklig, nicht ausgerundet, eine Winkelseite senkrecht, die andere schief ⌐, 0,3—0,5 cm tief, auf der Wandfläche Rechtecke bildend von 10 × 20 cm Inhalt. Dieser Fugenverputz fand sich auch auf der Aussenseite der Nordmauer und in mehreren anderen Räumen, ebenso auf der Aussenseite der südlichen Hofmauer. — Vervollständigt wurde die Ausstattung dieses Gemaches durch einen hellgefärbten ziemlich festen, etwa 10 cm dicken Gussboden, von ziemlich guter Erhaltung.

Schon beim Ausräumen fielen mir in diesem Boden mehrere Pfannen auf und da bereits in Raum I einige Tubulibruchstücke gefunden worden waren, vermutete ich eine Heizeinrichtung. Als ich den Boden durchschlagen liess, kam 50 cm tiefer ein älterer Gussboden zum Vorschein (Taf. IV, 3). Zwischen beiden Böden lagen Bauschutt, Knochen, Scherben, und zwar viel Sigillata, und reichliche Brandreste. Im Schutt befanden sich auch mehrere Stücke eines 1,2 cm dicken, auf der Oberfläche dunkelrot bemalten, geglätteten Verputzes, der offenbar von einer früheren Wandbekleidung des Gemaches stammt. Die erste Ausstattung scheint demnach luxuriöser gewesen zu sein. Von demselben rotbemalten Wandbestich wurden auch ausserhalb der Nordmauer in der tiefsten Kulturschicht mehrere Stücke gefunden. Eine Untersuchung in Raum I ergab, dass dort, unter dem oben

erwähnten Kalkbetonboden, ebenfalls 50 cm tiefer, auch ein älterer Boden lag aus gestampftem Lehm. Auch hier war der Zwischenraum in ähnlicher Weise ausgefüllt. Ferner ergab sich, dass auch der Gang zwischen II und VII früher tiefer gelegen hatte und später mit Bauschutt und Steinen aufgefüllt worden war. Als in Nr. II der obere Boden und auch die Schwelle der Türe nach dem Gang abgetragen wurden, kam darunter die alte Schwelle, die Fortsetzung des Gussbodens, zum Vorschein und darüber gelegt eine verkohlte Bohle aus Tannenholz, 152 × 50 × 5,5 cm. Da der zweite Zimmerboden auch nach der Aufschüttung des Ganges höher als dieser lag, war der Guss des Bodens gegen die Schwelle absichtlich schief gelegt, um das Eintreten zu erleichtern. Später war dann über die Holzschwelle ein Guss gelegt worden und die Neigung des Bodens gegen die Türe durch eine Flickerei ausgebessert worden (Abb. 10).

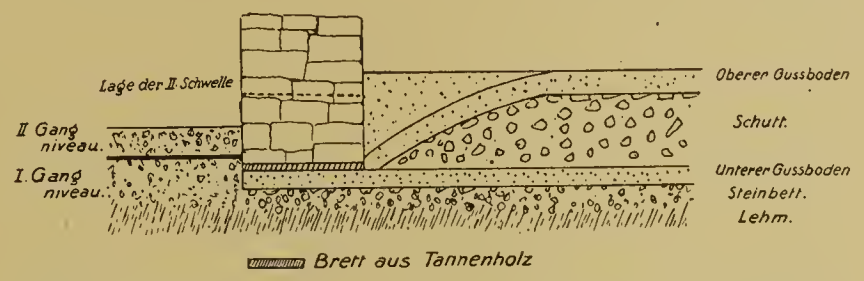


Abb. 10. Schnitt x—y durch Gang und Raum II des Hauptgebäudes. 1:50.

Auf jeden Fall geht aus diesem Befund hervor, dass *Umbauten* stattgefunden haben, und zwar liegt es nahe, an eine teilweise Zerstörung der ursprünglichen Räume durch eine Feuersbrunst und nachherige Wiederinstandsetzung zu denken. Ein Hypokaust liegt unter keinen Umständen vor. Spuren des Fugenverputzes fanden sich unter dem Niveau des obern Bodens an den Seitenmauern nirgends. Der Bestich könnte allerdings vor der Einsetzung des Bodens unten ringsum sorgfältig weggeschlagen worden sein; allein die Eilfertigkeit, mit der man offenbar vorging und in der man sogar den Brandschutt zum Teil liegen liess, spricht nicht für eine solche Prozedur. Ich glaube, der Fugenbestich wurde erst nach dem Umbau ausgeführt. Im Schutt zwischen den Böden fanden sich zwei Stempelfragmente der XXI. und eines der XI. Legion. Daraus ergibt sich wenigstens das eine sicher, dass der Umbau nach dem Jahr 80 ausgeführt wurde.

Nr. IV ist mit 4,8 × 14 m Innenfläche der grösste Raum (Taf. IV, 4). Die Ostmauer ist ziemlich tief abgetragen, ebenso der grösste Teil der Südmauer. Mit I besteht eine Verbindung durch eine schlecht erhaltene etwa 1,80 m breite Türe, ebenso mit dem Hof durch ein 2,13 m breites Tor. Die Westmauer ist die höchste der ganzen Ruine und zeigt auf der Innenseite den Fugenbestich in vorzüglicher Erhaltung. Ferner hat die Innenseite ihrer ganzen Länge nach, 45 cm über dem Boden, einen schmalen Absatz, dessen Innenwinkel mit Pflaster ausgestrichen ist. Die Türschwelle besteht aus grösseren, nebeneinandergelegten, in den Boden eingelassenen Steinen mit gleichmässiger Stirnseite. Darüber ein Zementguss. Der grösste Teil des Bodens ist gestampfte Erde. Dagegen zieht sich in einem Meter Abstand von der Westmauer eine 80 cm breite Steinpflästerung fast den ganzen Raum entlang. Südwärts liegt zwischen Steindamm und Mauer ein Stück schlechten Gussbodens und gegen die Südmauer auch eine unregelmässig begrenzte Fläche aus Guss. An der Mauer lagen reichliche Kohlenreste und Asche. Die übrige Bodenfläche enthielt Geröll und Schuttbrocken, die in den Lehm eingestampft erschienen. Da in diesem Gemach vier Viehglocken gefunden wurden und der Steindamm an ähnliche Bauten in primitiven Viehställen erinnert, könnte dieses Abteil einem ähnlichen Zweck gedient haben. Dagegen sprechen aber wiederum die Herdspuren. Hier wurde einer der interessantesten Funde der ganzen Ausgrabung gemacht: in der römischen Kulturschicht kam der Kopf eines aus feinstem, rötlichen Ton geformten „Tabakpfeifchens“ zum Vorschein (Taf. VIII, 37).

Das südlich anstossende Gemach V, in der Grösse von 6,8 × 8 m, bot wenig Bemerkenswertes. Ein schlechter Kalkbetonguss bildet den Boden. Eine Türe konnte nicht nachgewiesen werden; es besteht aber keine andere Möglichkeit, als dass der Zugang von IV aus erfolgte. Kleinfunde kamen fast gar keine zutage. Merkwürdig ist, dass hier mitten im Schutt acht Ziegelplatten lagen, die offenbar von Heizsäulchen stammen; sicher sind sie hierher verschleppt worden, denn in der Villa selbst bestand kein Hypokaust.

Raum VI, mit 5,6 × 6,4 m Fläche, ist sehr wahrscheinlich erst nachträglich vom Hofe abgetrennt worden. Die West- und Nordmauer sind schlecht und mit keiner der anstossenden Mauern bindig. Eine schlechterhaltene Türöffnung von 1,60 m Breite stellte die Verbindung mit dem Hofe her. Aus der dunklen Färbung der Erde neben den stark abgetragenen Nord- und Westmauern möchte man schliessen, dass hier Holzkonstruktionen in Verwendung waren. Möglicherweise waren die Mauern von Anfang an nicht so hoch wie die Mittel- und Südmauer. Ausser einer Bronzeglocke und dem in Abb. 14, 19 dargestellten Doppelring ergaben sich keine Funde. Wie oben bereits bemerkt, wurde nicht das ganze Gelass ausgeräumt, sondern den Mauern entlang ein Graben von ein Meter Breite gezogen bis auf die ursprüngliche Bodenfläche.

Das westlich vom Nordgang liegende Gemach VII misst 5 × 3 m und ist das am besten erhaltene der ganzen Anlage. Die Mauern sind ringsum auf die gleiche Höhe von 55 cm abgetragen und zeigen auf der Innenseite, ähnlich wie in Raum II, einen doppelten Bewurf: den älteren, schönen Fugenbestich und einen gröberen, ungegliederten darüber. Auch die Aussenseite der Nordmauer hat Fugenverputz. Ein sehr fester, vollständig unversehrter Zementguss bildet den Boden. Die Gussmasse ist hell gefärbt, etwa 10 cm dick und enthält zahlreiche Kieskörner. Darunter folgt eine Lage von Geröllen und zerschlagenen Steinen, das Steinbett, auf welchem der Guss ausgeführt wurde. Die Mächtigkeit dieses Steinbettes beträgt 10—12 cm. Darunter liegt Lehmboden, der gewachsene Grund. Um ja nichts zu übersehen, wurde an einer Stelle einen Meter tief hinabgegraben; es war jedoch hier von Umbauten gar nichts zu bemerken. In diesem Abteil kamen sehr viele Scherben von grobem Küchengeschirr, aber keine Sigillata, ferner Scherben von Glaswaren, zum Teil stark verschmolzen, ein Bleibarren, angebrannte Knochen, massenhaft Nägel, alles in einer beträchtlichen Brandschicht liegend, zum Vorschein. In den Hof mündet eine Türöffnung mit 1,8 m Breite. Die Schwelle ist aus mehreren schönen Steinen erstellt, liegt in gleichem Niveau mit dem Zimmerboden, aber 12 cm höher als der Hofboden.

Das letzte Gemach VIII, mit einer Innenfläche von 5 × 5,8 m, konnte, wie schon erwähnt, wegen des Strässchens nicht vollständig ausgehoben werden. Auch hier ist die Abtragung der Mauern eine so gleichmässige, dass sie nur künstlich sein kann. Die Mauerkrone liegt bei den Mauern des Nordwestecks 74 cm über dem Zimmerboden. Das Eck selbst ist auf einem grossen Stein fundamentiert und mit Tuff schön ausgeglichen. Die äussere Mauerhöhe von der Krone bis zum Fundament beträgt 1,15 m. Auch hier sind sowohl innen wie aussen Reste der zwei Bewürfe vorhanden. Das Profil hart am Weg zeigt, vom Wegniveau bis auf den Gussboden von VIII folgende Schichten: Oben eine dünne Humuslage, dann Lehm, oben mit Humus untermengt, nach unten hie und da mit Geröllen, 65—75 cm mächtig. Dann scharf sich abhebend Bauschutt, 70—75 cm, mit sehr viel Kalk und Ziegelbrocken; zu unterst schwarz gefärbter Brandschutt. Gesamtmächtigkeit des Profils: 1,40 m. Der Gussboden ist der härteste in der ganzen Villa, hat im Gegensatz zu allen bisher beschriebenen Böden, eine rötliche Farbe, von beigemengtem Ziegelmehl. Dicke 10—12 cm.

Der Guss ist selbstverständlich wiederum auf einem Steinbett ausgeführt. Unter diesem erscheint der gewachsene Boden. Nach dem Hofe führt eine Türe von 1,63 m Breite; die aus Ziegelmaterial gemauerte und zementierte Schwelle war 13,5 cm hoch, 28 cm breit an der Basis, nach aussen die Kante abgerundet. Die Türe öffnete sich vom Hof aus nach innen und war allem Anscheine nach links befestigt. An Fundstücken lieferte auch dieser Raum hauptsächlich Scherben von Küchengeschirr, Knochen und Nägel. Im Nordwesteck kam ein ganzes Tellerchen zum Vorschein, das aber die Arbeiter leider zerbrachen.

Im Hofraum (III), unmittelbar vor dem Eingang zu dem eben beschriebenen Zimmer, fanden sich Reste einer Pflästerung aus Ziegelplättchen und Bruchstücken von Leistenziegeln. Hier lagen ebenfalls zahlreiche Scherben und Knochen unter einer ansehnlichen Brandschicht. Weiter gegen Südosten war der Hof ein Stück weit mit grossen unregelmässigen Steinplatten belegt. Nicht weit davon lag ein Mühlstein aus Gneis. Die Hofseite der Südmauer von Raum VIII und besonders der Winkel, den sie mit der westlichen grossen Hofmauer bildet, lieferten am meisten Eisenfunde. Fast alle grösseren Geräte wurden hier aufgehoben. Darunter auch Bruchstücke von zwei Ketten. Es hat fast den Anschein, als ob da in der Ecke Werkgeschirr aufbewahrt worden wäre, etwa unter dem vorspringenden Dach an der Mauerwand. Die tiefste Kulturschicht lieferte auch einige Sigillatascherben (Abb. 17) und den Schlüssel mit dem schönen Bronzegriff (Abb. 12, 1). Auch Scherben von einem schwarzen, gerieften Topf kamen hier zum Vorschein.

Die Reste des zweiten *Gebäudes B* (ich bespreche die Ruinen nach der Reihenfolge ihrer Entdeckung), liegen etwa 20 Schritte von der Hauptanlage entfernt jenseits des Baches im Gut Laubligen (Abb. 8). Die Grundmauern bilden ein Geviert von 6,5 × 4,8 m und enthalten ein einziges Gemach (Taf. V, 1). Die Erdbedeckung war sehr gering. Der Besitzer des Heimwesens erinnerte sich, dass hier vorzeiten ein Apfelbaum ausgegraben wurde und dabei Mauerwerk und Ziegel zum Vorschein gekommen seien. Die Mauern sind gleichmässig abgetragen, sehr gut erhalten, auf der Innenseite mit rötlichem Mörtel verputzt. In einer Tiefe von etwa 1,10 m kam der Boden zum Vorschein, die festgetretene Erde. Ausgefüllt war das Gelass mit Bauschutt, in dem zahlreiche Knochen, Nägel, mehrere Eisenhacken, Ziegelbrocken, Gefässscherben und Kohlenstücke lagen. Einige dickwandige Scherben von einem grossen Vorratsgefäss scheinen darauf hinzudeuten, dass das Gebäude als Keller diente. In der Nordwestecke wurde in halber Tiefe, umgekehrt auf das Bruchstück eines Leistenziegels gelegt, eine kleine *Bronzeplatte,* oben versilbert, gefunden (Taf. VI, 1). Sie hat vielleicht Kultzwecken gedient und im Zusammenhang mit diesem Funde wurde von anderer Seite der Gedanke ausgesprochen, dass das Gebäude möglicherweise ein Heiligtum war. Von der Ostmauer weg läuft nach Süden eine Trockenmauer, die sich aber nach wenigen Metern verliert. Auf der Nordseite liegen aussen einige grosse Steine, wahrscheinlich Reste einer Treppe.

Die dritte *Ruine C* liegt in unmittelbarer Nähe der eben beschriebenen, westlich im anstossenden Hof Feld (Abb. 8). Es ist ebenfalls ein kleiner Bau von 11,1 m grösster Länge und 6,9 m Breite (Taf. V, 2—4). Trotz der geringen Grösse enthält er mehrere Innenräume. Besonderes Interesse bietet, dass hier ein Umbau sicher sich nachweisen lässt. Der *ursprüngliche Baubestand* (Abb. 11) stellt eine nahezu gleichseitige Anlage von 7,4 × 6,9 m dar mit vier Zimmern. Von diesen ist Nr. III, mit einer Steinpflästerung aus Rollsteinen, allein unverändert erhalten geblieben. Beim *Umbau* wurde die Ostmauer fast bis auf den Grund abgetragen, ebenso ein Teil der parallelen Mittelmauer. Im Westen wurde nun ein kleiner Baderaum angebaut, im Osten der ganzen

Front entlang ebenfalls eine Vergrösserung vorgenommen. Die neuen Mauern sind natürlich nirgends mit den alten bindig und die früheren Ecken schon durch die Verwendung von Tuff kenntlich. Nunmehr wurde eine neue Raumeinteilung durchgeführt. In dem mit II bezeichneten Gemach liegt ein ausserordentlich fester Gussboden mit zwei Güssen übereinander; der obere rötlich, der untere hellgrau, Gesamtdicke 16,5 cm. Mit dem Pickel war diesem granitharten Boden nicht beizukommen und, um ein Stück für das Museum herauszuschneiden, musste der Steinmetz zu Hammer und Meissel greifen. Der Guss ruht auch hier auf einem Steinlager, darunter erschien der gewachsene Boden. Der Gussboden war ursprünglich mit Ziegelplatten von 40,5 × 27,2 × 4 cm Grösse belegt, von denen, wie der Plan zeigt, bei der Aufdeckung noch zwölf in situ sich befanden. Elf waren ganz und wurden ins Museum überführt. Dieser ausgezeichnete Gussboden erstreckte

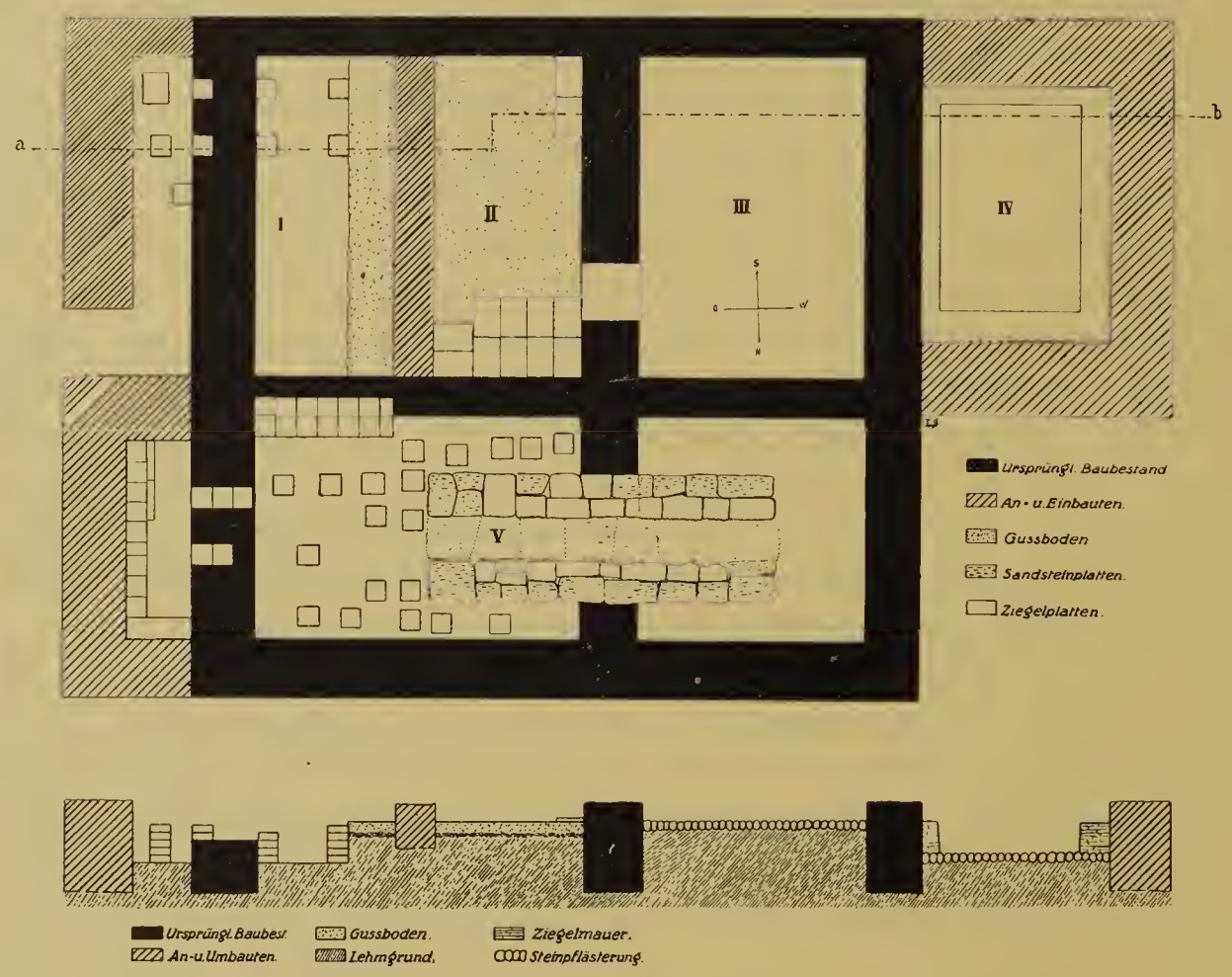


Abb. 11. Ruine C. Grundriss. 1:100. — Schnitt a—b. 1:100.

sich anfänglich über den ganzen Südostraum der alten Einteilung. Beim Umbau wurde ein schmaler Riemen herausgeschnitten und eine gar nicht in die Tiefe gehende Mauer eingesetzt. Dann wurde der östliche Teil des Bodens zum grössten Teil weggeschlagen und nur ein schmaler Streifen roten Gussbodens längs der neuen Mittelmauer stehen gelassen. In den so entstandenen Raum I, sowie in den ganzen nordöstlichen Trakt wurde nun eine *Heizanlage* eingebaut. Die Heizsäulchen, von denen die noch an Ort und Stelle vorgefundenen im Plan eingezeichnet sind, wurden unmittelbar auf den Lehmboden gestellt, einige auf die fast bis zum Grunde abgetragene

ehemalige Ostmauer. Als Material dienten grösstenteils Ziegelplatten in zwei Formaten: 22,2 × 22,2 × 7 und 22 × 19 × 8 cm; aber auch zugeschlagene Bruchstücke von Leistenziegeln, Sandsteinplatten gelangten zur Verwendung. An der Ostmauer standen eine ganze Reihe Säulchen nebeneinander: einige waren mit Backsteinplatten unterlegt, die offenbar von der oben beschriebenen Bedeckung des Gussbodens stammen. Wegen der sehr geringen Erdbedeckung der ganzen Ruine war von den Suspensuraplatten sozusagen nichts erhalten und alles ein einziges Trümmerfeld von zerschlagenen Dachziegeln, Heizröhren und Deckplatten. Von letzteren kamen überhaupt nur wenige Bruchstücke zum Vorschein. Es hat den Anschein, als ob die Suspensuraplatten verschleppt worden wären, sonst hätten mehr Trümmer davon herumliegen müssen. Auch Säulchenplatten müssen weggeschleppt worden sein; dass sich einige im Raum V des Hauptgebäudes fanden, wurde oben erwähnt. Von den Heiztubuli lagen zahlreiche Fragmente vor, aber alles höchst trümmerhaft und zermürbt, so dass es nicht völlig gelang festzustellen, wo überall Heizröhren eingebaut gewesen waren. Der *Heizkanal* war aus Sandstein und Ziegelmaterial, meist zerbrochenen Dachziegeln, gemauert, sein Boden mit Sandsteinplatten belegt. Von der Decke des Kanals war fast nichts mehr in der ursprünglichen Lage; es scheinen aber grössere und kleinere Ziegelplatten und Sandstein auch da verwendet worden zu sein. Im Kanal und vor der Öffnung lag viel Holzkohle und Asche. Rätselhaft ist die Lücke in der Ostmauer. Dass Raum I von dort aus geheizt worden wäre, ist ganz unwahrscheinlich; auch lagen in der Lücke weder Asche noch Brandreste. Die Wärme wurde vielmehr von V hinübergeleitet, denn die westöstliche Längsmauer war zwischen I und V an einer Stelle stark abgetragen und eine Doppelreihe von Säulchen eingebaut, die aber nur zwei Plättchen hoch waren. Leider war gerade an diesem kritischen Punkte die Zertrümmerung besonders arg. Fraglich ist auch, ob das Gelass V über der alten Quermauer, die der eingebaute Fornix durchbricht, oben abgeteilt war, wie in der frühern Raumeinteilung. Nachweisen liess es sich nicht, aber ich möchte es daraus vermuten, dass an der Ostseite der bis zum Heizkanal stehen gebliebenen Stücke der alten Quermauer zahlreiche Reste von Heizröhren lagen.

Sandstein kommt in Alpnach nirgends vor; das Material muss also von auswärts, wahrscheinlich von *Horw* hergeführt worden sein.

Der *Baderaum,* Nr. IV (Taf. V, 4), ein viereckiges kleines Bassin, ist sehr einfach gebaut. In einer Tiefe von etwa 35 cm liegt ein Steinbett. Ringsum waren schmale Wände aus Bruchstücken von Leistenziegeln aufgeführt mit ausgiebiger Verwendung roten Pflasters; aber auch auf dem Steinbett lagen mehrere Ziegel- und Pflasterschichten. Die Tiefe des Beckens scheint nur etwa 15 – 20 cm betragen zu haben; doch waren wahrscheinlich die Ziegelmauerwände ursprünglich höher als jetzt bei der Aufdeckung. Über Zu- und Ableitung des Wassers liess sich nichts feststellen; einzig wurde in der Nordostecke des Bassins ein Klumpen geschmolzenes Blei gefunden.

Türöffnung konnte im ganzen Bau keine nachgewiesen werden; es ist eben nur der unterste Teil der Mauern erhalten geblieben, alles andere ist zerstört. In der Mittelmauer zwischen II und III, die nicht viel über das Niveau der beiden Böden sich erhebt, lag eine grosse Ziegelplatte von 60 × 60 cm; darunter Tuffsteine in der Mauer. Vielleicht liegt hier die Schwelle einer schmalen Türe vor.

Kleinfunde kamen in dieser Ruine nur sehr wenige zum Vorschein. Zwei Stempel der XXI. Legion, einige Scherben und Knochen, eine Anzahl T-Nägel zur Befestigung der Tubuli ist alles. Neben der Front der Ostmauer lag ein grösserer Eisengegenstand, aber stark verrostet und abgebröckelt, so dass die ursprüngliche Gestalt sich nicht mehr erkennen liess.

Die letzte *Ruine D* (Abb. 8) bedeckt einen Flächenraum von 13,8 × 11,2 m und enthält vier Gemächer. Der Erhaltungszustand ist sehr schlecht. Zwar liess sich der Grundriss leicht feststellen, aber die schlecht gefügten Mauern sind bis beinahe zum Fundament, bis auf zwei oder drei Steinlagen, abgetragen. Auch hier war die Erdbedeckung äusserst gering, durchschnittlich bloss 20 cm. Nirgends ist ein künstlicher Boden nachweisbar. An drei Stellen ragen aus dem Boden grosse Steine in das Innere des Gebäudes, die sicher schon bei dessen Erstellung vorhanden waren. Die Steine reichen mit ihrer Oberfläche bis zur Höhe der noch erhaltenen Mauerkronen, dürften also mit dem ehemaligen Erdboden im Innern der Gemächer in einer Ebene gelegen haben. Die Mauern zeigen nirgends Spuren von Verputz. Auch scheint bei deren Erstellung wenig Kalk verwendet worden zu sein. Fast durchweg sind ziemlich kleine Bach- und Feldsteine vermauert. An den Ecken sind grössere, z. T. zugeschlagene Steine gebraucht; Tuff wurde nicht beobachtet, doch werden solche Blöcke meist erst über dem Erdboden verwendet.

Die schuttführende Schicht innerhalb der vier Gemächer war auffallend gering. Rings um die Aussenmauern erschien, 20—30 cm unter der Grasnarbe, ein schmales Schuttband mit ganz wenig Ziegelstücken, Scherben und Knochen. Auffallend spärlich kamen Fragmente von Dachziegeln zum Vorschein, so dass man beinahe zweifeln möchte, ob dieser Bau überhaupt ein Ziegeldach besass. Die Ziegel können allerdings auch fortgeschleppt worden sein.

Die Kleinfunde waren armselig. Eine Bronzemünze und wenigstens ein schönes Stück, ein bronzener Henkel mit blattumrahmtem Frauenkopf (Taf. VI, 2) wurden hier aufgehoben.

Über die Bestimmung des Gebäudes lässt sich nichts sicheres sagen; ein Wohngebäude war es nicht; vielleicht ein Vorratsschuppen oder eine Scheune.

Östlich von der eben beschriebenen Ruine und dem Hauptgebäude senkt sich das Gelände in einer auffallenden Böschung zu einer Ebene hinab. Es schien nicht unmöglich, dass in der ziemlich langen Böschung eine Mauer, eine Art Wall, stecken möchte. Probegräben liessen aber erkennen, dass eine natürliche Ablagerung von Steinen und Schotter des Schlierenbaches Ursache dieser Geländedifferenzierung ist.

3. Die Einzelfunde.

In ihrer Gesamtheit stellen die Einzelfunde aus der Alpnacher Niederlassung eine recht eindrucksvolle Illustration dar. An und für sich Wertvolles und Interessantes ist freilich darunter nicht allzuviel; aber, weil nun einmal der Alpnachersiedlung eine besondere Bedeutung zukommt, möge auch den Einzelfunden eine etwas ausführlichere Darstellung gewidmet sein.

An *Münzen* ist die Ausbeute auffallend gering; nur fünf kamen zum Vorschein, trotzdem ein grosser Teil des aus der Fundschicht stammenden Aushubs gesiebt wurde. Die fünf Stücke sind[1]):

a) Grossbronze des I. Jahrhunderts, wahrscheinlich des *Nero* oder *Caligula*. Avers: Kopf von rechts, mit Lorbeerkranz. Schrift fast völlig zerstört. Revers: Victoria mit Kranz? Die Münze ist sehr schlecht erhalten. Aus Ruine D.

---

[1]) Herrn Professor Dr. *E. Tatàrinoff* in Solothurn bin ich für die Nachprüfung der Münzbestimmungen und die Angabe der Nummern von Cohen (I. Auflage) zu Dank verpflichtet. Auch die oben S. 25 u. 26 beschriebenen römischen Münzen aus Obwalden wurden von Herrn Tatarinoff revidiert.

b) Mittelerz des Kaisers *Hadrian*, † 138. Cohen 1034. Avers: Kopf mit Lorbeerkranz, von rechts. IMP. CAESAR TRAIANVS HADRIANVS AVG. — Revers: Victoria nach rechts schreitend, in der Linken einen Palmzweig, in der Rechten einen Kranz. PONT. MAX. TR. POT. COS. III. S. C. — Sehr gut erhalten und prachtvoll patiniert. Aus Ruine A, ausserhalb der Ostmauer.

c) Grossbronze des *Antoninus Pius,* † 161. Avers: Lorbeerbekränzter bärtiger Kopf von rechts. ANTONINVS AVG. PIVS P. P. TR. P . . . . . — Revers: Fast ganz zerstört. Unterscheiden lässt sich eine stehende Figur und S. C. — Die ganze Münze sehr schlecht erhalten und nicht genauer bestimmbar. Aus Ruine A, Hof.

d) Grossbronze einer Kaiserin des II. Jahrhunderts. Prof. Tatarinoff vermutet, es könnte Cohen 42, *Lucilla Augusta,* die Gemahlin des Lucius Verus, † 169, sein. — Avers: Frauenkopf von rechts. — Revers: CERES S. C. Ceres sitzend auf einer Truhe von rechts, zwei Ähren und eine Fackel tragend; auf der Truhe eine Schlange. — Schlecht erhalten. Aus Ruine A, Hof.

e) Kleinerz des Kaisers *Gallienus,* † 268. Cohen 41. Die gleiche Münze wie oben S. 25 a und b, von Sarnen. Beschädigt und schlecht erhalten. Aus Ruine A, Raum IV, Türschwelle.

Gewandnadeln wurden drei gefunden, nebst mehreren Bruchstücken, alle aus Bronze.

Eine *Scheibenfibel* (Abb. 12, 10), hat rautenförmige Gestalt, und eine Emaileinlage von türkisblauer Farbe. Die Löcher der Einlage waren wahrscheinlich mit einer zweiten Einlage ausgefüllt. An zwei Seiten sind die runden Ausladungen weggebrochen; sonst gut erhalten und schön patiniert. Eine ähnliche Fibel sah ich im Historischen Museum zu Basel, ohne Fundortsangabe, wohl von Augst. Ein ähnliches Stück ist bei Henning, Denkmäler zur Elsässischen Altertumskunde, abgebildet, aus dem Grabe eines Mädchens, vom Weissturmtor in Strassburg, aus frührömischer Zeit[1]). Auch im frührömischen Lager zu Hofheim im Taunus sind nach der Monographie Ritterlings[2]) ähnliche Fibeln gefunden worden.

Eine zweite *Scheibenfibel* (Abb. 12, 11), hatte auch eine Einlage, die aber herausgefallen ist. Ebenso fehlt die Nadel. Schön patiniert. Ein ähnliches Stück liegt gleichfalls im Basler Historischen Museum. Die Form scheint sich an gewisse Fibeln anzugliedern, die Ritterling von Hofheim abbildet.

Von der dritten Gewandnadel (Abb. 12, 12), ebenfalls einer Scharnierfibel, vom *Aucissatypus,* ist nur der Bügel, und zwar unvollständig, erhalten. Er ist kräftig profiliert, stark quer gekehlt. Ähnliche Stücke bei Ritterling. — Zum Vorschein kamen ferner: Der Fuss einer *Latènefibel III,* die Spirale einer *Drahtfibel* und zwei Nadeln von Scharnierfibeln. Sämtliche Fibeln stammen aus der tiefsten Kulturschicht der Aussenseite der nördlichen Hauptmauer.

Den wertvollsten Fund stellt eine kleine *Bronzeplatte* dar, auf der Oberfläche versilbert (Taf. VI, 1). Sie wurde in der Ruine B ausgegraben und die nähern Fundumstände habe ich oben mitgeteilt. Die Platte ist 22 cm lang, 10,2 cm breit und genau 1 cm tief. Die Versilberung der Oberfläche scheint ziemlich stark zu sein. Auf den beiden Ansae und auch den Längsrändern entlang sind Linienornamente eingraviert. S-förmige Verzierungen flankieren eine Urne mit Fuss und Deckel. Offenbar handelt es sich um ein Erzeugnis der Provinzialkunst. Als die Platte der Erde enthoben wurde, war sie stark oxydiert; sie wurde dann in den Werkstätten des Landesmuseums

[1]) Mitt. von Prof. Dr. *Tatarinoff.* — Eine der Alpnacherfibel ähnliche besitzt das Landesmuseum von Castione (Nr. 14738). Die Ausladungen an den Enden der Hauptachse sind etwas grösser und durchlocht. Die Einlage zeigt in den Löchern noch Reste einer honiggelben Füllmasse.

[2]) *E. Ritterling,* Das frührömische Lager bei Hofheim im Taunus, Tafel X.

konserviert. — Eine *silberne* Platte, mit seitlichen Griffen und ähnlichen Zieraten, wurde seinerzeit in St. Saphorin sur Morges gefunden[1]) und befindet sich im Museum zu Lausanne.

Ein *Bronzehenkel* (Taf. VI, 2), von einem Bronzeeimer, zeigt einen weiblichen Kopf von vorn, mit stilisierter Frisur und Blattornamenten. Das Henkelloch ist oben stark ausgelaufen, was für langen Gebrauch spricht. Das Stück ist sehr gut erhalten. Aus Ruine D.

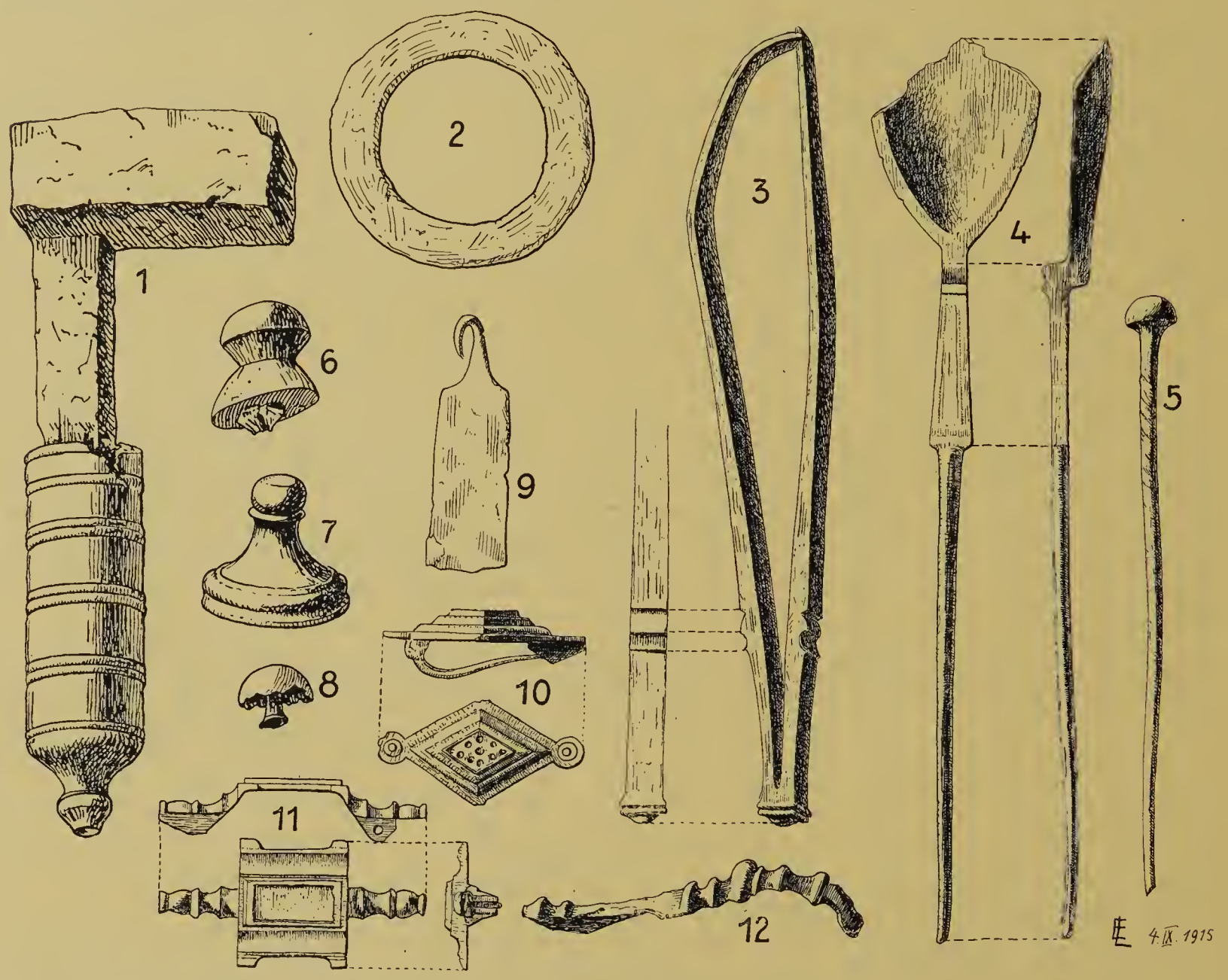


Abb. 12. Bronzefunde. 1: Schlüssel aus Eisen mit Bronzegriff. 2: Flacher Ring. 3: Greifzange. 4: Löffel. 5: Ziernadel. 6: Knopf. 7: Stempelartiger Bronzegegenstand. 8: Hohler Knopf. 9: Blech mit Häckchen. 10—12: Fibeln. Alle Objekte in $^4/_5$ nat. Grösse.

Fernere Bronzefunde sind: Eine *Greifzange* (Abb. 12, 3), ein *Löffel* (Abb. 12, 4), Schale abgebrochen, mit Fortsatz für einen Holz- oder Beingriff, eine *Ziernadel* mit halbrundem Kopf (Abb. 12, 5), eine kleinere *Ziernadel* mit rundem Kopf, stark oxydiert (Taf. VI, 9), drei fast gleiche stempelartige Gegenstände, wohl Aufsätze auf irgendeiner Unterlage (ein Stück dargestellt Abb. 12, 7), zwei *Knöpfe,* wahrscheinlich von Lederzeug (Abb. 12, 6), *Nägel* mit halbkugeligem hohlen Kopf

[1]) Gefl. Mitt. von Herrn *Viollier,* Vizedirektor des Landesmuseums.

(Abb. 12, 8), ein *Bronzeblech* mit Häckchen (Abb. 12, 9), zwei *Schlüssel* mit Bronzegriff und darin befestigter Einlage aus Eisen (Abb. 12, 1); als Kitt ist eine weisse Masse, vielleicht Gips, verwendet; ein flacher *Ring,* wahrscheinlich von Pferdezeug (Abb. 12, 2), ein *Zierscheibchen* mit gezähneltem Rand (Taf. VI, 4), eine *Fingerspange* (Taf. VI, 3), ein *Ohrring* (Taf. VI, 6), mehrere Bruchstücke von Ringen (Taf. VI, 5, 7, 8), zwei kleine *Bronzestifte* in einem Stück Holz befestigt, eine *Bronzekappe,* 8 mm hoch, ein verbogenes Randstück von einem grösseren Bronzegefäss, zahlreiche Reste von Blechen und Beschlägen, arg verbogen und zerfressen, endlich mehrere kleine, wohl im Feuer zusammengeschmolzene Bronzeklumpen, z. T. jedenfalls von Münzen.

Besonders gut vertreten sind unter den Alpnacher Bronzefunden die *Viehglocken,* deren im ganzen sechs ausgegraben wurden: Drei vom Typus Abb. 13, 2, zwei vom Typus 3, eine vom Typus 1, eine kleine Glocke, wie sie heute noch ganz ähnlich Ziegen und Schafen angehängt wird. Bei der Glocke Abb. 12, 3 war ursprünglich auch ein Aufhänger vorhanden; er war jedoch weggebrochen und wurde nicht gefunden.

Eisengeräte fanden sich in ansehnlicher Zahl, doch war ein grosser Teil stark verrostet, so dass manche Funde zerbrochen oder ganz unkenntlich waren. Andere Eisengegenstände sind dagegen sehr gut erhalten.

Von Waffen kam einzig eine *Lanze* (Abb. 14, 4) zum Vorschein, ein typisches Stück mit Tülle und Nietnagel. An Werkzeugen wurden gefunden: Zwei *Haumesser,* eines mit Tülle (Abb. 14, 6), das andere mit Griffdorn (Abb. 14, 7); ein *Rebmesser* (Abb. 14, 8), ein langes *Messer* mit Heft, Klinge in der Mitte abgebrochen (Abb. 14, 1); vier Klingen von *Schnappmessern* (eine abgebildet 14, 12), eine *Schafschere,* 21 cm lang, zerbrochen; fünf abgebrochene Spitzen von Messern oder anderen schneidenden Instrumenten; ein *Beil* oder Stemmeisen mit Lappentülle (Abb. 14, 2); der abgebrochene Schneidenteil eines Beiles; zwei *Meissel* (Abb. 14, 5 und 13); eine *Klammer* (Abb. 14, 11); ein kleiner *Amboss*? (Abb. 13, 4); ein kleiner *Spaltbissen* (Abb. 13, 24); ein *Pfriem* (Abb. 13, 26); ein *Schäufelchen* mit Griffdorn (Abb. 13, 27); ein *Stylus* (Abb. 13, 25). Weiter wurden gefunden: Eine *Ziernadel*? (Abb. 13, 22); ein *Löffel* (Abb. 13, 23); ein *Fischangel* (Taf. VI, 11); ein *Schlossblech* von der Türe des Raumes II in Ruine A (Abb. 13, 17), leider zerbrochen; ein *Schlüssel* (Abb. 13, 18), drei *Riegel* (Abb. 13, 15—16); zahlreiche Teile von bandförmigen Türbeschlägen (Abb. 13, 10—12); *Angelhacken* und *Türkloben* vom Südtor (Abb. 9) wurden bereits oben beschrieben. Vier *Nietnägel* mit vierkantigem Körper, grossem Kopf und Mutter (Abb. 14, 10) stammen wahrscheinlich ebenfalls vom Südtor, da ihre Länge 8,5 cm der Tordicke entspricht. Sie wurden in Raum V gefunden, wohin vielleicht ein Teil des Tores verschleppt worden sein mag.

Zu erwähnen sind ferner: Vier im rechten Winkel gekrümmte *Hacken* (Abb. 14, 9), eine dreiteilige *Scharniere* (Abb. 13, 20), grössere und kleinere *Kloben* (Abb. 13, 21 und Abb. 14, 16); verschiedene *Hacken* in grösserer Zahl (einige dargestellt Abb. 13, 7 und 8; Abb. 14, 18); sieben *Ringe* (Abb. 13, 13 und 14); zwei grosse *Ringe* miteinander beweglich verbunden (Abb. 14, 19); zwei Glieder einer *Kette* (Abb. 13, 6 und 9); Bruchstücke zweier *Ketten* zu Klumpen zusammengerostet; ein *gebogenes Blech* mit Ösen an den vier Ecken und Spuren einer Kittmasse auf der Unterseite (Abb. 13, 5); ein grosser *T-Nagel,* mehrere kleine T-Nägel (Abb. 14, 17); eine *Zwinge* (Abb. 14, 20).

Zweifelhaft in bezug auf ihre Bestimmung sind die Abb. 14, 3 und 14 wiedergegebenen Stücke. Das erstere könnte vielleicht ein Wagenluhn? sein; das zweite möglicherweise ein Amboss; es besitzt (in der Abbildung punktiert) auf der Unterseite ein rechteckiges, fast bis zur Spitze führendes Loch,

Abb. 13. — 1—3: Viehglocken aus Bronze. Alle andern Gegenstände aus Eisen. 4: Kleiner Amboss? 5: Geviertes Blech mit Ösen. 6 und 9: Glieder von einer Kette. 7—8: Hacken. 10—12: Teile von Türbeschlägen. 13—14: Ringe. 15—16: Riegel. 17: Schlossblech. 18: Schlüssel. 19: Beschlägstück mit Loch. 20: Scharniere. 21: Kleiner Kloben. 22: Ziernadel? 23: Löffel. 24: Spaltbissen. 25: Stylus. 26: Pfriem. 27: Schäufelchen. — Sämtliche Objekte 1:2.

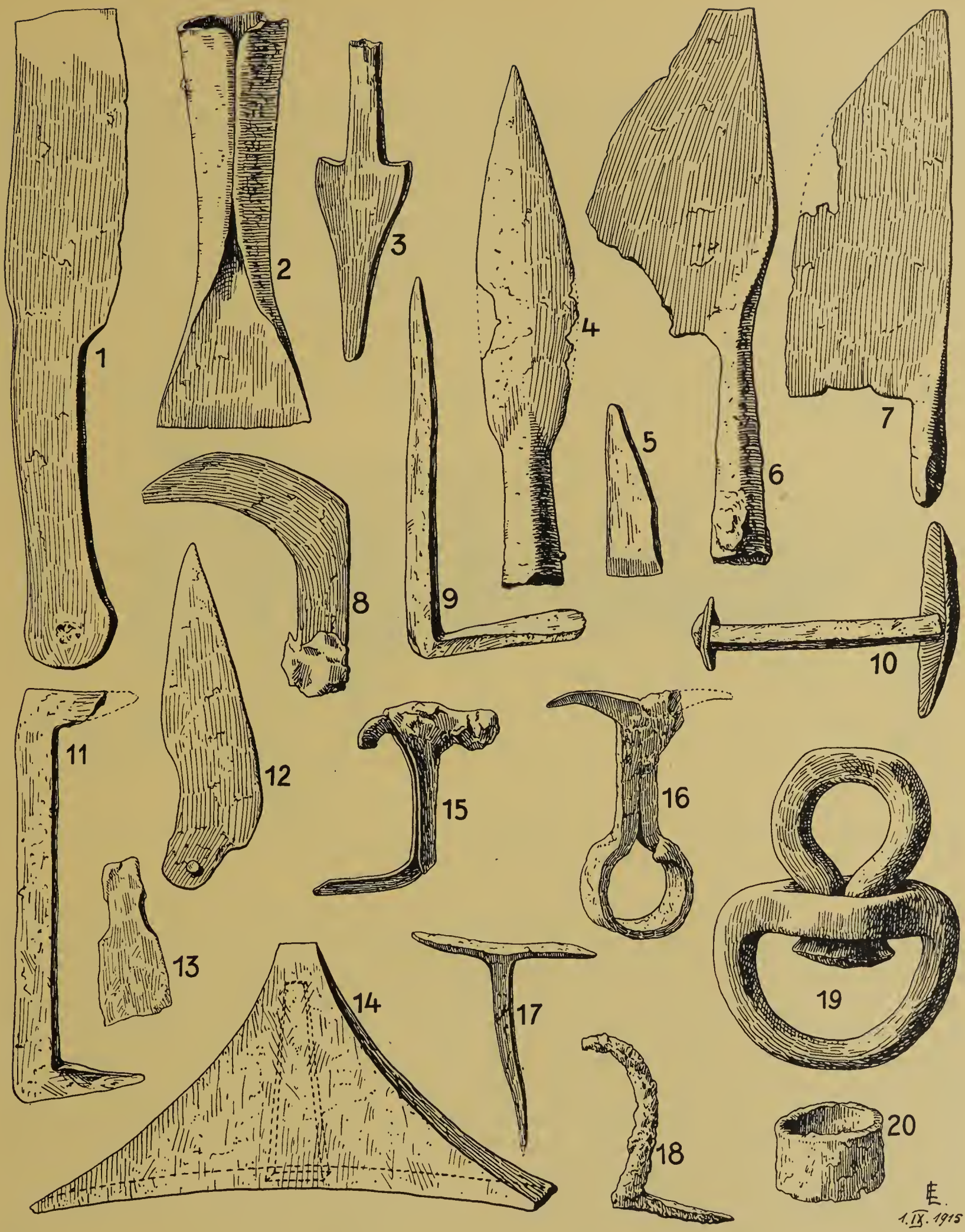


Abb. 14. Eisengegenstände. 1: Grosses Messer, abgebrochen. 2: Beil oder Meissel. 3: Wagenluhn? 4: Lanze mit Tülle und Nietnagel. 5: Stemmeisen. 6: Haumesser mit Tülle. 7: Haumesser mit Griffdorn. 8: Rebmesser. 9: Rechtwinkliger Hacken. 10: Grosskopfige Niete. 11: Klammer. 12: Klinge eines Klappmessers. 13: Stemmeisen? 14: Amboss? 15 und 17: T-förmige Nägel. 16: Kloben. 18: Hacken. 19: Stück von einer Kuhkette? 20: Zwinge. — Alle Objekte 1:2.

Eisennägel wurden eine grosse Menge, über 25 kg, aufgelesen. In Abb. 15 sind die Haupttypen zusammengestellt. Nägel mit zweiflügeligem Kopf waren nicht häufig. Ebenso fanden sich von Nr. 5, hohler,. gewölbter Kopf, nur etwa zwölf Stück im ganzen, nahe beisammen, vielleicht von einer Türe. Auch Nr. 8 ist nur in sechs Stücken vertreten. Weitaus am häufigsten erschienen Nr. 3, 4, 6; auch 7 und 9 waren nicht selten. Die Nägel lagen fast ausschliesslich im Nordteil des Hauptgebäudes, geradezu in Massen an der Aussenmauer der Nordseite, ferner ziemlich zahlreich auch in B. Sicher haben an diesen Orten bedeutende Holzkonstruktionen den Bauten angehört. Im Südteil der Villa, im Hofe, in Nr. V und VI, kam nur ausnahmsweise da und dort ein Nagel zum Vorschein. Ebenso waren in Raum IV die Nagelfunde sehr spärlich.

Objekte aus *Blei* wurden folgende ausgegraben: Ein Stück von einer *Röhre* (Abb. 16). Länge 30, innerer Durchmesser 4,6, Wanddicke 0,6 cm. Die Röhre ist aus einer Platte hergestellt, indem die

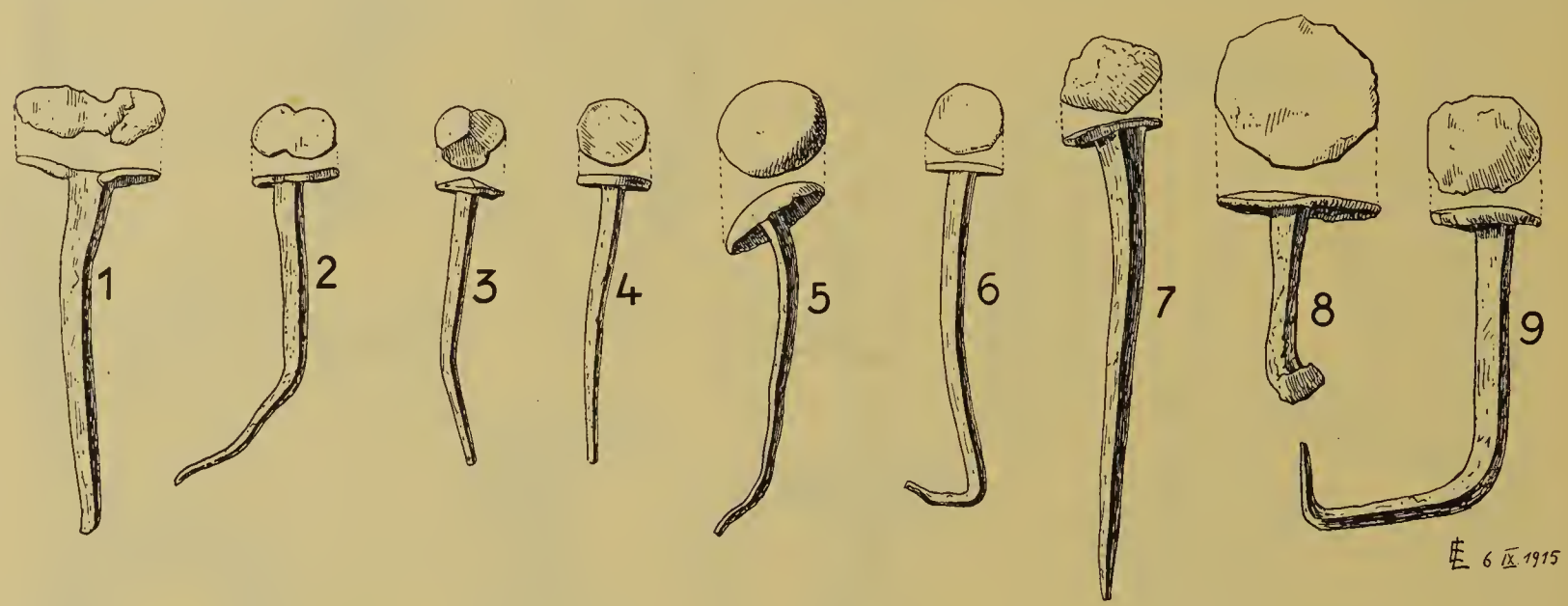


Abb. 15. Typen von Eisennägeln. Weitaus am häufigsten sind 3, 4, 6, 9. Der Kopf von 5 ist innen hohl. — In halber nat. Grösse.

Längsseiten zu einer Naht zusammengepresst wurden. Am einen Ende trägt sie einen trichterförmigen Aufsatz zur Befestigung; die Löcher für die Nägel sind zum Teil sichtbar: das andere Ende ist abgebrochen. An der Röhre sind Hiebspuren, von einem Beil; als es nicht gelang durchzuschneiden, wurde sie von ihrem Befestigungsort abgedreht, was aus der Gestalt des verkrümmten Aufsatzes erhellt. Sehr brüchig, Farbe aschgrau. Fundort: Hof der Villa, an der Nordmauer von Raum VI. — Ein *Bleibarren,* 25 × 5 × 2 cm, etwas gekrümmt, lag im Zimmer VII. — Eine *Bleiplatte* von 34,5 cm Länge, wahrscheinlich ebenso breit und 0,6 cm dick. Der Rand ist etwa 0,2 cm aufgebogen. Durch Bildung von kohlensaurem Oxyd ist die Platte so brüchig geworden, dass jede weniger sorgfältige Berührung kleine Stücke abbröckelt. Aus Raum IV. — Endlich mehrere kleine Bleiklumpen, zusammengeschmolzen.

Aus *Knochen* und *Hornsubstanz* gefertigte Gegenstände sind folgende zu verzeichnen: Zwei vollständig erhaltene *Schreibgriffel,* styli, der obere Teil eines dritten (Taf. VI, 12—14), und mehrere Bruchstücke. Wahrscheinlich gehören die Taf. VI, 15 und 16, abgebildeten Fragmente ebenfalls Griffeln an. Zu nennen ist ferner ein pfriemenförmiges Knocheninstrument (Taf. VI, 17) und ein

beinerner Gegenstand von Dolchform (Taf. VI, 18), vielleicht ein Hülfswerkzeug am Webstuhl. Ausgegraben wurden auch mehrere abgesägte und bearbeitete Sprossen von Hirschgeweihen. Ein solches Stück hat als Heft für eine Ahle gedient; der Eisenstift, vorn leider abgebrochen, steckt noch darin.

Von den Funden aus gebrannter Erde mögen die *Ziegel* zuerst besprochen werden. Von Leistenziegeln[1]) und auch von Hohlziegeln sind bedeutende Reste zum Vorschein gekommen.

Das Ziegelmaterial zeigte fast durchweg eine gute Erhaltung; selten kamen schiefrige und zermürbte Bruchstücke zum Vorschein. In grösserer Menge lagen solche zermürbte Ziegel auf der

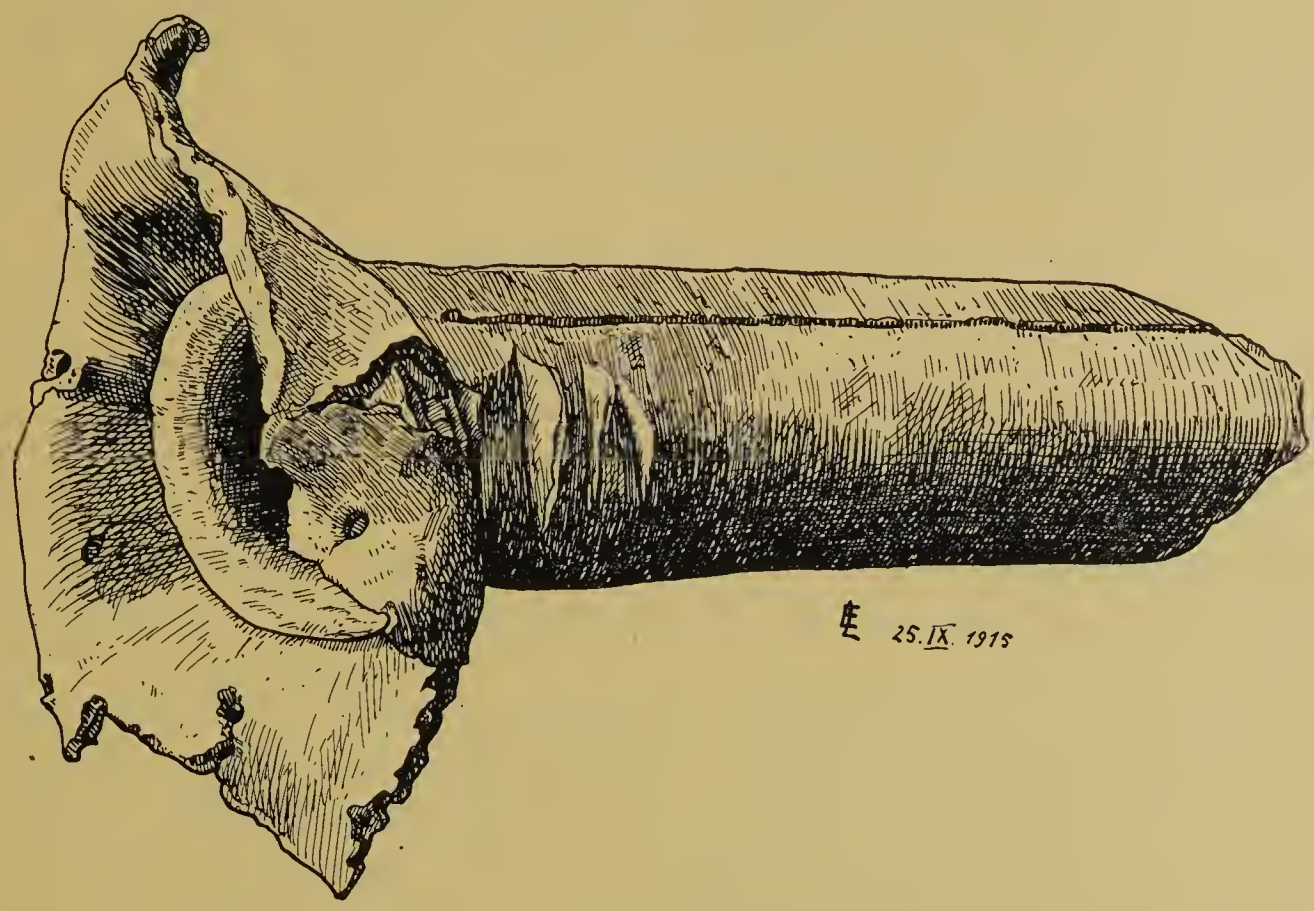


Abb. 16. Bleiröhre, mit Hiebspuren. Nicht ganz halbe nat. Grösse.

Ostseite des Hauptgebäudes, in dem einspringenden Winkel zwischen IV und V, ferner zeigten hochgradigen Zerfall die aus zerschlagenen Leistenziegeln aufgebauten Wände und Boden des Baderaums.

Über das *Format* können nur wenige Angaben gemacht werden, da ein einziger unversehrter Ziegel gefunden wurde; fünf weitere sind vollständig, aber in Stücke gebrochen. Der unversehrte Leistenziegel hat folgende Masse: Länge 45, Breite oben 35, unten 32,2, Dicke 2,3 cm. Höhe der Leisten 3,2; Breite der Leisten 1,5—3 cm. Innerhalb der Ränder wohlausgestrichene Rinnen. Ohne Stempel. Fingermarke: s (nach der Tabelle von Jahn, S. 122); Ausschnitt schräg; ohne Zahlzeichen. Es liegt also hier ein kleines Format vor; man vergleiche die Bemerkungen Jahns S. 114. — Ein zweiter Ziegel, vollständig, aber zerbrochen, misst: Länge 44,5, Breite oben 34,8, unten 32,5 cm.

[1]) Für die Beschreibung der Ziegel halte ich mich an die treffliche Arbeit von *V. Jahn*, Die römischen Dachziegel von Windisch, AA. NF. XI. Die Bestimmung der Stempel verdanke ich der Freundlichkeit von Herrn Pfarrer Jahn selbst. Da ich Herrn Jahn nur Photographien einsandte, verglich ich nachträglich noch sämtliche Alpnacherstempel mit den von Jahn gezeichneten und in Vervielfältigung erschienenen vier Tafeln, die die bis jetzt bekannt gewordenen Stempel der XXI. und XI. Legion mit allen Typen und Varianten enthalten.

Ohne Stempel, mit Fingermarke s. — Ein dritter hat 45,5 Länge, Breite oben 35, unten 33 cm. Ohne Stempel; Fingermarke s. — Ein vierter ist 46,2 lang, oben 34, unten 33 cm breit. Ohne Stempel; Fingermarke c. — Ein fünfter misst 48 cm Länge, 35 obere, 34,5 untere Breite. Ohne Stempel und Fingermarke. — Endlich ein sechster Leistenziegel ist 50 cm lang, oben 38, unten 36 breit. Ohne Stempel und Fingermarke.

Von den unverletzt oder in sämtlichen Bruchstücken erhaltenen sechs Dachziegeln trägt also keiner einen Legionsstempel; bei allen bleibt das Format unter dem Mittelmass der Windischer Legionsziegel, das Jahn mit durchschnittlich 52—55 cm Länge und 38,39—42, meist 40 cm Breite angibt.

Die Ausmasse eines gestempelten Ziegels festzustellen, ist leider nicht möglich, da nur Bruchstücke vorliegen.

Fingermarken wurden an den Alpnacherziegeln neun verschiedene beobachtet. Es sind nach der Tabelle von Jahn[1]):

a zweimal	m einmal
b einmal	o einmal
c einmal	q zwölfmal
e einmal	s sehr häufig.
l dreimal	

Zahlzeichen wurden festgestellt: I, II, IV, V, XI.

Die grosse Mehrzahl der Ziegel und ihrer Bruchstücke hat den *Schrägausschnitt* a[2]); viel seltener erscheint der *rechtwinklige* c. Von den andern bei Jahn angeführten Ausschnittformen wurde keine bemerkt.

Legionsstempel sind, für eine so kleine Siedlung wie Alpnach, eine ansehnliche Zahl aufgefunden worden. Allerdings wurde während der ganzen Ausgrabung sorgfältig darnach gefahndet. Die Stempel sind meist Bruchstücke, erlauben aber gleichwohl fast durchweg eine sichere Bestimmung des Typus. Insgesamt liegen 54 Stempel vor. Davon sind sechs derart schlecht erhalten, ausgebrochen oder verwaschen, dass eine Lesung nicht mehr möglich ist. Von den 48 bestimmbaren entfallen 23 auf die XXI. Legion, 25 auf die XI. Sie verteilen sich auf folgende Typen:

Stempel der XXI. Legion.

Jahn	1a	1	Stück
„	2c	10	„
„	$2d_2$	1	„
„	3a	5	„
„	3c	1	„
„	3e	1	„
„	4c	1	„
„	9b	1	„
„	9c	2	„
		23	Stück

[1]) AA NF. XI. 122.

[2]) Ebendort S. 121.

Stempel der XI. Legion.

Jahn	$14f_1$	3 Stück	(Nach Mitt. von Pfarrer Jahn sehr selten; bis jetzt nur von Windisch bekannt).
„	15a	1 „	
„	$15b_2$	1 „	Selten.
„	15c	2 „	
„	16a	10 „	
„	$16b_1$ (?)	1 „	
„	$16b_2$	5 „	
„	16c	1 „	
„	16d	1 „	Selten, von Windisch bekannt.
		25 Stück	

Eine nähere Bestimmung der Varianten ist erschwert durch die fragmentarische Erhaltung sehr vieler Stempel; überdies sind manche etwas verwaschen.

Stempel kamen im Hauptgebäude ziemlich überall zutage; viele längs den Mauerzügen; andere fanden sich noch vermauert, z. B. in der südlichen Hofmauer, gegen das Süd-Westeck, wo mehrere XXIer herausgelöst wurden. In den Nebengebäuden lagen wenig Stempel; in Ruine B ein XXIer, in C zwei XXIer. Im Zwischenraum des Doppelbodens von Gemach II der Hauptruine lagen zwei XXIer und ein XIer Stempel. Trotz der verhältnismässig grossen Zahl Stempel bekam ich den Eindruck, dass doch nur ein geringer Bruchteil des aufgefundenen Ziegelmaterials gestempelt war.

*Heizröhren*fragmente kamen im Hauptgebäude in geringer Anzahl überall zerstreut zum Vorschein; auch zwischen den Doppelböden fanden sich solche, obwohl in der Villa selbst kein Hypokaust nachgewiesen werden konnte. Zahlreiche Reste von Tubuli lagen in Ruine C, zum Teil noch in situ, aber so mürbe und zerdrückt, dass leider kein ganzes Stück geborgen werden konnte. Es lassen sich nach den Massen zwei Formate unterscheiden, die aber beide im gleichen Raum eingebaut waren und sich auch im Hauptgebäude nebeneinander in Bruchstücken vorfanden. Eine Sorte misst 42 × 17 × 10 cm. Wanddicke 0,6 cm; eine zweite 48 (?) × 21,2 × 13,8 cm. Wanddicke 1,2 cm. — Damit das Pflaster hafte, sind beide Breitseiten der Tubuli bekanntlich mit Rillen versehen, die wohl mittels eines kammartigen Instrumentes hervorgebracht wurden. Die kleinformatigen haben weniger, aber breitere und tiefere Rillen; die grossformatigen zahlreichere aber seichte. Am Alpnachermaterial, obwohl grösstenteils arg verstümmelt, lassen sich wenigstens neun verschiedene Typen und Varianten in Anordnung und Ausführung dieser Rillen unterscheiden. Stücke mit absolut gleicher Rillenanordnung findet man kaum, da es sich bei diesen Ziegeln eben auch um Handarbeit handelt und jedes Stück ähnlich wie jeder Leistenziegel gewissermassen ein Individuum darstellt.

Von *Töpferware* kamen in Alpnach reichliche Scherben zum Vorschein, aber auch nicht ein ganzes Tongeschirr und zusammensetzen liess sich auch wenig. Dagegen wird es möglich sein, einzelne Bruchstücke, die ein vollständiges Profil enthalten, zu ergänzen.

Die keramischen Funde setzen sich zusammen: aus *Sigillata* verschiedener Güte: feine importierte Ware, doch jedenfalls keine aretinische, sondern gallische und belgische; weniger gute, ebenfalls eingeführte und sogenannte einheimische Sigillata; ferner aus gefirnisstem Geschirr mit

Verzierungen in verschiedenen Techniken, endlich einer grossen Menge von unverziertem, gewöhnlichem Gebrauchsgeschirr, darunter sehr viel terra nigra[1]).

Von den Sigillatafunden seien beschrieben:

a. *Sigillataschüsselchen* (ähnlich Behn, Taf. XI, 262), mit Spiralhenkeln und Efeulaub in Barbotine. Höhe 5 cm, Durchm. oben 14 cm, am Standring 5 cm. Etwa die Hälfte erhalten. Dunkelrote, mattglänzende Ware.

b. Bruchstücke von zwei ähnlichen *Sigillataschüsselchen,* ebenfalls mit Barbotineverzierungen, aber ohne Henkel. Höhe 3,5 cm; Durchm. 9—10 cm. Ebenfalls dunkelrot, mattglänzend.

c. Fragment eines ähnlichen *Sigillataschüsselchens,* mit Efeulaub in Barbotine und Spiralhenkeln. Durchm. 14 cm. Stark glänzende, hellrote Ware.

d. *Sigillatatasse* (ähnlich Behn, Taf. XI, 284). Erhalten der Fuss und ein Teil der Wand bis zum Rand. Höhe 7,5 cm; Durchmesser oben 13 cm, am Standring 5 cm. Rille an der Aussenwand. Vorzügliche Ware, hartgebrannt, heller rot als die Schüsselchen a—b, aber von mattem Glanz.

e. *Sigillatatasse,* ähnlich d, aber nur 5 cm hoch; oberer Durchm. 9 cm. Fuss und ein Randstück erhalten. — Ferner liegen vor Bruchstücke von zwei weiteren Tassen aus demselben Material.

f. *Kragenschüssel* aus Sigillata (ähnlich Behn, Taf. XI, 264), Höhe zirka 6,5 cm; Durchm. 16 cm. Gut gebrannt, dunkelrot. Scheint aber jünger zu sein als die vorausgehenden Stücke. Erhalten sind zwei Bruchstücke von Wand und Fuss.

g. *Sigillataschüssel* (ähnlich Behn, Taf. X, 243). Höhe 5 cm; Durchm. oben 18 cm, am Standring 8,5. Hellrot, glänzend. Bruchstücke von Wand und Boden.

h. Mehrere Scherben (Abb. 17) von einem *Sigillatabecken,* mit einer menschlichen Gestalt, Guirlanden, Eierstab u. s. f. Sehr gut gebrannt, dunkelrot, ganz matt.

i. Eine Anzahl Scherben (Abb. 18) gehören ebenfalls zu einem *Sigillatabecken* mit aufgestempelten figürlichen Darstellungen. Eine sitzende männliche und eine tanzende weibliche Gestalt wiederholen sich abwechselnd in den einzelnen Feldern. Oberer Durchmesser 26 cm. Aus sehr feinem roten Ton, aber schlecht gebrannt. Farbe sattrot, glänzend. Leider lässt sich das Gefäss nicht ergänzen, da vom Fuss nichts vorhanden ist.

k. Einige stark verwaschene Scherben von einem dickwandigen, schlecht gebrannten grösseren *Sigillatagefäss*, zeigen eine stehende weibliche Figur en face, mit Helm (?), auf dem linken Arm eine Eule, in der rechten Hand einen nicht näher bestimmbaren Gegenstand. Um die Figur (Pallas Athene?) grosse, stilisierte Laubblätter.

l. Weitere Bruchstücke von Sigillatagefässen sind auf Taf. VII, Fig. 21—28 und 38 dargestellt; 23 zeigt eine weibliche Gestalt, Kopf und Brust weggebrochen; 24—28 Tierdarstellungen, darunter 26 die Füsse eines Bären und eine geflügelte Putte zur Seite eines

[1]) Ich hatte zuerst eine eingehende Bearbeitung der gesamten Keramik von Alpnach im Sinne und gedachte zu diesem Zweck Profiltafeln zu erstellen. Ich erkannte aber bald, dass eine solche Arbeit, soll sie von Wert sein, von einem Spezialisten ausgeführt werden muss. Es ist zu hoffen, dass im Anschluss an die Arbeiten über die römische Keramik der Rheinlande, in absehbarer Zeit auch die Keramik der schweizerischen Fundplätze eine Gesamtdarstellung erfahren wird; darin mögen dann auch die Alpnacherfunde ihren Platz erhalten. So beschränke ich mich auf die Mitteilung des Wichtigsten.

schildartigen Gegenstandes. — Ausserdem liegen an Sigillata noch über 250 grössere und kleinere Scherben von Tassen, Schalen, Tellern und auch grösseren Gefässen vor. Die Bruchstücke von Standringen lassen auf wenigstens 30 Stücke schliessen.

Töpferstempel sind nur wenige gefunden worden. Herr Universitätsprofessor Dr. *O. Schulthess* in Bern hatte die Güte, sie zu entziffern; ich gebe nachstehend seine Lesungen mit den beigefügten Bemerkungen [1]).

a. FATIMI also wohl of) f(icina) Atini; vgl. CIL XIII 3 Nr. 100 10, 197a ATINI; andere haben den Nominativ ATINVS.

b. AVGVSTII OF d. h. Augustii of(ficina); dasselbe AVGVSTII mit dem undeutlichen Schluss-i, das auch T sein könnte, hat ein Stempel der Saalburg CIL XIII 3 Nr. 234 h. —

Abb. 17. Scherbe von einem Sigillatabecken. Halbe nat. Grösse.

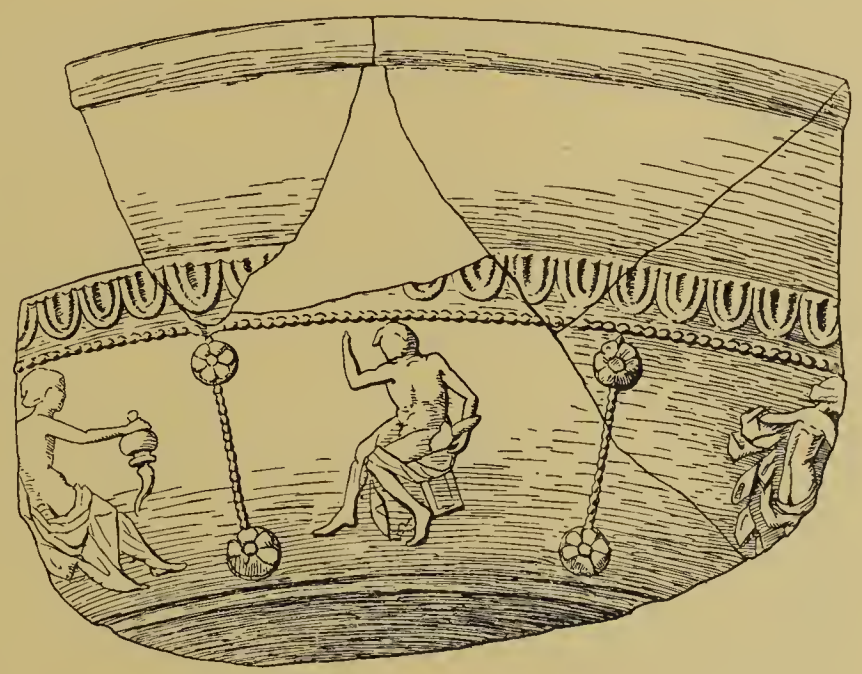


Abb. 18. Bruchstücke von einer Sigillataschüssel. Halbe nat. Grösse.

Am nächsten verwandt, aber nicht völlig identisch, wenn man sich auf die Wiedergabe im Corpus verlassen kann, ist Nr. 234 f aus Heddernheim: AVGVSTI OF. — Der Stempel liegt von Alpnach in drei Exemplaren vor.

c. ↄEMI·A·M hinsichtlich der Auflösung ganz unsicher, vielleicht (?) etwa Genita · m(anu). Stempel nicht nachweisbar. Er erinnert an CIL XIII 3 Nr. 10010, 958b GENETLIM.

d. ↄFIVLIAEN of(ficina) Iulia(ni?) Tem(porini?). Genau der gleiche Stempel mit unvollständigem O am Anfang, undeutlicher Ligatur E aus Banassac CIL XIII 3 Nr. 10010b[1]. Dort gleiche, nur wenig variierende Stempel aus *Avenches* und *Augst.*

e. RIIEINVS I = Reginus f(ecit). Derselbe Stempel in *zwei* Exemplaren vollständig in Zürich, Landesmuseum, aus Baden stammend. CIL XIII 3 Nr. 10010, 1618z; der Töpfer hat das die Tenuis C zur Media stempelnde distinktive Zeichen statt unten, G, in die Mitte gesetzt.

[1]) Es sei mir gestattet, Herrn Professor Dr. *O. Schulthess* auch an dieser Stelle für seine Gefälligkeit den verbindlichsten Dank auszusprechen.

f. Bei diesem Stempel ist der vierte Buchstabe von links, der undeutlich geschnitten und ausgepresst, nicht klar. Ist es B, so wäre an CIL XIII 3. Nr 10010, 2030 a VIBINI zu erinnern. Ist es, wie eher scheint, D, so könnte o)FVIDV[CI] Nr. 2040 h vorliegen. Nicht ausgeschlossen scheint, dass es E sei, dann vgl. Nr. 2041 oF·VIEM. Alles ist aber unsicher und bedarf noch wiederholter Nachprüfung.

g. Rand einer schwarzen Amphore, eingeritzt PIIRII$\underline{f}$ d. h. *peres* (Lesung ganz sicher). Man wird kaum an einen barbarischen metaplastischen Pluralis von pirus statt pirum (Birne) denken dürfen.

h. Wandstück mit eingeritzten Zahlen? II·XII. Damit lässt sich wohl weiter nichts anfangen.

i. Randstück. Die eingeritzten Zeichen scheinen eher Zahlen als Buchstaben zu sein: XXII, doch kann man damit nichts anfangen, zumal sich die Kritzelei nach rechts fortsetzte.

Herr Professor Dr. Schulthess fasst in seinem Begleitschreiben sein Urteil zusammen in die Worte: „Wir haben es durchweg mit *gallischer Importware* zu tun und zwar *nicht* mit früher, sondern mit *ziemlich später* und mit einer einzigen Ausnahme, ziemlich roher Sigillata“. Von grossem Interesse ist ferner die ebenfalls in dem Begleitschreiben enthaltene Feststellung, dass keiner der Alpnacher Töpferstempel sich in Brugg findet.

Aus der grossen Menge des übrigen ausgehobenen Scherbenmaterials erwähne ich zahlreiche Bruchstücke mit Barbotineverzierungen (Proben auf Taf. VIII, 1 – 6), darunter einige Scherben mit Tierdarstellungen (Taf. VII, 29—36, vom gleichen Gefäss, dünnwandig, hart gebrannt, mit kupferrotem Glanz), ferner solche mit „Schuppenstruktur“ (Taf. VIII, 7—9), weitere mit eingepunzten Kreisverzierungen (Taf. VIII, 10—16), eine grosse Anzahl mit Rädchenverzierung, Taf. VIII, 17—35, gibt eine Auswahl; die abgebildeten gehören alle roter bis gelbroter, gefirnisster Ware an; doch liegen auch zahlreiche Scherben von grauem, mattschwarzem, olivenbraunem bis glänzend schwarzem Material, mit den verschiedensten Ziermustern in Rädchentechnik vor. Rädchenverzierungen haben auch einige Bruchstücke von Faltenbechern, in der Mehrzahl aus schwarzem, einige aus rotbraunem Material. Ferner erscheint als Verzierung das Schachbrettmuster (Taf. VIII, 36), sowohl auf roter, als auf graublauer und schwarzer gefirnisster Ware. Einzelne Scherben tragen auch Griesbewurf.

Reste von Gefässen mit Tiefschnittverzierungen liegen ebenfalls vor, wenn auch nicht reichlich (Taf. VII, 12—20).

Die Scherben 1—11, Taf. VII, stammen von grösseren Gefässen; 1 und 2 sind aus blaugrauem Ton, die übrigen haben gelbrote Ziegelfarbe, sämtliche sind nicht gefirnisst.

Bemalte Gefässscherben fanden sich nur ganz wenige. Taf. VII, 39 und 40, geben eine Probe. Weissbemalte Scherben wurden nicht gefunden.

Hervorgehoben seien ferner die Überreste von *Reibschalen;* mindestens ein Dutzend Ausgüsse kamen zum Vorschein; darunter auch ein Randstück mit Löwenkopf, genau der Abbildung 256, Taf. X, bei Behn, entsprechend. — Von ganz grossen Gefässen liegen auch eine Anzahl Scherben vor; daraus berechnet sich der Bauchdurchmesser einer Amphora auf mindestens 54 cm. Erwähnt sei, dass zahlreiche hellrote Scherben, besonders aus der Brandschicht in Raum VII aufgelesen, stark metallischen Glanz zeigen, der bisweilen ins violette und purpurne spielt.

Merkwürdig ist, dass in Alpnach keine *Tonlämpchen* gefunden wurden. Eine einzige Scherbe gehört einem solchen mit Bestimmtheit an. Ferner ist mir aufgefallen, dass an zahlreichen

Bodenstücken von kleinen Gefässen der Ansatz der Wand glatt weggebrochen ist; in manchen Fällen mag das Zufall sein; in anderen sicher beabsichtigt. Sollten diese „bearbeiteten" Bodenstücke nicht vielleicht Kindern als Spielzeug gedient haben?

Im Hauptgebäude und in der Ruine B wurden auch *Glasscherben* gefunden. Sie stammen in der Mehrzahl von Fensterscheiben; Randstücke mit abgerundeten, gegossenen Kanten, ferner ein Eckstück mit schön gerundeter Ecke liegen darunter. Die Dicke, 3—5 mm, ist ungleich, sogar an der gleichen Scherbe verschieden. — Ein dickwandiges Bruchstück gehört einer gerippten, ein anderes mit 7 mm Wanddicke einer glatten Schale an. Zwei dünnwandige Böden haben 4 und 5 cm Durchmesser. Mehrere Scherben stammen von einem prismatischen Gefäss. Ferner liegen mehrere profilierte Randstücke von dünnwandigen Glasschalen vor, mit Durchmessern von 13 cm bei einer Schale, 12 cm für drei weitere und 7 cm für eine fünfte. Dazu kommen mehrere Fragmente von Halsstücken und ein Henkelchen. — Aus schwarzem Glas besteht das abgesetzte, runde, im Durchmesser 4,5 cm haltende Bodenstück eines dünnwandigen Gefässes; ferner eine dickwandige Scherbe von einer grösseren Schale.

Manche Scherben sind im Feuer gewesen und geschmolzen, so ein abgebrochener Flaschenhals, ferner zahlreiche Splitter von einem oder mehreren ganz dünnwandigen Glasgefässen, aus Zimmer VII. Die Farbe des Glases ist grünblau bis grasgrün und gelbgrün; einige Splitter sind matt weiss, einige schwarz, zwei kleine Stückchen kobaltblau. Viele Scherben haben Interferenzfarben.

Zum Schlusse mögen noch einige Objekte aus Stein Erwähnung finden. So sind mehrere Bruchstücke von *Mühlsteinen* zum Vorschein gekommen und im Hofe lag ein zersprungener, aber vollständiger Mühlstein von 80 cm Durchmesser, mit einem Loch in der Mitte, also wohl der obere Stein einer Handmühle, ein Läufer. Als er blossgelegt wurde, war er ausserordentlich mürbe, wahrscheinlich weil er im Feuer gelegen hatte. Alle aufgefundenen Mühlsteine bestehen aus Gneis. Sie werden im Museum aufgestellt werden. — Im Hofe wurde ein steinerner *Spinnwirtel* (Taf. VIII, 40) gefunden. Ferner wurden zwischen den Böden von Raum I im Hauptgebäude die beiden Taf. VIII, 38 und 39, abgebildeten Gegenstände aufgelesen. Sie sind aus Sandstein, sicher künstlich, vielleicht Polierinstrumente. Am gleichen Orte wurden auch zwei Stücke gelbbraunen *Feuersteins* gefunden, das eine etwa 8×5×4 cm, das zweite, kleinere, wahrscheinlich davon abgeschlagen. Das grössere Stück hat z. T. noch seine natürliche Oberfläche, an vier Seiten ist es jedoch angeschlagen, indem Stücke abgesplittert wurden. Da Feuerstein in Alpnach nirgends vorkommt, muss der Knollen eingeführt worden sein und lieferte wohl Lamellen zum Feuerschlagen.

Aus demselben Zimmer I, und zwar wieder aus der Schuttschicht zwischen beiden Böden, stammen einige Bruchstücke eines *Gefässes* aus *Lavezstein*. Als Durchmesser ergibt sich zirka 28 cm; die Wände stehen senkrecht, die Höhe ist nicht bestimmbar. Das Gefäss scheint nicht ausgedreht, sondern ausgehauen zu sein[1]).

Bei den Ausgrabungen sind auch eine grosse Menge *Knochenreste* u. s. w. ausgehoben und von Anfang an sorgfältig gesammelt und konserviert worden. Diese harren noch der Untersuchung durch einen Fachmann. Menschliche Gebeine scheinen nicht darunter zu sein. Hauptsächlich sind

[1]) Über Gefässe aus *Lavezstein* vergleiche AA. NF. I. 214, ferner Jahrbuch der K. K. Zentralkommission für Kunst und Historische Denkmale 1903, I, 179. — Fragmente eines ganz ähnlichen Geschirres von Zürich liegen im Landesmuseum (Nr 4327).

es Haustierreste: Rind, Ziege, Schaf, Hausschwein, ferner von Jagdtieren: Wildschwein und Hirsch. Auch Wirbel von Fischen und Muschelschalen liegen vor. Da das Material ziemlich umfangreich ist, dürfte eine sorgfältige Bearbeitung ein interessantes Bild der Haustier- und Wildfauna des römischen Alpnach erstehen lassen.

4. Alter, Dauer und Bedeutung der römischen Anlage zu Alpnach.

Da geschichtliche Angaben über das römische Alpnach völlig fehlen, lässt sich das Alter der Niederlassung nur aus den Funden und möglicherweise nach bautechnischen Eigentümlichkeiten bestimmen. Für den Beginn fallen die ohnehin spärlichen Münzfunde ausser Betracht.

Von den Einzelfunden scheinen die verhältnismässig zahlreichen *Legionsstempel,* 23 der XXI., 25 der XI. Legion, ein gutes Datierungsmittel abzugeben. Man möchte darnach schliessen, die *Gründung* von Alpnach sei bald nach 50, unter der in Windisch garnisonierenden XXI. Legion erfolgt. Ich habe diese Ansicht bisher vertreten, bin aber schwankend geworden. Der Haupteinwand gegen diese Beweisführung stützt sich auf die Möglichkeit, dass Ziegel der XXI. und auch der XI. Legion in Vindonissa im Vorrat lagen und erst viele Jahrzehnte nach ihrer Fabrikation nach Alpnach geliefert wurden. Dieser Einwand lässt sich, meines Erachtens, gegenwärtig kaum widerlegen; trotzdem bleibt unbedingt die erste Möglichkeit bestehen, dass die Ziegel mit den Militärstempeln wirklich zur Zeit, als die beiden Legionen in Windisch standen, nach Alpnach gelangten. Es ist eben eine Streitfrage, die zurzeit nicht entschieden werden kann. Sonderbar sind für eine so kleine Niederlassung die vielen *verschiedenen* Stempel. Man könnte das erklären durch die Annahme, dass *immer wieder* Ziegel geliefert wurden, oder nach der zweiten Ansicht, dass eben aus einem bunt zusammengestoppelten Vorrat eine Lieferung erfolgte.

Dass die Ziegel in Alpnach selbst fabriziert wurden, glaube ich nicht. Dagegen sprechen doch wohl schon die zahlreichen Stempeltypen.

Kropatschek verbreitet sich in seinem oben zitierten Aufsatz[1]) auch über die Herkunft der gestempelten Legionsziegel in Villen und gibt zwei Erklärungen. In einigen Fällen hätte an Stelle der Villa eine militärische Station irgendwelcher Art gelegen. Die zweite Erklärung, mit Berufung auf *Ritterling,* geht dahin, dass das gestempelte Ziegelmaterial in den Villen aus naheliegenden römischen Militärbauten stamme. „Eine wirkliche Lieferung von Ziegelmaterial aus Truppenziegeleien an Bauherren von Villen hat jedenfalls nie stattgefunden."

Es frägt sich zunächst, *wer* in dem Gutshof in Alpnach, denn einen solchen samt Nebengebäuden stellt die beschriebene Anlage ohne Zweifel dar, ansässig war. Ich glaube sicher *jemand, der Beziehungen zur Militärstation Vindonissa hatte.* Eine rein militärische Anlage ist Alpnach nicht gewesen, denn darauf deutet gar nichts hin. Es war aber auch kaum eine völlig zivile. Denn, wer hätte in Alpnach zwischen Bergen und Wäldern sich angesiedelt, wenn diese Niederlassung nicht ganz bestimmte, bedeutende Vorteile geboten hätte? Sicher kein Römer oder der römischen Oberschicht in Helvetien Angehöriger. So liegt die Annahme nahe, die Leute in Alpnach hätten in einem bestimmten Verhältnis zu Vindonissa gestanden. Waren es nicht etwa ausgediente Soldaten, Veteranen, die Landkomplexe angewiesen erhielten und ihre landwirtschaftlichen

[1]) VI. Bericht der Römisch-Germanischen Kommission, S. 67—68.

Produkte an die Garnisonstadt lieferten? So würde sich das Vorkommen der Legionsziegel ohne weiteres erklären und doch die Behauptung Kropatschek-Ritterlings, dass Truppenziegeleien niemals an Bauherren von Villen geliefert haben, zu Recht bestehen, denn die Hofinhaber in Alpnach sind dann nicht mehr eigentlich zivile Bauherren. Übrigens ist es ja so wie so zweifelhaft, ob das, was für die Rheingegenden als richtig erkannt wurde, auch für Vindonissa und die schweizerischen Fundplätze gilt. Da die Alpnachersiedlung allem Anscheine nach lange Zeit dauerte, ist es auch nicht ausgeschlossen, dass ihr Zweck im Laufe der Zeit sich in einer bestimmten Richtung verschob.

Mag die Forschung die Ziegelfrage nun so oder anders lösen, es bleiben noch *andere Funde,* die mir für ein römisches Alpnach des *ersten* Jahrhunderts zu sprechen scheinen. Die schöne sattrote, *mattglänzende Sigillata* gehört doch wohl sicher dem ersten Jahrhundert an. Von den Schüsselchen haben einige Blattverzierungen en barbotine; nach einer Bemerkung *Ritterlings*[1]) sind solche nach der Mitte des ersten Jahrhunderts aufgekommen. Die angeklebten Spiralhenkelchen sollen nach dem gleichen Auktor[2]) sogar für augusteische Sigillatatässchen charakteristisch sein. Stücke mit solchen Henkelchen *und* Barbotineverzierungen wurden oben beschrieben. Auch die mitgeteilten Töpferstempel sprechen nicht gegen eine Gründung im ersten Jahrhundert. Diese Stempel sind allerdings später, aber sie gehören schlechter Sigillataware an. Von der guten Ware ist leider kein Stempel erhalten geblieben. Von den mattglänzenden, dunkelroten Scherben trägt keine einen Stempel. — Für das erste Jahrhundert sprechen entschieden auch die *Fibeln.* Endlich von bautechnischen Beobachtungen der *Fugenverputz.* Der Grund, die Vertiefung der Fugen, ist spitzwinklig, nicht rund. Das soll ein charakteristischer Verputz des ersten Jahrhunderts sein. Die Reste des rotpolierten Wandbestichs, die zwischen den Böden in Raum II und in der tiefsten Fundschicht an der Aussenseite der Nordmauer gefunden wurden, müssen aber unbedingt älter sein, als der Fugenbestich, mithin das Gebäude geraume Zeit vor dem Ende des ersten Jahrhunderts erstellt worden sein. Den *endgültigen Aufschluss* über die *Entstehungszeit* der Alpnacher Niederlassung wird, nach meiner Ansicht, die *fachmännische Untersuchung* der *Keramik* liefern. Vorläufig glaube ich, ohne das Zeugnis der Legionsstempel besonders zu betonen, aus den übrigen Funden doch auf eine Entstehung bald nach der Mitte des ersten Jahrhunderts schliessen zu müssen.

Wie *lange* die Alpnacheransiedlung bestanden hat, ist ungewiss. Sicher das ganze zweite Jahrhundert hindurch. Ob sie stets bewohnt war, ist wieder eine Frage für sich. Auf einzelne Münzen darf man nicht zu viel abstellen, doch liegt es sehr nahe, aus der in der Ruine selbst gefundenen Gallienusmünze zu schliessen, dass der Gutshof bis zum letzten Drittel des dritten Jahrhunderts besetzt war. Diese Münze stimmt auch mit den Münzfunden von *Sarnen:* drei Gallienus-, drei Victorinus-, zwei Tetricusmünzen, und von *Giswil:* sieben Denare des 267 verstorbenen Postümus, ausgezeichnet überein. Alpnach war demnach am Ende des dritten Jahrhunderts wahrscheinlich noch in römischer Hand.

Der Tatsachenbefund bei der Ausgrabung lässt mit Sicherheit erkennen, dass das Hauptgebäude einer *Brandkatastrophe* zum Opfer fiel. Später wurde die Ruine durch Ablagerungen der Schliere grösstenteils eingedeckt, die Südwestseite am tiefsten. Auch die Ruine B scheint durch einen Brand zerstört worden zu sein.

---

[1]) Monographie von Hofheim 211.

[2]) Ebendort S. 207.

Es erhebt sich noch die Frage: War Alpnach nur ein Gutshof, oder knüpften sich an diese Niederlassung ausgedehntere Zwecke? Da ist in erster Linie zu antworten, dass wir heute noch nicht wissen, ob in Alpnach nur die jetzt aufgedeckten Gebäude bestanden haben, oder ob noch mehr, vielleicht der grössere Teil des römischen Alpnach, unter dem Boden liegt. Denn die Situation der aufgefundenen Ruinen, gerade ausgesucht auf dem Schotterkegel der beiden Schlieren ist doch höchst seltsam, wenn es ein alleinstehender Gutshof war! Sollten doch vielleicht gewisse *strategische* Rücksichten für die Wahl dieses Platzes massgebend gewesen sein? Wir fragen ferner: Woher führte der Weg nach Alpnach; wohin ging er weiter? Offenbar kamen die Römer über den *Vierwaldstättersee,* von Luzern, die Reuss herauf, denn als Meister der Flussschiffahrt haben sie gewiss diese Wasserstrasse ausgenützt. Ziegeltransporte konnten überhaupt anders kaum geschehen. Dieser Weg lenkt aber den Blick auf den Vierwaldstättersee und die Buchten von *Luzern* und *Küssnacht.* Dass letzteres ein *römischer Platz* war, geht aus dem oben mitgeteilten Grabungsbericht fast mit Sicherheit hervor. Aber auch Luzern, am Ausfluss der Reuss, an der Wasserstrasse von Windisch, war sicher eine römische Station. Es braucht ja nicht gerade ein ausgedehnter Platz gewesen zu sein, auch nicht notwendig direkt am Ausfluss. Bis jetzt sind zwar keine beglaubigenden römischen Funde bekannt. Wenn überhaupt am Ausfluss der Reuss etwas Römisches bestand, so befinden sich die Reste heute tief unter der Erde, denn der Boden der Kleinstadt von Luzern lag ehedem viel tiefer als heute; der Unterschied soll bei zwei Metern betragen[1]). Ausser der Wasserstrasse Luzern-Alpnach käme auch noch der Renggpass als Landweg in Betracht. Spuren eines alten römischen Weges auf der Hergiswilerseite des Renggpasses sind wohl behauptet, aber noch nicht bewiesen worden. Münzfunde fehlen gänzlich. — Sicher reichte der See zu römischer Zeit weiter gegen Alpnachdorf als heute; bei den Kanalisationsarbeiten kam 1914 in der Nähe des Bahnhofes, bei der neuen Scheune der Gebrüder Hess unter dem Schlierengrund Seekreide zum Vorschein. Sollte das römische Alpnach vielleicht Transitstation gewesen sein?

Wenn wir weiter fragen, wo der Weg vom römischen Alpnach hinführte, ist es vorderhand unmöglich, positive Angaben zu machen. Wahrscheinlich steht aber doch der *Brünigpass* in irgend einem Zusammenhange damit. Es wäre von grösstem Wert, Spuren der alten Strasse aufzufinden. Sollte sie nicht über *Sarnen,* mit seinen Münzfunden, über *Wilen* mit seinem *Murhof,* über Grossteil mit *Muracher, Bürgeln,* Lungern mit dem Flurnamen *„Im Kamp“* gerade hinter dem heutigen Dorfe, über den *Brünigpass* geführt haben, ins *Berneroberland,* wo ja die Römer am Thunersee sassen, oder über den *Grimselpass* ins Wallis und von da vielleicht über den *Griespass* nach Italien? Darin hätten wir eine kürzeste Verbindung von Windisch nach Oberitalien, zugleich den Vorläufer eines

---

[1]) *P. X. Weber,* Über den Standort und das Aussehen der „roubhüser“ des alten Luzern. AA. NF. XIV. 154 ff. — Auch das Reussbett und die heutige Grossstadt hatten früher ein tieferes Niveau. Als am Schwanenplatz seinerzeit Fundamente gegraben wurden, fanden sich in bedeutender Tiefe Haufen von Gerberlohe, da dort ehemals eine Lohgerberei bestanden hatte. — Das Rathausmuseum enthält meines Wissens keine römischen Fundstücke aus dem Stadtgebiet. In Gfd. XX. (1864), S. XIV, steht eine Fundnotiz: „Kleines Bronzegefäss in Form eines dreifüssigen Häfeleins, gefunden den 21. April 1863, nahe bei der Gasfabrik in Luzern“. Ob der Fund römisch und welches die Begleitumstände waren, ist mir unbekannt. — Nach einer mir zugekommenen Mitteilung soll Herr Dampfschiffkassier Ulrich von Moos in Luzern verschiedene römische Fundstücke aus dem Stadtgebiete besitzen und auch eine Aufnahme von einem beim Bau der Kirche Reussbühl zutage getretenen angeblichen römischen Fundament. Da ich diese Sachen selbst nicht gesehen habe, enthalte ich mich vorderhand jeden Urteils.

im Mittelalter und noch später stark benützten Güterweges. Das sind nun allerdings Vermutungen und Möglichkeiten; aber sie lassen erkennen, dass der Alpnacherfund nicht zu unterschätzen ist.

Das römische Alpnach, mag es nun ein Gutshof allein gewesen sein oder umfangreicher als zurzeit bekannt, war sicher nicht die einzige römische Niederlassung in Obwalden. Zweifelsohne sind weitere Entdeckungen zu erwarten.

Für die Geschichte von Unterwalden hat Herr Dr. *Durrer* in seinem im Vorwort erwähnten Vortrage[1]) bereits einige Schlüsse aus der Existenz eines römischen Alpnach gezogen. Durrer ist geneigt, auch den Namen Alpnach nicht mehr als Wasser des Alpo zu deuten, sondern als Alpiniacum, Fundus Alpiniacus, Villa des Alpinus oder Alpinianus[2]). An Parallelen für diese Etymologie fehlt es nicht. Ferner weist Durrer auf den von gewissen Höfen um den See erhobenen Census regalis hin, der auf eine nichtalemannische Bevölkerung hindeute. „Auf alle Fälle", sagt Durrer, „geben die Funde von Alpnach eine Erklärung für die alte römische Ursprungssage der Unterwaldner, sei es auch nur in dem Sinne, dass eine frühere mittelalterliche Aufdeckung dieser Reste oder ähnlicher Ruinen die Tradition veranlasste."

---

[1]) Siehe das Referat der Neuen Zürcher Zeitung, Nr. 233 v. 27. Febr. 1915.

[2]) Diese Ableitung gibt bereits *Tschudi,* Msk. 640, Stiftsbibliothek St. Gallen, S. 110: Alpiniacum Alpnach.

VI. Frühgermanische Periode.

Hier stelle ich einige Nachrichten zusammen, die sich hauptsächlich auf Gräberfunde beziehen. Leider ist von diesen keiner fachmännisch ausgegraben und untersucht worden. Von Beigaben ist wenig gefunden worden und noch weniger erhalten geblieben. So kommt es, dass bei vielen dieser Gräber die zeitliche Zugehörigkeit nicht sicher steht. Einige könnten möglicherweise älter sein und der Eisenzeit oder Bronzezeit angehören, andere dagegen sind unzweifelhaft nachrömisch.

Ein *Grab* in *Buochs* gibt unter Berufung auf eine Korrespondenz *F. Keller* in seiner Beilage zur archäologischen Karte der Ostschweiz[1]) an. Nähere Nachrichten fehlen, doch dürfte die Bestattung mit den folgenden in eine Reihe gehören.

Ein ferneres *Grab*[2]) wurde in *Buochs* auf dem hinteren Ennerberg im Frühling 1879 aufgedeckt. Die Wände waren aus Steinblöcken lose aufgeschichtet und mit Steinplatten überdeckt. Es enthielt das ausgestreckte, vollständige, jedoch sehr morsche Gerippe eines kräftigen Mannes, mit nach Osten gerichtetem Antlitz. Beigaben wurden keine gefunden. Einige Fragmente des Schädels liegen im Historischen Museum Stans. F. Keller weist das Grab mit Bestimmtheit den Alemannen zu.

Ebenfalls am Abhang des *Buochser*berges, zu Waltersberg im Heimwesen Winterswil, stiess man etwa 1881 bei Erdarbeiten auf ein wohlerhaltenes menschliches Gerippe. Der Schädel wurde zerschlagen, die Knochen zerstreut[3]).

Bei *Hostetten*[4]) gegen das Teiftal, in nächster Nähe von *Stans* und gleichfalls am Fusse des Buochserberges, wurden seit 1877 menschliche Gerippe gefunden. Der Fundort ist eine mit Rasen bewachsene, vorspringende Erhebung, in der öfter nach Flussand gegraben wurde. Herr Dr. *Durrer* berichtet mir über diese Gräberfunde folgendes: „Ich verhörte 1906 an Ort und Stelle den damals noch lebenden Besitzer und Entdecker. Dieser sagte mir, er hätte bei Wegnahme von Kies wohl 100 (?) Leichen gefunden. Diese hätten jeweilig einen auffallend geringen Platz eingenommen und der hinzukommende *P. Martin Niederberger* O. C. hätte ihm erklärt, das seien Hockergräber. Die Knochen seien wieder eingescharrt worden, Fundstücke seien keine zum Vorschein gekommen. Die Leichen seien kaum 30—40 cm unter der Oberfläche gelegen! Einzig die westliche Spitze der Hügelzunge sei von den Arbeiten unberührt geblieben. Da wäre also vielleicht noch etwas zu finden. Eine Probe an den früheren Fundstellen förderte damals in meiner Anwesenheit wohl zahlreiche Knochen zutage, die aber nicht mehr in ursprünglicher Lage sich befanden, sondern in den verebneten Humus eingescharrt.“ Ohne Zweifel liegt in Hostetten ein bedeutendes Gräberfeld;

---

[1]) A. a. O. S. 10.

[2]) AA. III. 922. — *Oechsli,* AE. 22. — *Durrer,* KAU. 239. — Gfd. XXXV. (1880), S. XXII.

[3]) Mitt. von Dr. *Durrer.*

[4]) AA. III. 922.

aus welcher Zeit, ist dermalen nicht zu bestimmen. Dass es Hockergräber sind, ist ganz unwahrscheinlich. Eine regelrechte Ausgrabung der noch unberührten Zone ist vorderhand wegen den übertriebenen Forderungen des Besitzers unmöglich.

Auffallend ist, dass die bis jetzt aufgezählten Funde sämtlich dem Abhange des *Buochserberges* angehören; es scheint dieser sonnige Höhenzug frühe besiedelt gewesen zu sein.

Über einen *Grabfund* im „Dörfli" bei *Wolfenschiessen* teilt mir Herr Dr. *Durrer* nachstehendes mit: „Rechts vom alten Aalauf, auf einer geschützten Höhenwelle, befindet sich ein Turmrest des XIII. Jahrhunderts. Unweit hinter jenem Turme steht ein Stall, der im Jahre 1907 vom Besitzer, Herrn Blättler, umgebaut und vergrössert (oder neu erstellt?) wurde. Dabei stiess man einerseits auf eine etwa zwei Meter dicke Mauer, wohl mittelalterlichen Ursprungs, die mit jenem Turm in Zusammenhang zu stehen scheint und wohl eine Wegbefestigung war. Andererseits kam nördlich von jenem von Ost nach West laufenden Mauerzug ein Grab zum Vorschein. Es enthielt ein vollständiges Gerippe und einen Metallgegenstand." Nach der Gestalt, die als herzförmig angegeben wird, könnte es eine Gürtelschnalle oder dergleichen gewesen sein. Leider ging das interessante Fundstück verloren, indem es der Knecht achtlos mit dem Schutte wieder in das Fundament des Gadens warf.

Bei den Grabungen, die Staatsarchivar Dr. *Durrer* 1899 auf der Burg *Rotzberg* ausführte, kamen in einer Tiefe von zwei Metern, in der untersten Kulturschicht, zwei Bronzegegenstände zum Vorschein: eine vergoldete *Zierscheibe* und ein reich ornamentierter *Stylus* (?) von eigentümlicher Gestalt[1]). Nach den Fundumständen handelt es sich um das XIII. Jahrhundert; der Stylus erinnert aber an römische Formen und könnte wohl älter sein, vielleicht auch ein Importstück.

Ein *Grab* wurde im Juni 1853 in *Giswil* aufgedeckt. Der Fundbericht[2]) sagt darüber: „Bei Abgrabung eines *Hügels* neben der Landstrasse fand man einen Menschenkörper. Er lag auf feinem Sand, gen Westen gekehrt, und war mit groben Kieselsteinen bedeckt. Leider gingen die Arbeiter etwas unsanft damit um, so dass die ohnehin morschen Gebeine wie Asche zerstoben und man kaum das Stirnbein und den Unterkiefer als Überbleibsel sammeln konnte. — Nicht weit davon fand man einen Sporn."

Nach einer nicht mehr kontrollierbaren nachträglichen Angabe fand man, als die *Brünigstrasse* gebaut wurde, beim Durchbruch des kleinen Hügels unter dem Hübeli in Rudenz zu Giswil mehrere Menschenskelette und einige Waffen[3]).

Recht bedeutende *Gräberfunde* sind in *Sachseln,* in der Gegend von *Wissenbach,* ans Tageslicht gekommen; leider geschahen die hauptsächlichen Entdeckungen schon vor langer Zeit und die sehr interessanten Funde wurden nicht gehörig untersucht und verfolgt. Die ältesten Nachrichten über solche Aufdeckungen finden sich in den handschriftlichen Aufzeichnungen[4]) des Landammanns Nikodem von Flüe († 1821). Dieser meldet:

„In Saxlen, unter Weissenbach, auf dem Hubel [Abb. 19, 3], wo ends des achzehenden Jahrhunderts das nüv Haus aufgebauen worden, wurden bei Grabung dortiger Keller zwei Todten Körper

---

[1]) *Durrer* KAU. 457—458, mit Abbildungen. Ein mittelalterlicher Stylus ist kein Anachronismus, da das Schreiben auf Wachstafeln bis weit ins Mittelalter üblich war. Vergl. *Wattenbach,* Mittelalterliches Schriftwesen.

[2]) Obwaldner Volksfreund, 1888, Nr. 30.

[3]) Obwaldner Volksfreund, 1914, Nr. 43. Da die Brünigstrasse anfangs der fünfziger Jahre, wenn ich nicht irrre, 1852/53 angelegt wurde, dürfte sich die vorliegende Angabe auf den vorausgehenden für 1853 erwähnten Fund beziehen.

[4]) Archiv der Familie *von Flüe,* Sachseln. Mitgeteilt von Herrn Oberrichter *Jos. von Flüe.*

von Menschen gefunden; und da nachhin tiefer unten an dem Niederdorfstutz die Landstrass gegen den See breiter und tiefer abgegraben worden, hat man dorten mehrere Todtengerippe von Menschen hervorgegraben, welche sämtlich als eine Folge des strassbergischen [sic!] Einfalls angesehen werden."

Im Winter 1863 erfolgten wiederum Aufdeckungen. Darüber besitzen wir einen Bericht[1]) von P. Martin Kiem, damals Professor an der Kantonsschule in Sarnen. Der Fundbericht lautet:

„Am 31. März 1863 war ich auf der Inspektion des Platzes in Sachseln, wo Gebeine von Menschen und einige Antikaglien entdeckt wurden. Es sind an drei Punkten Entdeckungen gemacht worden: a) im Gute Niederdorf, welches Dr. Omlin gehört [siehe Plan, Abb. 19, 1]; b) ob dem ersten Hause links an der Strasse bei Weissenbach [Plan, Ziffer 2], und c) in der Mitte zwischen diesen zwei Punkten, auf dem Gute Hubel, einen Steinwurf ob der Strasse. Am erstgenannten Orte wurde vor etwa 20 Jahren bei Erweiterung der Strasse ein Schädel und ein Schwert gefunden, auch mehrere Gebeine. Auf dem Hubel fand der Eigentümer, da er vor etwa 15 Jahren einen Keller ausgrub, zwei Totenschädel. Ob dem ersten Haus bei Weissenbach (Unterdorf), ebenfalls auf einem Vorsprung, wurde am meisten ans Tageslicht befördert. Vor mehr als drei Jahren wurde zwei Fuss tief im Sand ein Skelett von $5^1/_2$ Fuss Länge ohne Kopf gefunden. Vor drei Jahren deckte man drei Skelette auf, die alle nacheinander lagen und das Antlitz gegen Sonnenaufgang gerichtet hatten. Daneben wurden viele Pferdeknochen, besonders Kopfknochen, gefunden. Es lag auch ein eiserner Pfeil ohne Schaft dabei, welcher dreikantig und vom Rost sehr angegriffen war. Die Länge dieser Pfeilspitze[2]) beträgt 2″ 4‴. In diesem Winter wurde auch ein Skelett ausgegraben. Ein alter Mann, der ein Gut unter der Allmendstrasse besitzt, sagte, dass er beim Umwühlen der Erde oft Gebeine und Gemäuer angetroffen habe. Bei Anlegung der Allmendstrasse entdeckte man eine Mauer von 8 Fuss Länge und 4 Fuss Breite. Ein Mäuerlein ging quer über die Strasse, ungefähr einen Fuss unter dem Boden. Zu demselben waren auch kleine Backsteine verwendet worden. Die Leichname lagen alle hinter dieser Mauer gegen Sarnen gewendet."

Abb. 19. Plan von Wissenbach und Umgebung. 1:5000. — Die Ziffern beziehen sich auf die Fundplätze; siehe Text.

Leider sind diese Mitteilungen unklar; was der Berichterstatter selbst gesehen hat, vernimmt man nicht; wahrscheinlich nichts als die Pfeilspitze. Ob der von Kiem erwähnte Fund zweier Schädel im Keller des Hubelhauses mit dem von Landammann von Flüe berichteten Fund zusammenfällt, ist fraglich. Küchler gibt für den Fund der Schädel das Jahr 1850 an, was aber nur auf

---

[1]) Gfd. XX. (1864), S. XIII. — AA. VI. 71—72. — Obwaldner Volksfreund, 1888, Nr. 30. — Derselbe, 1890, Nr. 6. — *Küchler,* Geschichte von Sachseln, S. 179, stutzt den Kiemschen Bericht in willkürlicher Weise zu.

[2]) Das Inventar der Sammlung des Vörtigen Vereins hat die Notiz: „Ein Pfeilspitz, gefunden 1860, nahe beim Dorfe Sachseln (Viertel Wissenbach) neben drei menschlichen Skeletten".

Kombination beruhen dürfte. Nachforschungen an Ort und Stelle ergaben, dass die Funde unter b) und c) noch in der Überlieferung fortleben; man zeigte mir im ganzen drei Stellen, wo Skelette zum Vorschein gekommen sind. Auch nach 1863 wurden zu verschiedenen Malen Knochenreste ausgehoben, besonders im Garten des Leutenant Durrer im Biel (Plan, Ziffer 5). Von dem ältesten Fund im Niederdorf ist keine Tradition mehr vorhanden. Auch der genaue Platz ist nicht bekannt; er liegt jedenfalls etwas nördlicher als Ziffer 1 im Plane, gegen Sarnen zu, da wo die Strasse den Hügel anschneidet. Die Funde auf der Allmend sind noch in Erinnerung, aber niemand ist imstande, die genaue Stelle anzugeben. Ziffer 4 des Planes gibt nur die ungefähre Lage an. — Bei den Aufdeckungen im Hubel sollen nach der Überlieferung auch eine Münze und eine Armspange (?) gefunden worden sein. P. M. Kiem spricht von Antikaglien, bezeichnet sie aber leider nicht näher.

Im Frühling 1915 kamen im Garten oberhalb des vorhin erwähnten ersten Hauses an der Strasse nach Wissenbach (Plan, Ziffer 6) wieder menschliche Knochenreste, so Teile von einem Gesichtsschädel und kleinere Bruchstücke zum Vorschein, ferner ein zierlicher Spinnwirtel aus gebranntem Ton und ein eisernes Ringlein[1]). Die Knochen waren sehr zerstreut; ziemlich oberflächlich in der Gartenerde gelagert und dürften von einem schon früher zerstörten Grabe herrühren.

Schon bevor diese Funde gemacht waren, hatte der Historisch-Antiquarische Verein mit dem Besitzer des anstossenden Gartenlandes (Plan, Ziffer 7) einen Vertrag abgeschlossen, um eine Grabung vorzunehmen. Die Arbeiten wurden am 13. September begonnen und dauerten eine Woche. Leider kamen aber keine Gräber zum Vorschein. Es wurden senkrecht zur Strasse eine Anzahl bis zwei Meter tiefe Gräben gezogen; etwa 40 cm unter der Oberfläche stiess man im Südteil des Gartens auf eine Art Pflästerung, auf der viel Kalk lag, daneben kamen neuere Kleinfunde von Eisen und einige tierische Knochen zum Vorschein. In der Tiefe folgte Kies und Sand. — Da in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Hauptfunde im Einschnitt der Strasse, gegenüber dem Garten (Plan, Ziffer 2) gemacht worden waren, als dort die Westseite des Hügels angeschnitten und abgetragen ward, wurde auch dort eine Grabung veranstaltet und durch den stehengebliebenen Teil dieses Hügels ein tiefer Graben gezogen. Unmittelbar unter der Humusschicht, in 25—30 cm Tiefe kamen einige Knochen von menschlichen Extremitäten, wirr durcheinander liegend, zum Vorschein; dabei befanden sich auch einzelne Knochen von Wiederkäuern. Der ganze Fund machte den Eindruck, dass diese Knochen anderswo ausgehoben, vielleicht seinerzeit beim Bau des naheliegenden Hauses, und hier oberflächlich verscharrt worden waren. Weitere Reste wurden leider nicht gefunden.

Frägt man nach dem Alter dieser Gräberfunde von Wissenbach, die alle in einem ziemlich eng umgrenzten Bezirk liegen, so ist vorläufig eine sichere Antwort nicht möglich; wir wissen auch durchaus nicht, ob alle Funde gleichalterig sind. Nach P. Kiems Fundbericht scheint es sich um frühmittelalterliche Beisetzungen zu handeln. Die Feststellung des genauen Alters hätte für die Besiedelungsgeschichte von Obwalden grossen Wert. Um für spätere Untersuchungen bei abermaligen Entdeckungen, die nicht unwahrscheinlich sind, eine sichere Grundlage zu schaffen, wurden sämtliche Fundplätze, ebenso die Stellen, wo Grabungen stattfanden, in den beigedruckten Plan[2]) eingetragen.

---

[1]) AA. NF. XVII. 172.

[2]) Das Plänchen ist ein verkleinerter Ausschnitt aus einem sorgfältigen Plane von Sachseln, 1:1000, den mir der Ersteller, Herr Grundbuchgeometer *Otto Omlin*, in liebenswürdiger Weise zur Verfügung stellte.

Auf der Höhe des *Brünigpasses* wurde in den siebenziger Jahren bei der Erstellung eines Weges nach Hochfluh, als man nach dienlichen Steinen suchte, ein *Plattengrab* [1]) entdeckt. Es enthielt ein Skelett, eine *eiserne Axt,* ein Kurzschwert und verschiedene Metallgegenstände, vielleicht Beschläge oder Schnallen. Die drei Finder verteilten den Fund unter sich. Erhalten ist einzig die Axt (Taf. III, 6), die von Herrn Dr. *Etlin* einige Jahre später im Hause eines der Finder entdeckt und erworben wurde. Da sie als Spaltbissen gedient hatte, ist die Öse etwas beschädigt [2]).

Eine gleiche *eiserne Axt* wurde nach dem mündlichen Bericht von Pfarrer *Denier,* im Kanton *Uri,* irgendwo im Oberland, ausgegraben. Denier erwarb sie von Schmied Gehrig in Schattdorf und mit der Sammlung Denier kam die Axt ins Landesmuseum.

Menschliche Gebeine [3]) wurden etwa in den sechziger Jahren zu *St. Niklausen* ob Kerns gefunden in der Nähe der Kapelle, gegen das Sigristhaus. Schon im Anfange des XVI. Jahrhunderts wurden dort Knochenfunde [4]) gemacht und in einer Nische im Innern des Gotteshauses beigesetzt [5]), weil man der Ansicht war, die Überreste stammten von einem ehemaligen christlichen Friedhofe. Sie dürften aber eher von einer prähistorischen Begräbnisstätte herrühren.

Nach einer alten Tradition soll *St. Niklausen* mit den Kapellen im *Stalden* und in *Ennetmoos* eine der drei ältesten Kirchen des Landes sein. Nun sind auch an den beiden letztgenannten Orten ähnliche Knochenfunde wie in St. Niklausen gemacht worden. An der Aussenseite beider Kapellen finden sich bis auf den heutigen Tag solche Nischen mit menschlichen Gebeinen. In Ennetmoos wurden ferner 1835 in nächster Nähe der Kapelle weitere Einzelgräber aufgedeckt. Herr Staatsarchivar Dr. Durrer hat, gestützt auf diese Funde, in seiner Abhandlung: „Die Kapelle St. Niklausen bei Kerns", die Hypothese [6]) aufgestellt, dass die Sagen und Überlieferungen über den urchristlichen Ursprung der Gotteshäuser von St. Niklausen, Ennetmoos und Stalden wohl auf prähistorischen oder frühmittelalterlichen Grabfunden, die man später in der Nähe der Kapellen machte, basieren, indem man von der Voraussetzung ausging, dass ein umliegender Friedhof den pfarrlichen Charakter eines Gotteshauses bedinge. So weit geschriebene Quellen in Betracht kommen, hat keine der drei Kapellen ein sehr hohes Alter und die Hypothese scheint um so bestechender, als tatsächlich ähnliche Vorgänge erwiesen sind.

Auch in der Nähe von *Stalden,* im sogen. *Kilchmätteli,* hat man bei der Anlage eines Forstgartens mehrmals menschliche Gebeine ausgegraben; auf jenem Platze steht ein Bildstöcklein und in der Nähe ein altes, interessantes Häuschen aus dem XVI. Jahrhundert. Ob wir an diesem Ort eine vorchristliche Begräbnisstätte vor uns haben, oder ob die Kapelle im Stalden, die bisher ins XV. Jahrhundert zurückwies, doch älteren Datums ist, als die schriftlichen Quellen erkennen lassen, ist zurzeit unentschieden.

---

[1]) Verhandlg. d. Schweiz. Naturf. Gesellsch. 1898, S. 25. — SGU. 141 u. 144. — Die Etikette des Beiles lautet: „Zirka 1870. Aus einem Plattengrab am Brünig, ob den Gallenplatten zirka 1000 m, zusammen mit Schwert und Blechrustig, nebst Knochen. Wildhüter Plattner und Peter Kehrli, Hochfluh". Darnach läge die Fundstelle wahrscheinlich schon auf dem Gebiete des Kts. Bern.

[2]) Eine ähnliche Axt von Kittendorf in Mecklenburg wird in Prähist. Zeitschr. II. 197 um zirka 500 datiert.

[3]) AA. VI. 72.

[4]) *Durrer*, KAU. 380.

[5]) Diese Knochenfragmente, welche die Überreste eines einzelnen erwachsenen Mannes dargestellt haben sollen, wurden vor etwa 25 Jahren aus der Kapelle entfernt (*Durrer,* Gfd. LII. 335).

[6]) Gfd. LII. 315.

Etwa eine halbe Stunde nordwestlich oberhalb Stalden liegt ein Berggut *Kilchschwand.* Dort zeigte man mir auf einer sonnig gelegenen Erhöhung einen etwas vertieften Platz, wo man beim Graben auf Mauerwerk stosse. Der Platz heisst die Heidenkirche. Ringsherum finden sich auffallende längliche Bodenerhebungan in einiger Zahl.

Ich reihe hier noch einen merkwürdigen Fund *durchbohrter Bachgerölle* an und gebe zunächst Fundbericht und Beschreibung nach Prof. Dr. *P. A. Jann*[1]). Die Gerölle, es sollen über dreissig sein, „waren bei der Einmündung der *Melcha* in den *Sarnersee* mit dem Flussschotter herausgebaggert worden und fanden so den Weg in den Garten des Kapuzinerklosters . . . Die grössten dieser Steine erreichen eine Länge von 5—7 cm, während die Breite beiläufig 4,5 cm und die Dicke 2—3 cm beträgt. Die kleineren sind höchstens 1,8 cm lang, 1,5 cm breit und 5 mm dick; einige von ihnen weisen reisszahnförmige Gestalt auf. Die Durchbohrung läuft mit wenigen Ausnahmen stets in schräger Linie durch den Kiesel . . . Dass die Steine künstlich durchbohrt wurden, unterliegt keinem Zweifel. Ein Flusskiesel von 6,8 cm Länge und 4,6 cm Breite und 3,9 cm Dicke ist z. B. derart angebohrt, dass man in der Vertiefung zwei Bohransätze von 2 mm Durchmesser genau unterscheiden kann. Ein anderer Stein enthält in seinem Bohrloche noch einen Eisenstift, wahrscheinlich den vorderen Teil eines abgebrochenen Instrumentes. Mehrere Kiesel sind nur versuchsweise angebohrt und alsdann wieder weggeworfen, andere nach mehrfachen an verschiedenen Punkten unternommenen Bohrungsversuchen schliesslich an geeigneter Stelle bearbeitet worden".

Über die Bestimmung dieser Artefakte vermutet Jann, es könnte sich um Beschwerer von Fischernetzen handeln, oder um Reste eines primitiven Jagdinstrumentes, eine Art Steingeissel. Die kleinen Stücke seien möglicherweise als Amulette getragen worden.

Ich habe die Steine, die in der Sammlung des Gymnasiums zu Stans liegen, nicht gesehen; weil nichts bekannt ist, *wo* sie im Melcha-Delta ausgebaggert wurden, ist eine Beurteilung des Fundes erschwert. Das Melcha-Delta bildete sich zu seiner heutigen Gestalt erst seit den achtziger Jahren aus, wo die Melcha korrigiert und in den See geleitet wurde. Dass die Steine durch die Melcha ins Delta geschwemmt und beieinander liegen blieben, dass sie im gleichen Fuder Kies in den Kapuzinergarten gelangten, ist fast unmöglich. Gegen ein Anschwemmen spricht ferner das Vorhandensein unfertiger Stücke, wenn solche nicht etwa blosse Naturprodukte sind. Möglich wäre, dass die Steine in der alten Uferlinie des Sees ausgebaggert wurden, also gewissermassen an der ursprünglichen Lagerungsstätte. Über das Alter verrät wenigstens der Eisenstift, dass die Durchbohrungen nicht älter sind als die Eisenzeit. Sonst möchte man in den Steinen neolithische Grabbeigaben erblicken, wie solche mehrfach, z. B. aus der Nähe von Frankfurt[2]), bekannt sind. Vielleicht darf man auch an Zettelstrecker eines primitiven Webstuhls denken.

Von *Küssnacht* stammen[3]) zwei dünne *bronzene* Ringe (Taf. III, 7), nahezu geschlossen, die Enden spitz auslaufend, mit 5 und 6 cm Durchmesser. Sie dürften wohl einem Grabe der Völkerwanderungszeit enthoben worden sein. Im Landesmuseum.

Über einen weiteren *Gräberfund* in *Küssnacht* erhielt ich folgenden Bericht[4]). „Anfangs der sechziger Jahre (des vor. Jahrhunderts) waren wir mit Abdeckungsarbeit beschäftigt, behufs

[1]) Jahresbericht des Kollegiums Stans, 1912, S. 39. — SGU. V. 245.

[2]) *Wolf,* Frankfurt a. M. und seine Umgebung in vor- und frühgeschichtl. Zeit. Frankf. 1913, S. 25 ff.

[3]) Katalog der Sammlungen der Antiq. Gesellsch. Zürich. 1890, III. 6. — SGU. III. 141 u. 145.

[4]) Briefl Mitt. von *J. M. Tschümperlin* in Küssnacht, v. 21. II. 1910. — AA. NF. XV. 262.

Gründung der jetzigen Sand- und Kiesgrube; da kamen wir etwa 6—7 Fuss tief auf *drei menschliche Skelette,* die gegen Sonnenaufgang gewendet waren. Besonders bei einem davon, das im lautern Kies lag, waren der Kopf mit den vollständigen, weissen Zähnen und auch die andern Gebeine gut erhalten. Es war eine herkulische Gestalt. In deren Nähe fanden wir einige runde und eierförmige Steine und zwei grosse Eckzähne, wahrscheinlich von einem Wildschwein, die seither verloren gegangen sind. Die Gebeine sind auf den Friedhof gebracht worden". — Es liegt die Vermutung nahe, dass es sich auch in diesem Falle um eine Bestattung aus der Völkerwanderungszeit handelt.

Erwähnt sei auch, dass in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in F. Truttmanns Kiesgrube in der *Breiten* zu Küssnacht ein unterirdischer Gang entdeckt wurde. Er führt in 6—7 m Tiefe gegen das Heimwesen Stadelmatt, ist mit schöner, runder Wölbung sorgfältig in die lehmige Erde gehauen, besitzt 1,80 m Höhe und 0,60 m Breite und kann noch heute bis auf 60 m verfolgt werden. Über die Entstehungszeit und den Zweck ist nichts bekannt. Eine nähere Untersuchung wäre sehr erwünscht[1]).

Ein relativ hohes Alter scheint auch der *Burganlage* in *Küssnacht* zuzukommen. Nach einer Notiz *Heierlis*[2]) sollen ihre Anfänge in karolingische oder gar in merovingische Zeit zurückreichen. Nach der Angabe von Dr. *Durrer*[3]), der die Ausgrabungen in der Gesslerburg leitet, gehört ein romanisches Portal aus dem XI. oder dem Anfang des XII. Jahrhunderts vielleicht schon einer zweiten Bauperiode an. Die interessante Ausgrabung ist noch lange nicht abgeschlossen und kann noch Überraschungen bringen, um so mehr, als aller Wahrscheinlichkeit nach Küssnacht von den Römern besiedelt war. Vergl. oben S. 31 ff.

Aus der Umgebung von *Schwyz* wurde dem Landesmuseum am 17. Februar 1910 ein *Grabfund,* bestehend aus einem stark verrosteten Kurzschwert und einem Bronzeknopf, angeboten[4]). Die Sachen sollen beim Aufwerfen eines Grabens zum Vorschein gekommen sein.

Zu *Oberiberg,* nördlich vom Dorfe, auf der *Guggern,* scheinen Spuren auf ein altes *Refugium* hinzudeuten[5]). Ob nicht der Name „Guggern", der wohl „Ausguck" bedeutet, damit in Beziehung steht?

Ein *„alemannisches" Grab* vermerkt F. Keller für *Altendorf* auf seiner archäologischen Karte der Ostschweiz. Im Texte ist darauf kein Bezug genommen.

„Alemannische" Gräber sind ferner auf der Insel *Ufnau* (vergl. Abb. 6) zum Vorschein gekommen. Im Tagebuch des *P. Tietland Brunner* († 1875), Kapitular des Stiftes Einsiedeln, findet sich folgende Notiz[6]): „1859, 10. Mai. Zirka sechs Schuh vom Ecken der (St. Martins-)Kapelle beim Chörlein ausserhalb, wurde eine Leiche gefunden, die ohne Sarg auf dem Felsen lag, den Kopf gegen die Ecke des Chörleins gerichtet. Man fand dabei nur einen alten Nagel".

Ein *Doppelgrab*[7]) wurde im Frühling 1881 an der nördlichen Spitze der Insel, bei Erstellung des derzeitigen Dampfschiffsteges entdeckt. Aus dem Berichte des Werkmanns Vock[8]) steht folgendes

---

[1]) Vaterland, 1893, Nr. 225. — AA. VII. 316—317. — Vergl. auch Wochenchronik v. Küssnacht, 23. VIII. 1913. — AA. NF. XV. 262. — Dazu mündl. Mitt. von Dr. *R. Durrer,* der den Gang besichtigt hat.

[2]) SGU. IV. 199.

[3]) Jahresbericht der Schw. Gesellsch. f. Erh. h. K. 1911; S. 66. — Anzeiger für Schweiz. Geschichte, 1915, Nr. 3.

[4]) Gefl. Mitt. von Herrn Vizedirektor *D. Viollier,* vom 20. II. 1914.

[5]) Mitt. von Dr. *Heierli.*

[6]) Mitt. v. Stiftsarchivar Dr. *P. Odilo Ringholz.* Vergl. auch dessen Geschichte der Insel Ufnau, Einsiedeln 1908, S. 22. — SGU. III. 142.

[7]) AA. IV. 187. — Dr. *P. O. Ringholz,* Geschichte d. Ufnau, S. 22. — SGU. III. 142.

[8]) *Vock* war nicht Pächter, wie im AA. a. a. O. irrtümlich steht.

fest: Die Leichname, von denen nur wenige Knochenfragmente erhalten waren, müssen direkt auf den Fels gebettet worden sein. Sie lagen nur 2—3 Fuss unter der Erdoberfläche. Die Gräber waren von senkrecht gestellten Steinplatten umschlossen und durch eine gleiche Platte voneinander getrennt; eine andere deckte die Gräber und zwar so, dass der Deckel nicht unmittelbar auf die Leichname kam, sondern eine Höhlung freiliess. Beigaben fanden sich nicht vor. — Es handelt sich augenscheinlich um Plattengräber aus der Völkerwanderungszeit oder dem Frühmittelalter.

Nach einem Zeitungsbericht[1]) sollten vor einiger Zeit in *Oberarth* einige menschliche Skelette aufgedeckt worden sein. Bei den Arbeiten für die Leitung der Wasserversorgung Meggen wäre man in Oberarth am Felsband des sog. *Guggenhüsli,* nahe der kleinen Kapelle auf drei menschliche Skelette gestossen, die 1 bis $1^1/_2$ m tief in der Erde, in ziemlichen Abständen voneinander gelegen hätten. Nach diesen Angaben wäre man versucht, an die Reste einer prähistorischen Bestattung zu denken. Erkundigungen[2]) ergaben jedoch, dass es sich wahrscheinlich gar nicht um menschliche Reste handelt.

Hier muss endlich auch jener immer noch bis zu einem gewissen Grade rätselhaften voralpinen und alpinen Siedelungsreste gedacht werden, die unter dem Namen *Heidenhüttchen* bekannt sind.

Auf der Alp *Ruodsperi*[3]), $^3/_4$ Stunden von St. Niklausen, ferner auf der Lungeralp *Hornerberg* und auch auf andern Alpen Unterwaldens befinden sich solche Überreste einstiger primitiver Wohnungen. Es handelt sich um Trockenmauern zahlreicher Gelasse, deren Grundform und Ausdehnung öfters noch ganz gut zu erkennen sind. Zu Ruodsperi waren um 1868 herum etwa zwanzig solcher Fundamente vorhanden; sie wurden damals von P. M. Kiem untersucht. 1887 fand Dr. Durrer[4]) noch ein halbes Dutzend nahe um den heutigen Hüttenplatz gruppierter quadratischer Fundamente, ohne Mörtelverband, von zirka 5 m Durchmesser. Solche Reste fanden sich auch sehr zahlreich auf der Alp *Husmatt* in *Wiesenberg* ob Stans, sind aber den Alpverbesserungen zum Opfer gefallen. Es war, nach Angabe von Dr. Durrer, durchaus Trockengemäuer, die Form stets quadratisch von zirka 5 m Durchmesser. Fundstücke sind keine bekannt. Sie standen gruppenweise; der Name „Husmatt", der schon im XV. Jahrhundert vorkommt, hängt sicher mit diesen Häuschen zusammen.

Für das Gebiet von Schwyz sind Reste solcher „Heidenhüttchen" nachgewiesen auf der Alp *Zimmerstalden*[5]) in der Gemeinde Illgau im Muotatal, in der Höhe von 1300 m, ferner im Tal *Riemenstalden*[6]), wo die Zahl mehrere hundert betragen soll.

Über die Deutung dieser merkwürdigen Überreste ist man noch immer nicht im klaren. Einstimmig ist das Urteil darin, dass es sich um Sommerwohnungen handle. Wegen des Fehlens jeglicher wegweisenden Reste ist die Altersbestimmung unmöglich. „Sie können an sich ebensogut mittelalterlichen wie frühalemannischen oder voralemannischen Ursprungs sein[7])." Wenn sie älteren Datums sind als frühmittelalterlich, möchte man sie lieber jenen romanischen Urbewohnern zuweisen,

---

[1]) Freier Schweizer, Nr. 34, vom 9. April 1910. — SGU. III. 142.

[2]) Herr Alt-Vorstand *Zeno Bürgi-Weber* in Arth war so freundlich, mir darüber zu berichten.

[3]) AA. VI. 72. — *Oechsli,* AE. 15 u. 16.

[4]) KAU. 400.

[5]) *Gemsch,* Die Heidenhäuschen auf Illgau, AA. I. 11.

[6]) Idem, Die Heidenhäuschen in Riemenstalden, AA. I. 128.

[7]) *Oechsli,* AE. 16.

von denen die termini technici der Milch- und Alpwirtschaft stammen. Auffällig ist jedenfalls ihr Name „Heidenhüttchen", weil mit dem Ausdruck „heidnisch" vom Volke angeblich ein Gegenstand aus der Verlassenschaft einer älteren Bevölkerung anderen Stammes bezeichnet wird[1]). Zurzeit ist man wohl eher geneigt, in den „Heidenhüttchen" Reste mittelalterlicher und noch späterer Sommerwohnungen der Älpler zu erblicken[2]); Alphütten in der heutigen Gestalt, mit Stallungen für das Vieh, waren früher nicht gebräuchlich; nur kleinere Bauten als Obdach für die menschlichen Bewohner und den notwendigen Räumlichkeiten für die Milchwirtschaft[3]).

---

[1]) Doch heissen im Volke auch mittelalterliche Kirchtürme von etwas besonderem Aussehen regelmässig „Heidentürme", so dass man nicht allzuviel auf die Bezeichnung heidnisch geben darf.

[2]) Bis ins XV. Jahrhundert, wo der allmählich gesteigerte Export von Hartkäse nach Italien einen Umschwung in unserer Alpwirtschaft herbeiführte, herrschte anscheinend völliger Kleinbetrieb auf den Unterwaldneralpen, der im Sommer den Grossteil der Bevölkerung auf die Berge führte. So bezeugt zum Beispiel am 15. Nov. 1451 der greise *Jenni Nidkilchen*, sesshaft zu Luzern der „vor langen ziten zu Tannen zu alp gangen", dass damals auf der Alp Tannen viel mehr Stäfel gewesen und 20—24 Knechte da besonders gealpet. (Urkunde Gemeindelade Kerns. Mitt. von Dr. Durrer). Übrigens stellt gerade Tannen auch heute noch eine Art Alpdorf dar und ein solches existiert auch auf der Sachsler Alp Älggi.

[3]) Auf eine merkwürdige Stelle in der Descriptio Sueviae von *Felix Fabri*, die vielleicht durch die Sagen und Überlieferungen von heidnischen Urbewohnern veranlasst sein könnte, macht mich Dr. Durrer aufmerksam. Dort heisst es nämlich Caput VII: „. . . inter Helvetios vallis quaedam est populosa, quam nominant Subsilvanam vulgariter „Unterwalden" supra Lucernam, ubi dicunt antiqui, quod patres eorum viderint homines illius generationis, qui primo Christi fidem receperunt". (Quellen zur Schweizergeschichte, Bd. VI).

VII. Zusammenfassung und Schlussbemerkungen.

Das Gebiet der drei Waldstätten, Uri, Schwyz und Unterwalden galt in archäologischer Beziehung schon immer als das ärmste der ganzen Schweiz. Diese Tatsache kommt gerade darin zum Ausdruck, dass die älteren Geschichtschreiber allgemein der Ansicht huldigen, die Gründer der Eidgenossenschaft und ihre unmittelbaren Vorfahren seien zugleich die ersten Bewohner der Urschweiz gewesen.

Es schien, als ob nicht bloss zu jener Zeit, da im Westen und Norden unserer Heimat, in den Höhlen des Jura und Säntisgebirges der Diluvialmensch hauste, sondern auch viel später noch, als an den Seen des Mittellandes die Pfahlbauer lebten, in die Täler von Wallis und Graubünden der Strom benachbarter Kulturen einflutete und selbst über die Pässe nach Norden vordrang, die Urschweiz in ihrer geographischen Abgeschlossenheit[1]) von dem Strome dieses Geschehens nicht erreicht worden wäre. Die letzten fünfzig Jahre haben jedoch den Beweis erbracht, dass auch die Waldstätten schon in sehr früher Zeit begangen und bewohnt waren[2]). Aus den bis heute bekannt gewordenen vor- und frühgeschichtlichen Altertümern ergibt sich etwa folgendes Bild:

Aus *paläolithischer* Zeit sind noch keine urschweizerischen Funde zu verzeichnen, aber es ist nicht ganz ausgeschlossen, dass solche noch gemacht werden.

Die *neolithischen* Funde betreffen bis jetzt fast ausschliesslich Unterwalden. Was an Steingeräten bekannt wurde, sind Einzelfunde. Ob sie wirklich als Zeugen für neolithische Besiedelung angesprochen werden dürfen, ist zweifelhaft. Auffällig ist, dass die Fundorte in Obwalden: *Hengeloh, Wilen, Arbensäge,* alle auf der Sonnenseite, an jenem zur Festsetzung geradezu verlockenden Hang des *Schwändiberges* liegen, nicht allzuweit voneinander entfernt. Ob die Station *Lungern* steinzeitlich ist, kann erst durch weitere Nachgrabungen entschieden werden. Sollte das von *Tschumi*[3]) beschriebene Steinkistengrab von *Niederried,* am rechten Ufer des Brienzersees wirklich neolithisch sein, so würde man an Beziehungen zwischen dieser Siedlung auf der Südseite des *Brünig* und der Niederlassung am Lungerersee denken dürfen und die Wahrscheinlichkeit, dass in Lungern neolithische Pfahlbauleute wohnten, bedeutend steigen.

Bronzezeitliche Funde liegen aus allen drei Kantonen in erheblicher Anzahl vor. Sie gehören verschiedenen Perioden an.

---

[1]) Man darf auch nicht vergessen, dass die Besiedelungsmöglichkeit der innerschweizerischen Täler im Urzustande viel geringer war als heute. Wiesen waren damals überhaupt nicht vorhanden; bis zur Holzgrenze herrschte der Urwald, den nur relativ kleine waldfreie Gebiete unterbrachen: steile Felswände, Lawinenzüge, Schotterablagerungen der Flussläufe und versumpfte Gebiete. Vergl. dazu: *H. u. M. Brockmann-Jerosch,* Die natürlichen Wälder der Schweiz, Berichte der Schweiz. Bot. Gesellsch. XIX. 1910.

[2]) In der 1908 erschienenen Verkehrsgeschichte der Alpen von *P. H. Scheffel,* Berlin, Reimer, wird S. 86 noch der Standpunkt vertreten „dass wir uns diese Gebiete (der Urschweiz) im Altertum schlechterdings als verlassen und volksleer vorstellen müssen".

[3]) *O. Tschumi,* Das Hockergrab von Niederried (Ursisbalm) Kt. Bern. Archives Suisses d'Anthropologie générale, 1915, 192 ff.

Die Beile von der *Frutt,* von *Engelberg* und *Niederstad* sind Randäxte mit niederem Rand und gehören der II. Periode der Bronzezeit an (nach der Einteilung von Déchelette). Das Beil von der Frutt stellt zudem einen Typus dar, der in der Schweiz selten, dagegen in Oberitalien verbreitet ist. Der II. Periode sind auch der Dolch von *Steinen* und die schöne *Nadel* vom gleichen Fundort zuzuteilen.

Die Beile vom *Muotatal, Bisistal, Sihltal* und *Acheregg* sind mittelständige Lappenbeile der III. Bronzeperiode. Derselben Periode gehören ferner der *Dolch* aus dem Sihltal und wahrscheinlich die Lanzenspitzen vom *Bürgenberg* und vom Dundelbach in *Lungern* an.

Der IV. Periode der Bronzezeit sind die Beile von *Küssnacht* und *Lachen,* mit oberständigen Lappen, zuzuweisen; ebenso das Messer von der Jagdmatt bei *Erstfeld,* die Mohnkopfnadel und der Doppelspiralhacken von *Bürglen.*

Aus dieser Übersicht geht hervor, dass die urschweizerischen Bronzefunde sich fast über die ganze Bronzezeit verteilen; nur solche der I. Periode fehlen.

Bemerkenswert erscheint die Nachbarschaft der drei Fundstellen: *Bürgenberg, Acheregg* und *Niederstad,* die alle in nächster Nähe des Sees, nur eine halbe Stunde voneinander entfernt sind und den Gedanken wachrufen, ob dort nicht irgendwo eine *bronzezeitliche Niederlassung* bestanden habe. Zudem liegt noch in unmittelbarer Nähe die *Drachenhöhle,* deren Scherben zum Teil als bronzezeitlich angesprochen werden.

Mehrere unter den urschweizerischen Bronzen sind ausgesprochene *Passfunde.* So die Randaxt von der *Frutt,* und jene aus dem Engelbergertal vom Fusse des *Storeggpasses,* ferner auch die Beile aus dem *Bisistal* und *Muotatal.*

Das Messer von *Erstfeld* endlich und die Schmuckstücke von *Bürglen* entstammen bronzezeitlichen *Gräbern;* das gleiche dürfte für die Nadel und den Dolch von *Steinen* gelten.

Aus dem Charakter der Funde und ihrer örtlichen Verteilung geht hervor, dass die Urschweiz zur Bronzezeit begangen, teils bereits besiedelt war. Ob der Eintritt vom nördlich vorgelagerten *Seengebiet* oder vom *Berneroberland* und den südlichen und *südöstlichen Tälern* stattfand, kann vorläufig nicht entschieden werden. Beil und Dolch vom *Sihltal* sind wohl Jägern aus dem Limmattal verloren gegangen; das Beil von der *Frutt* weist entschieden nach Süden. Wahrscheinlich erfolgte der Einbruch von verschiedenen Seiten.

Aus der *Eisenzeit* fehlen bis jetzt sichere Funde: Die Chronologie des *Drachenloches* ist noch nicht abgeklärt; vielleicht ist der Depotfund von *Altdorf* latènezeitlich.

Römische Funde, insbesondere Münzen, sind über das ganze Gebiet zerstreut. Am meisten Münzfunde zählt der Kanton Schwyz. Doch liefern diese noch keinen gültigen Beweis für tatsächliche Besiedelung, denn offenbar hat zwischen den römischen Stationen des Vorlandes und den Gebirgsbewohnern ein reger Handelsverkehr geherrscht und römisches Geld in Gegenden geführt, die nie einen Römer sahen. Durch die Entdeckung der Alpnacherniederlassung ist jedoch die römische Besiedelung der Urschweiz nunmehr sicher erwiesen.

Durch den Nachweis eines *römischen Alpnach* wird die Karte des faktischen römischen Okkupationsgebietes weit über die bisher angenommene südliche Grenze hinaus erweitert und eine alte Streitfrage wahrscheinlich dahin entschieden, dass das Gebiet von Uri, Schwyz und Unterwalden zu Helvetien und nicht zur rätischen Provinz gehörte[1]). Mit grosser Wahrscheinlichkeit dürfen wir

[1]) Vgl. das Referat über den Vortrag *Durrers* in der Antiq. Gesellschaft, Neue Zürcher Ztg., Nr. 233 v. 27. II. 1915.

nunmehr auch für die anderen Haupttäler der Waldstätten römische Besiedelung annehmen. Für *Uri* gibt die Anlage der Türme von *Bürglen* einen Fingerzeig, für *Schwyz* vielleicht der Schatzfund von *Rickenbach.* An der Peripherie der Urschweiz, in *Küssnacht,* hat sehr wahrscheinlich eine römische Niederlassung gestanden; zwingend nahe liegt endlich auch ein *römisches Luzern.*

Von *nachrömischen* Siedelungsresten in der Urschweiz sind bisher hauptsächlich Gräber bekannt, aber kein einziges ist genau untersucht worden. Für die Kenntnis der unmittelbaren Vorgeschichte der Begründer der Eidgenossenschaft wären einlässlich erforschte Funde aus der Völkerwanderungszeit und den nächsten Jahrhunderten von besonderem Wert. Hier dürfen wir von der Zukunft neue Kunde hoffen.

Wir können zum Schlusse sagen: Auch in der Urzeit waren die Waldstätten keine menschenleere Öde; ihre Besiedelungsgeschichte läuft mit jener der benachbarten Gebiete parallel, wenn auch der Strom der Erscheinungen spärlicher und langsamer floss. Ob schon der Neolithiker die Urschweiz durchzog, ist ungewiss; sicher war sie bereits in der älteren Bronzezeit begangen, in der jüngern besiedelt. Die Römer haben sie mit dem übrigen Helvetien okkupiert. Die Völkerwanderung ist auch in diese entlegenen Täler hineingeflutet. So haben wir als Endergebnis unserer Untersuchung den Satz: Auch für die Urschweiz lässt sich mit einiger Sicherheit heute schon eine gewisse Kontinuität der Besiedelung, vielleicht schon seit dem Ausgang des Neolithikums, sicher von der Bronzezeit weg bis zum Frühmittelalter nachweisen.

Anhang.

I. Verzeichnis der Ortsnamen.

Aaried, Giswil 11
Acheregg, Stansstad 15, 80
Aelggi, Sachseln 78
Allmendstrasse, Sachseln 72
Allweg, Stans 38
Alpiniacum 69
Alpnach 28, 80
Alpnach-Dorf 39—69
Alpnach, Schloss 41
Alpnachstad 15
Altdorf 24, 37, 80
Altendorf 76
Altmatt, Schwyz 31
Arbensäge, Sarnen 8, 79
Arth 30, 31
Attinghausen 37
Augst 53, 63
Avenches 63

Bachmattli, Alpnach 15
Baden 63
Bäch 9
Bätzberg, Uri 37
Balm, Solothurn 20
Banassac 63
Baselaugst 29
Bauen 12
Berfiden, Schwyz 29
Bergli, Sarnen 25
Bern, Kt. 74, 79
Berneroberland 68, 80
Biel, Sachseln 73
Bisistal 16, 37, 80
Bitzikofen, Sarnen 38
Breiten, Küssnacht 76
Brienzersee 79
Bruderbalmhöhle, Rigi 7
Brünig 79
Brünigpass 68, 74
Brünigstrasse 71
Brugg 64
Brunnen 14, 22, 29, 30
Bülach-Eglisau 19
Bürgel, Sarnen 27, 38
Bürgeln, Gersau 31, 38
Bürgen, Stans 15, 16
Bürgenberg 38, 80
Bürgenstock 11, 12
Bürglen, Gurtnellen 38
Bürglen, Hürital 37, 38
Bürglen, Lungern 38, 68
Bürglen, Uri 18—19, 38, 80, 81
Buochs 27, 70
Buochserberg, Buochs 70, 71
Burg, sog. Gesslerburg, Küssnacht 32, 33, 76
Burg, sog. untere, Küssnacht 31—35

Castione 53

Delli, Stansstad 15
Dörfli, Wolfenschiessen 71
Drachenfluh, Ennetmoos 9
Drachenhöhle, „ 19—22, 80
Drachenloch, „ 19—22, 24, 80
Drachenried, Stans 20
Dundelbach, Lungern 15, 80

Eigenwies, Schwyz 36
Engelberg 15, 37, 80
Ennerberg, Buochs 70
Ennetbürgen 9
Ennetmoos 11, 19—22, 24, 38, 74, 80
Ennetmooserried 11, 19
Ennetmoosersee 9
Erstfeld 17—18, 80

Feld, Alpnach 41, 42, 49
Fontannen, Giswil 26, 38
Frackmünt, Pilatus 38
Frankfurt, a. M. 75
Fraubrunnen, Kt. Bern 29
Frohnalp, Schwyz 36
Frutt, Kerns 15, 80
Frutt, Kt. Schwyz 37

Gallenplatten, Brünigpass 74
Geissgaden, Stansstad 15
Gersau 31, 38
Gibelwald, Kt. Schwyz 36
Giswil 11, 22, 26, 38, 67, 71
Giswilerstock 26
Glattfelden 19
Göschenen 37
Graubünden 79
Griespass 68
Grimselpass 68
Grossteil, Giswil 38, 68
Grubisbalmhöhle, Rigi 7
Günsberg, Solothurn 20
Gütschhubel, Ennetmoos 11
Guévaux 29
Guggenhüsli, Arth 77
Guggern, Oberiberg 76
Gurtnellen 38

Hammetschwand, Bürgenberg 11
Hasli, Sarnen 11
Heddernheim 63
Heiligkreuz, Mels 19
Helloch, Muotatal 30

Helvetien 80, 81
Hengeloh, Sarnen 8, 79
Hergiswil 68
Hessisbohl, Kt. Schwyz 38
Hitschisbach, Lungern 28
Hochfluh, Brünigpass 74
Höllberg, Muotatal 37
Hofheim, i. Taunus 53
Hofmattli, Steinen 16
Hornerberg, Lungern 77
Horw 51
Hostetten, Oberdorf 70
Hubel, Sachseln 71, 72, 73
Hübeli, Giswil 71
Hürital, Kt. Schwyz 30, 37, 38
Hütten, Kt. Schwyz 7
Hurd, Alpnach 41
Hurden, Kt. Schwyz 11, 37
Husmatt, Wiesenberg 77

Ibach 31
Iberg 38
Ibergeregg 31
Illgau, Muotatal 77
Im Kamp, Lungern 38, 68
Italien 68
Jänzimatt, Giswil 26
Jagdmatt, Erstfeld 17—18, 80
Johanneskapelle, Riemenstalden 23
Jost, St., Ennetbürgen 38
Jura 79

Kamp, Im, Lungern 38, 68
Kastel, Ennetbürgen 38
Kastel, Sachseln 38
Kastelen, am Pilatus 38
Kasteln, Schattdorf 38
Katherinenbrünneli, Brunnen 29
Kerns 12, 25, 74, 78
Kilchmätteli, ob Sarnen 74
Kilchschwand, ob Sarnen 75
Kirchenrüti, Riemenstalden 23
Kirchgassstrasse, Sarnen 25
Kirchhofen, Sarnen 25
Kirsiten 9
Kittendorf, Mecklenburg 74
Klausenstrasse 18
Kloten 29
Kottwil, Kt. Luzern 29
Küssnacht 16, 30, 31—35, 38, 39, 68, 75, 76, 80, 81

Lachen 16, 36, 80
Landenberg, Sarnen 25, 26—27
Laubligen, Alpnach 41, 42, 49
Limmattal 80
Lopperberg 15
Lowerz 30
Lützelau 11, 35
Lungern 9—11, 15, 16, 38, 68, 79, 80
Lungerersee 11, 79
Luzern 68, 81

March 36
Marmels, Graubünden 20
Martinskapelle, Ufnau 35, 76
Mecklenburg 74
Meggen 77
Meilen 9
Melcha, Sarnen 11, 75
Melchadelta, Sarnen 75
Melchtal, Grosses, Kerns 15
Melchtal, Kleines, Sachseln 28
Mels 19
Mittaggüpfi 12—14
Mittelland 79
Morges 54
Morschach 14, 22, 30, 36
Morschachertor 14
Morschacherwald 14
Mühlefluh, Arth 31
Mühlehausgarten, Arth 31
Mürlen, Iberg 38
Mürlensteinen, Kt. Schwyz 38
Muota, Muotatal 30
Muotatal 16, 30, 37, 77, 80
Muracher, Giswil 38, 68
Muren, Gurtnellen 38
Murhof, Sarnen 38, 68
Muri, Kerns 38
Muriholz, Kerns 38
Murmatt, Ennetmoos 38
Mutterschwanderberg, Nidwald. 9, 20

Neuenburgersee 21
Nidwalden 38
Niederdorf, Sachseln 72, 73
Niederdorfstutz, Sachseln 72
Niederried, am Brienzersee 79
Niederstad, Alpnach 15, 80
Niklausen, St., Kerns 38, 74
Nuolen, Kt. Schwyz 36
Nussbäumli, Altdorf 24

Obbürgen 22
Oberarth 77
Oberiberg 76
Oberitalien 80
Obermurmatt, Ennetmoos 38
Obwalden 38, 69, 73, 79
Odilienberg, b. Strassburg 22
Ort, a. Urnersee 14

Pilatus 12—14, 38
Pilatussee 13—14
Platte, bei Schwyz 29

Rätische Provinz 80
Ramersberg 8
Reichenburg 37
Renggpass 68
Reuss 68
Reussbühl 68
Rickenbach, Schwyz 16, 28—29, 39, 81
Rickenbach, Sihltal 16, 17
Riemenstalden 23, 36, 37, 77
Rigi 7
Römerstalden 36
Römerswil 31, 38
Rohren, Ennetmoos 11
Rohrweg, Hurden 11
Rossmettlenalp, ob Göschenen 37
Rotzberg, Ennetmoos 22, 71
Rudenz, Giswil 22, 71

Ruodsperi, Kerns 77
Rupperslaui, Muotatal 30

Saalburg 63
Sachseln 26, 38, 71—73, 78
Sachslerallmend 12
Säntisgebirge 79
Saphorin, St. 54
Sarnen 12, 19, 25, 26—27, 28, 38, 67, 68, 72, 73, 75
Schallenberg, Sachseln 12
Schattdorf 37, 38, 74
Schindellegi-Hütten 7
Schlierenbäche, Alpnach 41
Schlierental, Alpnach 41
Schlossrain, Küssnacht 31, 32, 33, 35
Schneckenhubel, Sarnen 19
Schöllenen 37
Schönbül, Unteriberg 7
Schoried, Alpnach 41, 42
Schürmatt, Küssnacht 31
Schwanau, Insel 30
Schwändi, Sarnen 8, 16
Schwändiberg, Sarnen 79
Schwändi-Kaltbad, Sarnen 12, 41
Schwandbach, Sarnen 8
Schwarzenbach-Gruobi, Bisistal 16
Schwyz 9, 16, 29, 30, 38, 39, 76, 79, 80, 81
Seewligrat, Obbürgen, Nidwalden 22
Sihl 7
Sihlquellen 37
Sihltal 16, 17, 37, 80
Stadelmatt, Küssnacht 76
Stalden, ob Sarnen 74
Stans 70, 77
Stansstad 15
Steigelfadbalmhöhle, Rigi 7
Steinen 16—17, 29, 30, 80
Stirzental-Egg, Kt. Zürich 19
Storeggpass, Engelberg 80
Strassburg 53
Studi, Giswil 38
Surenen 37
Sustenpass 37

Tablat, Bauen 12
Tannen, Kerns 78
Teiftal, bei Hostetten, Oberdorf 70
Tempfelsmatt 15
Thunersee 68
Thurmatt, Giswil 22
Tifelmattli, Sarnen 38
Tuggen 36

Uchtern, Alpnach 39, 41, 42
Ufnau, Insel 11, 35—36, 76 77
Unteriberg 7
Untermur, Sarnen 38
Untermurmatt, Ennetmoos 38
Unterwalden 69, 78, 79, 80
Uri 36, 38, 74, 79, 80, 81
Urschweiz 79, 81
Ursern 37
Ursisbalm, am Brienzersee 79

Vierwaldstättersee 68
Vindonissa 66
Voribach, Sarnen 19
Vorsäss, Mutterschwandberg 9

Waad, Kerns 12
Waldstätten 79, 81
Wallis 68, 79
Waltersberg, Gem. Oberdorf 70
Wasi, bei Brunnen 30
Wassen, Kt. Uri 12, 37
Wiesenberg, Gem. Dallenwil 77
Wilen, Sarnen 8, 38, 68, 79
Wiler, Gurtnellen 38
Willerzell, Einsiedeln 16
Windisch 61, 68
Winterswil, Buochs 70
Wissenbach, Sachseln 71—73
Wolfenschiessen 28, 71

Zimmerstalden, Muotatal 77
Zürich 65

II. Erklärung der Tafeln.

Tafel I.

Nr.		Massstab	Fundort	Besitzer
1:	Spitznackiges Steinbeil	$^3/_4$ nat. Gr.	Hengeloh, Gemeinde Sarnen	Hist. Museum Sarnen
2:	Steinhammer	$^1/_2$ „ „	Wilen, Gem. Sarnen	Dr. E. Etlin, Sarnen
3:	Steinbeil, Bruchstück	„ „	Kirsiten, Gem. Stansstad	Hist. Museum Stans
4:	Quarzitkeule, Bruckstück	$^1/_2$ „ „	Arbensäge, Gem. Sarnen	Dr. E. Etlin, Sarnen
5:	Netzschwimmer	ca. $^1/_2$ „ „	Lungern	Kantonsschule Sarnen
6:	Bearbeitetes Hirschgeweihstück	ca. $^1/_4$ „ „	Lungerersee	„ „
7:	Bronzebeil	$^1/_2$ „ „	Engelberg	Rathausmuseum Luzern
8:	Bronzebeil	$^1/_2$ „ „	Frutt, Gem. Kerns	Dr. E. Etlin, Sarnen
9:	Bronzebeil	$^1/_2$ „ „	Niederstad, Gem. Alpnach	Hist. Mus. Sarnen

Tafel II.

1:	Bronzebeil	$^1/_2$ nat. Gr.	Acheregg, Gem. Stansstad	Hist. Mus. Stans
2:	Bronzelanze	$^1/_2$ „ „	Bürgenberg, Gem. Stansstad	„ „ „
3:	Bronzenadel	$^2/_3$ „ „	Steinen	Landesmuseum
4:	Bronzedolch	$^2/_3$ „ „	Steinen	„
5:	Bronzedolch	$^3/_4$ „ „	Willerzell, Gem. Einsiedeln	Martin Gyr, Einsiedeln
6:	Bronzebeil	$^1/_2$ „ „	Muotatal	Landesmuseum
7:	Bronzebeil	$^1/_2$ „ „	Bisistal	„
8:	Bronzebeil	$^1/_2$ „ „	Küssnacht	„
9:	Bronzebeil	$^1/_2$ „ „	Willerzell, Gem. Einsiedeln	Martin Gyr, Einsiedeln

Tafel III.

1:	Bronzemesser	$^1/_2$ nat. Gr.	Jagdmatt, Gem. Erstfeld	Jagdmattkapelle
2:	Mohnkopfnadel	$^2/_3$ „ „	Bürglen	Hist. Mus. Altdorf
3:	Bronzene Spirale eines Doppelspiralhackens	$^2/_3$ „ „	Bürglen	„ „ „
4:	Durchbohrte Zähne	„ „	Voribach, Gem. Sarnen	Hist. Mus. Sarnen
5:	Römische Urne	$^1/_3$ „ „	Insel Ufnau	Landesmuseum
6:	Eiserne Axt	$^1/_2$ „ „	Brünigpasshöhe	Dr. E. Etlin, Sarnen
7:	Zwei Bronzeringe	$^2/_3$ „ „	Küssnacht	Landesmuseum

Die Tafeln IV—VIII stellen Ansichten und Gegenstände der römischen Ausgrabungen von Alpnach dar. Alle Fundstücke im Hist. Museum zu Sarnen.

Tafel IV.

1: Blick auf den Nordteil der Villa, von Südwesten. Links Raum VII, der Nordgang und Raum II. In der Mitte, im Vordergrund die Türschwelle von Raum VIII. 2: Blick auf die Westmauer in Raum II, mit dem doppelten Bewurf. Die Reste des Fugenverputzes sind deutlich zu erkennen. 3: Raum II, mit den beiden Gussböden, von Osten gesehen. Im Hintergrund die Westmauer mit dem Fugenbestich. 4: Raum IV, von Norden gesehen. Rechts die Türe nach dem Hof und die schmale, lange Steinpflästerung.

Tafel V.

1: Ruine B. Ansicht von Südosten. Man bemerkt die vom Südosteck abgehende Trockenmauer. — 2—4. Ruine C. 2: Gesamtansicht von Südosten. 3: Ein Teil der Hypokaustanlage, von Osten. 4: Baderaum, von Süden.

Tafel VI.

1: Bronzeplatte, oben versilbert, mit Linienornamenten. $^2/_3$ nat. Gr. 2: Bronzehenkel mit Frauenkopf. 3: Bronzene Spange. 4: Zierblech aus Bronze. 5—8: Bronzering und Fragmente. 9: Bronzenadel. 10: Bronzenadel von einer Scharnierfibel. 11: Fischangel aus Eisen. 12—16: Schreibgriffel und Bruchstücke aus Bein. 17: Zugespitzter Knochen 18: Flaches Werkzeug aus Bein. — Die Gegenstände 2—18 in $^4/_5$ nat. Gr.

Tafel VII.

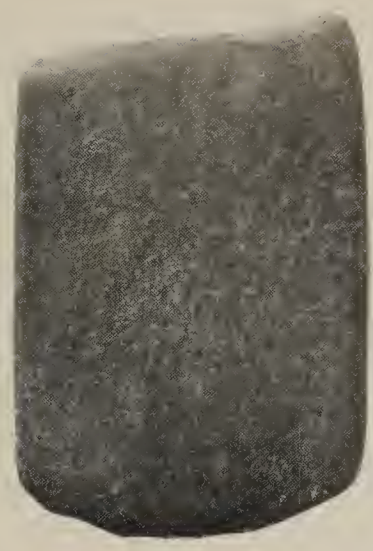
1—2: Graublaue Scherben von einem grossen Gefäss. 3—11: Ziegelrote Scherben mit verschiedenen Verzierungen. 12—20: Scherben mit Kerbschnitt. 21, 22, 38: Wandstücke von Sigillatagefässen. 23: Bruchstück mit einer weiblichen Figur. Sigillata. 24—28: Sigillatascherben mit Tierfiguren. 24: Hund mit Halsband, 25: Kaninchen, 26: Füsse eines Bären, darunter geflügelte Putte mit Schild, 27: Pferd, 28: Katzenartiges Tier. 29—37: Scherben von demselben Geschirr, hart gebrannt, kupferglänzend, mit Tierfiguren und Verzierungen in Barbotinetechnik. 39—40: Bemalte Scherben. — Sämtliche Objekte in etwas mehr als halber nat. Grösse.

Tafel VIII.

1—6: Scherben mit Barbotineverzierung. 7—9: Scherben mit „Schuppenverzierung“, in Barbotine. 10—16: Scherben mit eingepunzten Kreisornamenten. 17—35: Scherben mit Verzierungen in Rädchentechnik. 36: Scherbe mit Schachbrettmuster. 37: Räucherpfeifchen aus rotem Ton; Stiel abgebrochen. 38 - 39: Objekte aus Sandstein, vielleicht Polierinstrumente? 40: Spinnwirtel oder Gewicht aus Kalkstein — Alle Gegenstände in etwas mehr als halber nat. Grösse.

1

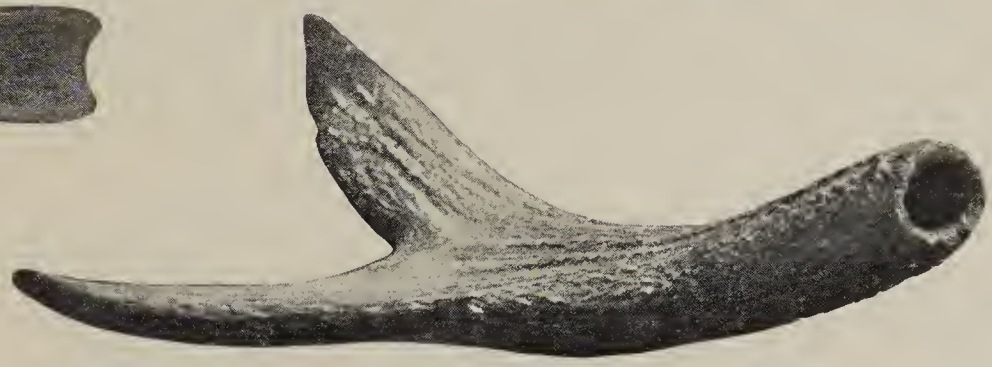
2



3

4

9

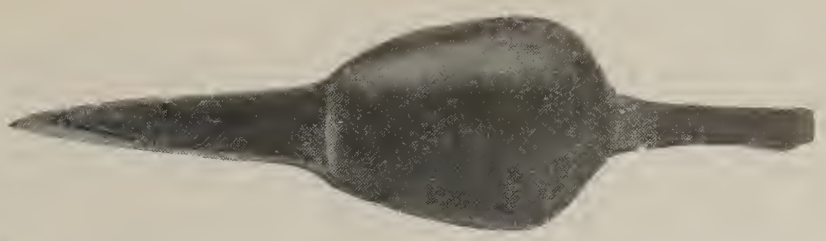


6

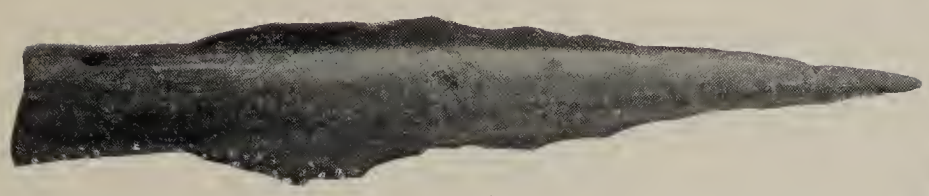
7

8

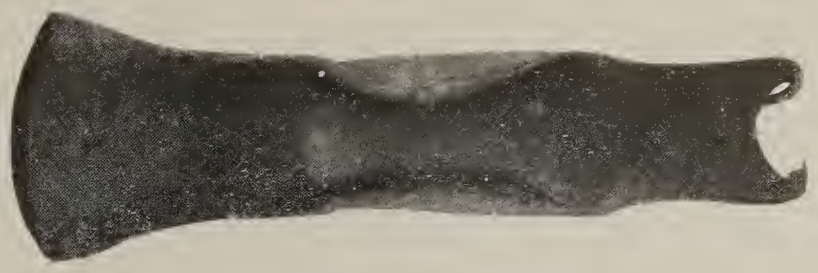
5

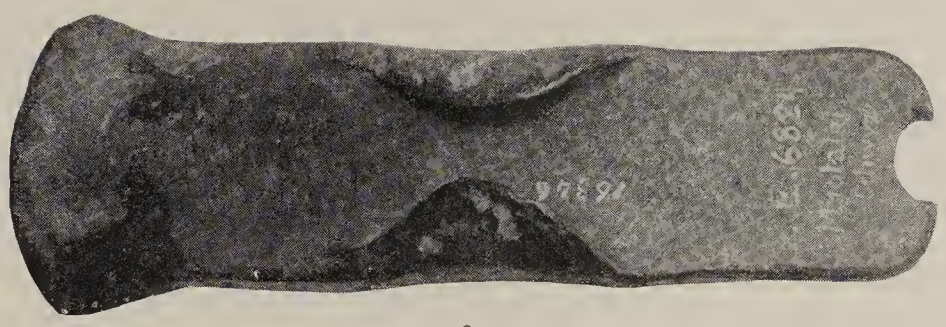


1



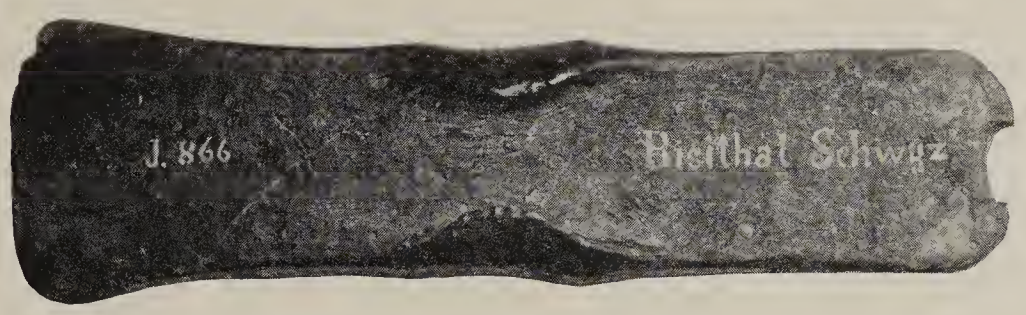
2



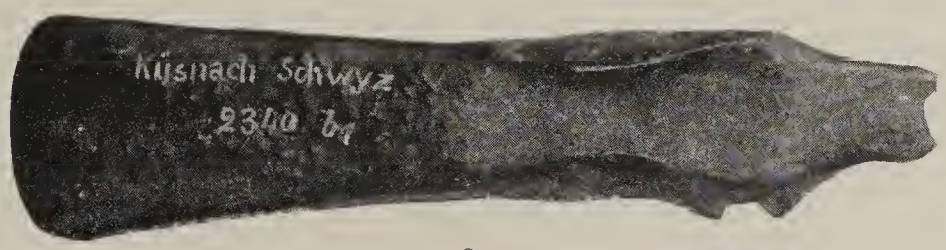


6

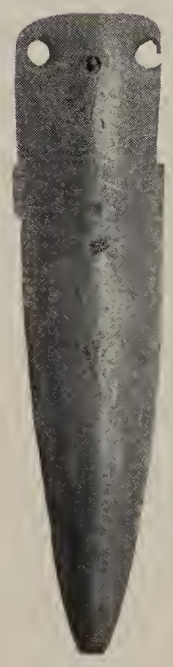
5



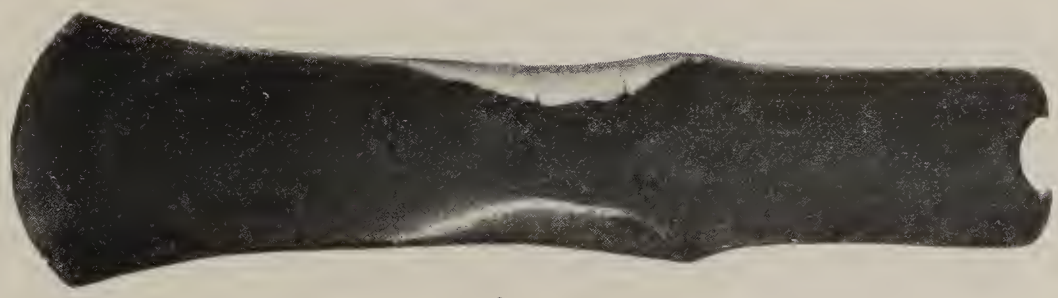
7



8



4



9

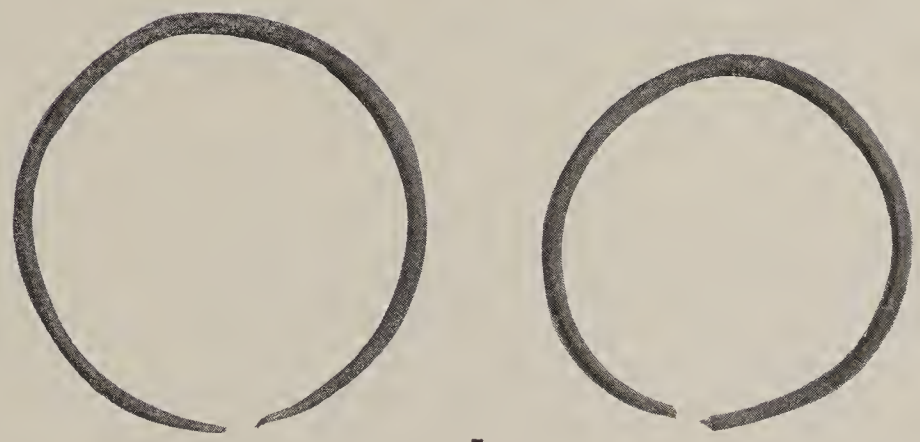
3

1

2

6

3



7

4

5

1

2

3

4

1

2

3

4

1

1
2
3
4
5
6
7
108
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31
32
33
34
35
36
37
38
39
40

1
2
3
7
8
4
5
6
11
10
9
12
13
15
16
19
18
14
22
23
17
21
24
20
25
27
28
29
26
30
31
33
36
34
32
35
37
38
39
40

L.NABH...ÜRICH 2